89.964

Sophie v. Tresenreuther
geb. v. Thomson

* Kiel 1795

Geist der Memoiren

der

Herzogin Mathilde

von Burgund.

In den Begebenheiten

verschiedener Personen

aus dem

zwölften und dreizehnten Jahrhundert.

Der du die Wahrheit gern in leichten Chören
Bei Reihe-Tänzen siehst;
Und in des Philosophen Lehren
Den Ernst der Patriarchen fliehst! —

Altona, bei Kaven und Compagnie.

Schleswig,
gedrukt mit Serringhausenschen Schriften.
1789.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/geistdermemoiren131tres

RBR
Jantz
#1376

Als Siegfried von Lindenberg im Publiko erschien, glaubte sich ein schwäbisches Städtchen nach dem Leben dadurch geschildert, und hätten nicht in dem Zeitpunkt die Feder-Kriege die Stelle des Faust-Rechts eingenommen: so würde einer meiner beliebten Landsmänner, zum Lohn seiner vorzüglichen Gaben, bei aller Herzens-Güte, die in Seinen Schriften hervorschimmert, gewiß das blutende Opfer derer geworden seyn, die Ihn misdeuteten, weil sie Ihn, vermöge ihrer Einsichten und Denkungsart, nicht verstehen konten.

Die Verfasserin dieses Romans, die ihr Buch weder durch den Ruf, noch durch das Genie eines der Männer geschüzt weiß, von denen es genug ist, zu lernen — und doch hofft, daß dies kleine Werk ungeskäupt und unverachtet davon kommen wird, schließt aus fremden Beispiel,

daß es manchmal nöthig und gut sei, einer unverdienten Kritik, einer falschen Meinung, einem schiefen Urtheil zuvor zu kommen.

Jedem wohldenkenden Autor muß es wehe thun, wenn man ihm den Willen beimißt, persönlich zu beleidigen, eine unbekante Sache öffentlich zu entdekken, oder von Dingen zu reden, die irgend einer lieber verschwiegen sähe. Die Verfasserin dieser Memoiren ist sicher weit weniger empfindlich über die Mängel des Verstandes, als über die Fehler des Herzens.

Die erste Pflicht eines Autors ist Unpartheilichkeit. Allgemeine Erfahrung und einige Menschenkentniß geben dem prosaischen Dichter so vielen Stof zu einer Erzählung, daß er eine sehr armselige Einbildungskraft haben müßte, nähme er seine Schilderungen von einzelnen Gegenständen her. Ein flüchtiger Ge-

danke

danke giebt ihm die Idee zu lebenden Gemälden; derselbe Augenblik zeigt ihm eine Sache in hundertfacher Gestalt.

Wie würde er den Zwang ertragen können, einzelne Menschen oder Städte zu malen; wie könte er, im Gang der Geschichte, die Natur ganz mit seinem Plan vereinen? Sein Verstand und seine Lebhaftigkeit sucht überall zu blikken, sein Ziel ist die Erreichung des Ganzen; er trift es nach seinen Kräften.

Für die zweite Pflicht eines Autors hat die Verfasserin dieses Romans es gehalten: wahr zu seyn. Verfehlte sie diese Absicht nicht, so kan es sich sehr wohl zutragen, daß hie und da Jemand seine schwache Seite getroffen fühlt. Das ist denn nicht die Schuld der Verfasserin, die, bei der vollen bescheidenen Empfindung, ebenfals eine schwache Seite zu haben, als sie sich

genöthigt sah, ein Buch heraus zu geben, dadurch einigen Nuzzen zu schaffen wünschte, und sich sehr belohnt finden wird, wenn sie einige wenige auf sich selbst und ihre Situation aufmerksam gemacht hat.

Der eingeschränkte Wunsch der Verfasserin fordert ausserdem nichts, als daß dieser kleine Vorbericht jeden Leser zu einem ruhigen, kalten Urtheil vermöge.

Freude wird ihr der Beifall derer seyn, für die ihre Laune und Denkungsart sie antrieb, zu schreiben.

Erstes Kapitel,

(bekömt keine Aufschrift, um nicht ungelesen zu bleiben.)

Wie, zu Ende des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, der Hof Herzogs Eudo des Dritten von Burgund, einer der glänzendsten unter allen fürstlichen Höfen in Frankreich war; wurden an demselben zwei junge Damen bewundert, deren Silhouetten oder Biographien ihnen unstreitig die Bekantschaft vieler Unbekanten würde erworben haben, wäre nicht das mittlere Alter an schönen Erfindungen und öffentlichen Blättern eben so arm gewesen, als unsre erleuchteten Tage damit in reichem Ueberfluß gesegnet sind.

Allein, es stand im Buch der Schikfale gezeichnet, daß Dinge von so großer Wichtigkeit, Verfas-

sung und Sitte ungeachtet, nicht auf immer für die Nachwelt verloren gehen sollten. Die Herzogin Mathilde, — Gemahlin Herzog Eudo des Dritten — bekam den glüklichen Einfall, Memoiren zu schreiben; vieleicht, weil die beiden schönen Frauenzimmer ihre Einbildungskraft oft auf irgend eine Weise beschäftigten; vieleicht auch, weil sie ein uninteressantes Einerlei in ihrem Buch zu verweben fürchtete, wenn es nicht durch ein Geschichtchen gewürzt ward. — Genug, der Frau Herzogin haben wir es zu danken, daß die Anekdoten aus dem Leben der schönen Nanette von Durville und der reizenden Isabelle von Beauchamp zu uns gekommen sind.

Schade ist's für so viele Verstorbene, die mit dem barbarischen Styl und dem diplomatischen Französisch würden zufrieden gewesen seyn, was meine Urschrift enthält, daß sie bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts im Manuscript vergraben lag! — Daß ich nun von dieser Ueberzeugung belebt, den kostbaren Ueberrest aus der mir zugefallnen geheimen Cassette des Uhr-Enkels eines gewissen Prinzen, dem gänzlichen Verderben entreisse, ihn nach der Mode aufpuze, und auf diesen Grund gebaut, einen Roman herausgebe, wird, hoffe ich, ohne besondern Tadel Jeder gerne geschehen lassen, den die belles Lettres interessiren und nicht interessiren.

So

So schwer die Arbeit seyn mag, hat sie ihre Vortheile, die, wenn gleich der sanfte Lohn, den sich die Eitelkeit manchmal verspricht, und der Gewinn, der oft zu hoch gerechnet wird, im Gleichgewicht mit dem dritten Theil der Erwartung bleiben, dennoch für gewisse Köpfe ein Etwas sind, daß sie nicht entbehren mögten.

Dinge, die ihrem Herzen, ihren Sitten, ihrer Art zu handeln schädlich werden könten, meine geliebten Leser, sollen Sie wissentlich nicht in meinem Buche antreffen; so viel an mir ist, will ich sogar zu vermeiden suchen, daß Ihnen reine Absichten keine schlimme Veranlassung werden mögen. Sehen Sie gütigst darauf, daß alle meine Helden und Heldinnen durch die natürliche Folge ihrer Handlungen bestraft oder belohnt wurden; daß alle Zeit für sie verloren war, die sie taumelnd in der Ideen-Welt verträumten; so werden Sie, glaube ich, von selbst auf die Spur kommen, daß frohe Thätigkeit, ruhige, treue Erfüllung unserer Bestimmung, Genuß des Gegenwärtigen — einzig-wahres Glük des Lebens ist, und dem armen Sterblichen jeder edle Vorsaz gelingt, wenn er gesunde Vernunft genug hat, ihn zu fassen, und Bestigkeit genug, die unendliche Stärke, die in ihm liegt, zu seiner Ausführung anzuwenden; daß es nur darauf ankömt, die kleinen Ohngefähre zu überwinden, die sich ihm zuweilen als wichtige Hindernisse aufdringen.

Sie werden mehr als einmal Gelegenheit finden, zu sagen, daß der verloren ist, der sich durch den Zufall hinreissen läßt; eigene Erfahrung dagegen wird Sie lehren oder gelehret haben, wie neben der allerkritischten Situation, allemal eine sehr schöne Möglichkeit sieht, um mit Ehren aus der Sache zu kommen, selbst für den sangninischsten Menschen, wenn er anders ernstliches Belieben findet, der Pflicht treu zu bleiben, die Vernunft und Gewissen nicht unterlassen werden, ihm, in einem solchen Fall, sehr lebendig vorzustellen.

Sollte, nach dem allen, mein Geschichtchen nachtheilige Wirkungen hervorbringen; so bitte ich, daran zu denken, daß man mit Brod und Milch den Magen verderben kan, wenn man entweder die Kost nicht zu käuen versteht, oder sie zur Unzeit, oder im Uebermaasse geniesset.

Sie, würdiger Mann, der Sie in Ihren Schriften das nüzliche mit dem äussersten Interesse so sehr zu verbinden wissen! versagen Sie, und alle, die Ihre Meinung angenommen haben, darum meinem kleinen Werk Ihren Beifall nicht, weil es ein Roman ist, der von Prinzen und Edelleuten handelt! Jeder hat seine Ursachen, indem er die Wahl der Materie bestimt, die sein Buch enthalten soll. Die Sitten und Handlungen der höheren

Klassen

Klassen haben unstreitig vielen Einfluß aufs Ganze; es kan seinen Nuzzen haben, eine Geschichte aus der vorigen Zeit in der unsrigen zu erzählen.

Und Sie, meine lieben jungen Leser und Leserinnen, die Sie, durch Etikette oder Mangel am Vermögen, oder Grundsäzze in ihrer Erziehung, von manchen brillanten Festen ausgeschlossen sind, sehen Sie mit unpartheiischen Augen, wie oft es sich in der Welt zuträgt, daß eine Nuß keinen Kern hat, und lassen Sie sich nicht unruhig gelüsten, ihre stillen häuslichen Freuden mit dem Vergnügen zu vertauschen, am Nuß-Knakken zahnlos zu werden.

Hiemit empfiehlet sich die Verfasserin bestens, und endiget ihre Vorrede.

Zweites Kapitel,

(welches schon interessanter ist.)

Eines Tages, da Herzog Eudo auf die Jagd geritten war, fand die Oberhofmeisterin der Herzogin, Madame Paravinette, ihre Gebieterin in sehr übler Laune; sie gab sich nicht die Mühe, zu untersuchen, was davon die Ursache seyn könte. Ohne Neugierde und bei sehr vieler Güte, galt es ihr gleich, ob Mathilde an einer Anwandlung von Eifersucht oder Eitelkeit krank lag, ob sie aus Ursachen oder aus Eigensinn verdrießlich war; aus Klugheit that sie in solchem Fall, was sie konte,

und

und suchte die Prinzeßin zu zerstreuen. Zehn quere Antworten sollen Madame Paravinette nicht aus der Fassung gebracht haben: und man will versichern, sie habe jedesmal ihren Endzwek erreichet, die Frau Herzogin in bessere Laune zu bringen.

Nachdem die Prinzeßin einigemal ihre Meinung geändert hatte, ward an dem schönen Herbst-Morgen, von dem wir izt reden, ein Spazier-Ritt beschlossen. Herr von Branchenard, der Herzogin Kammerherr, trug neben den Farben der Fräulein Crouflet die süße Schwachheit im Herzen, jedes schmukke Gesicht mit Wohlgefallen anzusehen; Herr von Branchenard schlug also vor, den Weg dahin zu nehmen, wo er welche zu finden wußte. Aber die Frau Herzogin, nachdem sie bis zur Entschliessung gekommen war, hatte bestimt, den Herrn von Rosiere zu besuchen: und das geschah.

Der Herr Kammerherr füllte alle müssige Augenblikke damit aus, über den weiblichen Neid und Eigensinn nachzudenken; Fräulein Crouflet war mit dem mislungenen Plan nicht übel zufrieden; die übrigen Damen waren sehr aufgeräumt; die Cavaliere gaben sich Mühe, es zu scheinen; und Paravinette, die allein wußte, welchen Ausgang die Sache gewinnen würde, fand herzliches Behagen an den mannigfaltigen Seiten-Sprüngen, die die Vorstellungen von Glük oder Unglük den unwissenden Menschen machen lässet, indeß vieleicht

die

die Vorsehung beschlossen hat, das Gegentheil zu realisiren.

So standen die Sachen, als die Herzogin mit ihrem Gefolge vom Herrn von Rosiere im Schloßhofe empfangen wurde. Der gute Edelmann, ob er gleich durch Paravinette erst seit einer Stunde von diesem unerwarteten Besuch benachrichtet worden, war nicht im mindesten verlegen dabei; er glaubte, Abwechselung gewähre mehr Freude, als Pracht; die erstere fand ein jeder Gast bei ihm; und da sich kein Erdenbürger durch diese Unterhaltung ennüiret hatte, glaubte er, die Frau Herzogin würde nicht die erste seyn, um Langeweile zu finden, wo sie fehlt; er ließ daher alles in seiner gewöhnlichen Ordnung, machte einige Anstalten zur anständigen Bewirthung der Gesellschaft, und bewillkomte sie mit aufrichtiger Freundlichkeit.

Die Frau Herzogin glaubte in seiner Miene etwas zu lesen, das ihr fremd, aber nicht minder angenehm war; Fräulein Crousset, die sich noch nicht lange bei Hofe aufhielt, rief laut: Qu'est ce que c'est que ça? — Herr von Branchenard beruhigte beide durch die leise Versicherung: C'est une Mine de Province! —

Nun ging's ins Schloß. Säle und Cabinetter von simpler Eleganz, ein angenehmer Garten, Frühstük, Spiel, Tafel-Musik schaften wechselsweise einen muntern Zeitvertreib; die Unterhaltung war

weder

weder gesucht noch überhäuft; alles schien sich natürlich zu folgen, in dem Augenblik da zu seyn, wo man es wünschte. Nur für die Hof-Leute fand sich nicht eine fremde Person aus der Gegend, als Herr von Rosiere: denn ein paar vernünftige Leute, mit denen er auf seinem Guthe lebte, durften — vermöge der Etikette — nicht zum Vorschein kommen. Unter allen weiblichen Gestalten, die man in der Ferne bemerkte, war keine, die für die Bemühung, sie zu lorgniren, entschädigen konte.

Der Kammerherr hatte im Absteigen schon den Ton angegeben, und die Cavaliere legten es allerdings einigemal darauf an, den guten Geschmak ihres Wirths, die Klugheit seiner Anordnungen, und die ungemeine Sorge, die er für das Amüsement eines Jeden trüge, zu persifliren; aber der gesunde Menschenverstand des Herrn von Rosiere war durchaus kein Freund von persiflage. Er wußte es so grade und so fein zu beantworten, persiflirte auf allen Fall auch selbst so gut, daß diese sonst nie versiegende Quelle mit einemmal vertroknet schien.

Spät am Nachmittage sprach die Herzogin von der Rükkehr; Herr von Rosiere ersuchte sie, der Hezze eines Hirsches im Park ihre Gegenwart noch zu gönnen. Die Fürstin nahm den Vorschlag an: man denke, wie sie überrascht wurde, bey dieser Jagd ihren Gemahl vorzufinden. Der allerliebste

Einfall

Einfall verdiente dem Herrn von Rosiere viele Komplimente von allen Seiten: denn es wird versichert, der Herzog habe nie die Prinzessin so schön gefunden, sich nie so gefreuet, sie zu sehen, als in diesem Augenblik, da er sie in einiger Ferne für eine fremde Dame hielt, deren Reiz, Zug für Zug, seine Bewunderung, seine Neugierde, und in Consequence, wie man meint, — seine Wünsche erregt hatte.

Von den Gesinnungen Sr. Durchlaucht zeugen schon der Kammerherr der Frau Herzogin, und die übrigen Cavaliere, von denen die Rede gewesen ist. Denn, daß ohne besondere Veranlassung — Hang zur Veränderung, Hang zum Vergnügen, und der Leichtsinn — gleich dem natürlichen Verderben, in so vieler Männer Herzen wohnen sollte — der an jeden reizenden Gegenstand so weit —— oder so weit ——— hinzieht: das lassen wir weislich nicht gelten. Die Männer haben zu viel Vestigkeit der Seele, denken zu scharf und richtig, wenden zu starke Ueberlegung auf die Folge, sind mit Recht und Unrecht zu bekant. Handlungen, die diesem allen entgegen wirken, können unter ihnen nicht Statt finden; weichen sie ja einmal ab, so müssen ihre natürliche Gefälligkeit und die verzweifelte Koketterie der Weiber Schuld an dieser Schwachheit seyn.

Widerspruch an einem Hofmann gegen die Neigung seines Gebieters, ist eine seltene, immer eine gewagte Sache. Die Cavaliere des Herzogs

von

von Burgund sahen diese Wahrheit ein, und, weil der Fürst dem schönen Geschlecht sehr günstig war, fühlten sie ein ganz eigenes Behagen bei dem Anblik eines jeden hübschen Gesichts.

(*) „Die kleinen Abweichungen von redlicher, „untadelhafter Art zu handeln, ausgenommen, in „die ein leichter Sinn nothwendig verfällt; (und „wir dürfen wol sagen, daß diese kleinen Abwei„chungen sehr üble Folgen haben, oft mehr Scha„den für die Glükseligkeit und Ruhe Anderer an„richten, als die geübteste Bosheit;)" Dies ausgenommen, war der Herzog ein sehr guter Fürst, voll Menschenliebe für seine Unterthanen, voll Güte für Jederman. Liebenswürdig und einnehmend von Person, besaß er Kenntnisse und Verstand genug, um angenehm zu unterhalten. Eudo würde das Glük eines Jeden ausgemacht haben, der sich ihm nahete, hätte er nicht seinen Leidenschaften ein bisgen zu viel Gewalt über sich eingeräumt.

Mathilde, eine Tochter König Alphonsus des Ersten, aus Portugal, verwitwete Gräfin von Flandern, vereinigte in ihrer Denkungsart den heiligen Religionseifer, durch den sich der portugisische Hof jederzeit ausgezeichnet, mit der wizzigen Lebhaftigkeit, die damals in den Niederlanden ganz besonders zu wohnen schien. Eine überaus wohlgetroffene

(*) So sind die eigenen Worte der Frau Herzogin, die anderer Meinung zu seyn scheinet, als die Verfasserin.

feine Mischung von sanftem Ernst und lebendigem Scherz, von strenger Tugend und feiner Galanterie, machten den Umgang der Herzogin äusserst angenehm. Tochter und Enkelin eines Helden, schien auch in ihr der muntere, entschlossene Geist zu leben, der Heinrich, Prinzen von Burgund, zum Könige gemacht, und Alphonsus in dieser Würde, für sich und seine Nachfolger, erhalten hatte. Ohne eine der ersten Schönheiten zu seyn, war die Herzogin eine recht hübsche Dame, deren feiner Bau auf die Feinheit ihrer Empfindungen einen richtigen Schluß machen ließ; sie liebte ihren Gemahl unbeschreiblich, hatte viel Verstand, viel Güte des Herzens, viel Talente. Die Herzogin hätte immer daran glauben dürfen, daß ihr Prinz nicht leicht so viele Vorzüge, in einer Person vereinigt, antreffen, und — wie es die Männer denn machen — mit heimlicher Reue zu derjenigen zurük kehren würde, auf deren wahren Werth und Treue er sich verlassen konte. Aber Mathilde — so gut sie wußte, daß mit einem leichtsinnigen Geliebten keine bessere Parthie zu nehmen ist, als ein immer gleiches, freundliches, ruhiges Betragen und uneigennüzzige Geduld — hatte lange zu wenig kaltes Blut, um so vernünftig zu handeln. Zu viel Liebe, denken Sie, meine schönen Leserinnen; um Verzeihung! wahre Liebe vermag wol, einen Fehler gelassen zu ertragen, hauptsächlich da, wo es eine gute Wirkung für den

Geliebten hervorbringen kan; Neid, Eifersucht und schnell aufwallenden Zorn, — Dinge, die mit der Liebe nichts zu schaffen haben — aus der Seele zu verbannen.

Ich gebe willig zu, daß lieben, und sich für eine andre verlassen sehn, eine der allerpeinlichsten Situationen ist; allein, so viel ich die Herren der Schöpfung kenne, wird sich nicht einer unter ihnen in dem Augenblik, oder in der Zeit, wo er ein Unrecht begeht, davon überzeugen lassen, daß er Unrecht hat. Es steht daher jedem Weibe zu wünschen, daß sie die Fassung erlangt, eine vollkomne unthätige Blindheit zu affektiren, bis dem Mann, mit dem sie verheirathet ist, oder in Verbindung steht, die Sache von selbst verdrießt: geschieht dies, meine Damen, so scheuchen Sie den reuigen Sünder nicht durch eine Strafpredigt von sich; der Himmel selbst fordert nicht mehr von uns, als Reue über unsere Fehler! Ueben Sie da bloß ihre angeborne Güte; handeln Sie in ihrer ganzen Kraft edel gegen Ihren Beleidiger; schonen Sie auf alle Weise seine Eitelkeit, und sorgen Sie, daß nicht Ihre Vorwürfe, sondern sein eigenes Gefühl ihn beschäme. Der Mann, der zu Ihnen zurükkehrt, ist nicht frei von dem mächtigen Eindruk weiblicher Reize; er findet vielleicht oft noch eine andere schöner, wie Sie, das Glük ihrer Gunst auf einige Zeit angenehm; Sie allein aber haben für ihn so unend-

lichen

lichen Werth, daß er nicht, von Ihnen getrennt, leben kan; er kan, glauben Sie mir, jede vergessen, jede verlassen, nur — Sie nicht. Mit einer solchen Empfindung von Vorzug dürfen Sie zufrieden seyn, und nie müssen Sie, wäre es auch nur Ihrer selbst willen, einen kleinen Seiten-Sprung weiter mit peinigender Eifersucht, sondern immer mit großmüthiger Ruhe ansehn. Es giebt ausser der Heirath, in Verbindungen, die nur noch freie Wahl knüpft, Fälle, wo keine Rükkehr zu hoffen ist; in diesen überzeugen Sie sich davon, daß Sie, meine schöne Leserinnen, an einen schlechten Mann gerathen sind, der, in Rükficht auf Sie — besäße er den Verstand und die Kentnisse eines Engels — nichts verdient, als kalte Verachtung: und diese schenken Sie ihm in hohen Grade. Der Mann, der sich an ein gutes Frauenzimmer wendet, um sie zu täuschen, verdient, bei allem Werth, den er sonst haben kan, nichts mehr. Er muß durchaus vom ganzen weiblichen Geschlechte eine schlimme Meinung hegen; ihn zu uneigennüzziger, edler Empfindung von Freundschaft gegen eine desselben umzubilden, ist unmöglich. Seyn Sie im Anfange Ihrer Bekantschaften vorsichtig; vermuthen Sie immer mit Madame Parabinette: Que les hommes sont bons a certain point, für allen, wenn Sie einen antreffen, der sanfte Redlichkeit im Ausdruk hat, und sich mit Ihnen allein zu beschäftigen scheint; so wer-

den Sie nicht leicht, aus inniger Liebe hingerissen, das Opfer der Gottheiten werden, denen so viele Männer dienen — Vergnügen und Zeitvertreib; mit denjenigen, die aus diesen Meinungen kein Geheimniß machen, hat es ja wol für Sie so leicht nichts zu bedeuten.

Dieses Raisonnement, meine lieben Leser, nehmen Sie gütigst hin, als hätte ich Ihnen, auf den Blättern, die es einnimmt, nach der Pflicht eines treuen Autors, sogar die Gedanken meiner Helden gesagt, oder doch das, was sie hätten denken können. Izt wollen wir ganz gemächlich der Gesellschaft ins Schloß zurük folgen. Hier ließ sich das Durchlauchtige Paar gar leicht überreden, dem Herrn von Rosiere noch einen Theil des folgenden Tages zu widmen. Bei der Abendmahlzeit ward sehr viel geplaudert und gelacht: denn die Laune des Herzogs wirkte ja, wie elektrisch Feuer. Die Frau Herzogin ging höchst vergnügt zu Bette, und, obgleich dem Einen das Kopf-Kissen zu hoch lag, und dem Andern die Feder-Dekke zu dik war, schlief Jederman ruhig, den Herrn von Branchenard ausgenommen, der schon eine Stunde nach Mitternacht, in und um der Servante, nebst seinem Bedienten, vergeblich dasjenige Geschir suchte, durch dessen Hülfe Wielands Biribinker die Fee Visidippe entzauberte.

Florivel

Florivel fand endlich für gut, den Haushofmeister zu wekken, damit er eine so grobe Vergessenheit, durch Herbeischaffung des nöthigen Bedürfnisses, wieder gut machte. Es wäre der Ministerial-Parthei in London zu wünschen, daß ihre Vorschläge so wohl im Unterhause aufgenommen würden, wie dieser Vorschlag des treuen Florivels von seinem Herrn, der zwar lange schon wartete und fluchte, aber noch auf keinen nüzlichen Einfall gerathen war. Florivel ging also aus, und suchte bei halbem Licht, unermüdet und umsonst, unter so vielen Thüren eine, die die Thüre zur Schlafkammer des Haushofmeisters seyn könte. Florivel fühlte in gleichem Grad, was auf ihn wartete, wenn er das Unglük haben sollte, irgendwo ungelegen zu kommen, oder mit leerer Hand in das Zimmer seines Herrn zurük zu kehren. Endlich bemerkten ein paar Wächter, die sich in der untersten Etage dem Gott des Schlummers überlassen hatten, einen leisen Schritt; und herzhaft gingen sie Florivel entgegen: denn — troz allem, was ihnen der Pater gesagt hatte — wußten sie aus Erfahrung, daß es im Hause nicht spukte; aber ihr Glaube fing an zu wanken, als sie eine sonderbar gekleidete Knochen-Gestalt sahen — bleich wie der Tod — doch faßten sie sich, und, indem sie Florivel mit zween derben Prügel droheten, riefen sie ihm zu: Sey, wer du wilt! — komm uns keinen

Schritt

Schritt näher, oder wir tödten dich auf der Stelle! — Glücklicher Weise verstand sich Florivel sehr gut auf nächtliche Ebentheuer aller Art; dieses amüsirte ihn sogar, ungeachtet er über den Mangel in seines Herrn Stube eben so unzufrieden war, wie jener; gleich beschloß er, sich einen Spaß zu machen, und sagte sehr freundlich: „Meine Herren! „— ich komme weder vom Himmel, noch von der „Hölle, sondern aus meines Herrn Kammer, und „suche nichts, als Bedürfniß des verfeinerten „Menschengeschlechts, ein Nachtgeschirr; ich hoffe, „Sie werden mich desfals nicht tödten; denn in „der That — ich habe Fleisch und Bein, wie Sie, „und gehöre zum Gefolge des Herzogs von Bur„gund, von dem Sie wol werden gehört haben."

Das hatten die Wächter allerdings, deren Furcht in große Lust überging, über dem närrischen unbekannten Wesen ein wenig zu lachen. Doch, Florivel und die Bauerjungen des Herrn von Rosiere machten das Sprichwort wahr: Fin contre fin n'est pas bon à faire doublure; und weil die Partheien bald merkten, daß sie mit ihren Neckereien abblitzten, blieb Florivel nichts übrig, als mit starken Gründen zu beweisen, wie in einem so wichtigen Falle, als der eben erlebte, die Gegenwart des Haushofmeisters unentbehrlich sey, und die Wächter sich genöthigt sähen, ihn zu wekken und herbei zu führen.

Wenn

Wenn es nur das ist, mein Herr, rief der eine Wächter, so sagt dem Herrn Kammerherrn, daß er thun möge, wie Peter und ich: denn fürwahr, die Mühe wird für ihn so groß nicht seyn, zwey Treppen herabzusteigen, als für uns eine Maulschelle vom Herrn Haushofmeister anzunehmen; die kleinen Herrn hier im Schlosse sind schlimmer, wie der eigentliche Herr; sie lassen sich viel länger bitten, und Gnade Gott, wer sie gar um seine Angelegenheit in der Ruhe oder im Vergnügen stören wollte! — Florivel mogte gute Worte geben oder drohen, es blieb bei der ertheilten Entscheidung, die nur dahin gemildert ward, daß man ihm freistellte, allenfals von dem Empfange des Herrn Haushofmeisters selbst eine Probe zu machen. Florivel fand, daß es mit der Satisfactions-Klage nur eine schlimme Sache seyn mögte, und ein Uebel incognito leichter zu tragen wäre, wie eins, von dem alle Welt spricht, ohne, daß man aufhört, der leidende Theil zu bleiben; er beschloß daher, sich der Gnade seines Herrn zu überlassen, und kehrte misvergnügter, als er gekommen war, zu seinem Schlafgemach zurük.

Die schönste Einleitung von der Welt, von den Mängeln des Landlebens und der Unordnung im Schloß hergenommen, hätte Florivel nicht eine Portion Stokschläge ersparet; — so ungehalten war Herr von Branchenard, ihn zum erstenmal in seinem Auftrage ungetreu zu finden — hätte nicht

der Herr Kammerherr glüklicher Weise zuerst die Nachtmüzze ergriffen, und sie so ungeschikt nach des armen Florivels Kopf geschleudert, daß sie unter die Bettstelle geflogen war. Pfeilschnell ergrif Florivel das Licht, und fand bei der Untersuchung nicht nur die Müzze, sondern auch ein porcelan Geschirr, was die Reise einer alten Jungfer durch halb England, die Bemühung eines Kammerdieners, und die Ungeduld eines jungen Herrn reichlich bezahlen konte.

Wenn wir arme Sterbliche unsern Wunsch erreichen, ist das heftigste Ungewitter den Augenblik in Sonnenschein verwandelt; so war auch der Herr Kammerherr nach dem glüklichen Fund der gelassenste, angenehmste Mann, und — nach seiner Meinung — auf der ganzen Erde kein treuerer Diener, als Florivel. Herr von Branchenard legte sich hierauf zufrieden zur Ruhe, und sann während dem Einschlummern darauf, in welchen wizzigen Ausdrükken er am folgenden Morgen sein bestandenes Geschichtchen bei den Nachttischen am artigsten, als etwas Bedeutendes, geben wolte.

Ich habe mich oft darüber gewundert, wie doch die Grundzüge im Menschen von jeher dieselben gewesen sind und dieselben bleiben; wie Mode, Philosophie und Verfeinerung, das Thun und Lassen gar nicht abändern, nur dem Dinge eine andre Aussenseite geben.

Auch

Auch zu der Zeit, von der ich rede, ward schon jedes Geschichtchen recensirt; nur wurden die Recensionen, der großen Kosten wegen, noch nicht gedrukt, statt dem recensirte man damals, ehe eine Schrift, oder, wie häufig der Gebrauch war, eine mündliche Erzählung in Umlauf gebracht ward, in einer dazu bestimten Versamlung. Das war wol so übel nicht: denn Mancher bekam durch diese Weise von dem, was er hatte sagen wollen, eine so geringe Meinung, daß er — gar nichts sagte. Allein, zum Glükke derer, die alles lesen, wählten sich Viele incognito ihre Recensenten selbst. So machte es auch der Herr Kammerherr, der seinem Freunde, dem Herrn Ober-Jägermeister von Luneville, die Recension seines Vortrages auftrug.

Herr von Luneville fand den Conte du Chambellan, tout a fait charmant, Florivel un homme impajable, und alle junge Hof-Leute riefen bei der Erzählung: Cela est divin! — le Conte de Branchenard aber: Tomba cruellement! — bei der ernsthaften Madame Paravinette; sie wußte auch nicht das mindeste darin zu finden, als die gute Lehre: Nicht eigensinnig sein Glük in und neben einer Servante zu suchen, weil es sehr wohl nur unter dem einsamen Bette zu finden seyn könte.

Wir wollen Ihnen Zeit gönnen, geliebte Leser, über diese Wahrheit und die verschiedene Aufnahme,

die eine neue Sache durch Laune und Charaktere bekömt, ein wenig nachzudenken, indem wir hier dieses Kapitel beschliessen.

Drittes Kapitel,

(in welchem endlich diejenigen erscheinen, von denen eigentlich das Buch handelt.)

Als der Herzog und die Frau Herzogin sich von der Tafel erhoben hatten, bei der — nach Hof-Manier — alles zerlegt und wenig genossen wurde, hätte schier die Gesellschaft bis zur Zeit des Ballspiels ins Gähnen verfallen mögen, wäre nicht Herr von Rostere schon von weiten darauf bedacht gewesen, die Stunde, für die wir — in so manchen Verhältnissen, glüklicher Weise — Caffee und Thee haben, mit etwas besonderem auszufüllen. Er erbat daher von Ihro Durchlauchten (*) eine Audienz, für den Sie im Garten-Saale erwartenden benachbarten Adel. Das war es eben, was man gewünscht hatte; und die Prinzeßin war sehr gerne so gnädig, die Audienz zu bewilligen.

Da

(*) Die Verfasserin hoft sich dadurch keinen Tadel zuzuziehen, daß sie in der Titulatur, des Wohlklanges wegen, das Kostum des achtzehnten Jahrhunderts, den gewöhnlichen Benennungen des zwölften und dreizehnten vorzieht, in dem man weder die Fürsten Durchlaucht, noch die Frauen gnädige Frau, noch die adelichen Jungfern Fräuleins anredete.

Da standen nun mehr wie 30 Weiber und Mädchen, die nicht alle dem Hofe fremd waren, und gut aussahen, wenn ihnen gleich Schönheit fehlte. Aber bald schoben sie, aus ihrer Mitte, der Frau Herzogin zwei Mädchen entgegen, deren eine schön, wie ein Engel, und wovon die zweite reizend, wie die Grazien, war. Beide sezten ein Körbchen mit feiner Stikkerei, nach dem Geschmak der Zeit, schön mit frischen Blumen geziert, zu den Füßen der Herzogin. Bei dieser Ueberraschung schmolzen alle Männer-Herzen aus der Residenz, wie Wachs, und was noch durch den Anblik dieser angenehmen Gestalten ungerührt geblieben war, zerfloß bei der kleinen Anrede, die eine und die andere sehr ungekünstelt und mit vielem Anstande der Durchlauchtigen Prinzeßin vorsagten. Herr von Rosiere nahm sich darauf die Erlaubniß, der Frau Herzogin das schöne Fräulein Nanette von Durville, und das liebenswürdige Fräulein Isabelle von Beauchamp vorzustellen. Mit den übrigen Damen ging es der Etiquette gemäß so, wie mit denen Grafen und Land-Junkern, die lange schon aus verschiedenen Ursachen wünschten: man mögte aufhören, so viel auf die Mädchen zu merken.

Meine Leser mögten vielleicht gerne noch mehr von ihnen wissen, da sie zum Theil vermuthlich, wie die burgundischen Hof-Leute, denken: comment est il possible, daß ein paar Landmädchen, bei der

erſten

ersten Erscheinung, im Zirkel des bon tons auf keine Weise prise über sich geben! Ich will Ihnen dies erklären, meine Herren und Damen.

Die beiden Fräuleins waren von Kindheit an bei ihrer Tante, der Gräfin von Lauremont, erzogen, die eine sehr vernünftige Dame war, und lange in der großen Welt gelebt hatte; sie hegte den Grundsaz, und das Betragen der Fräuleins legte von seiner Richtigkeit Beweis ab: Daß junge Leute, weder am Hofe noch in Paris, Sitte und Lebensart lernen können, bringen sie sie nicht aus ihrer Eltern Haus; daß sie aber nie in feiner Welt fremd sind, gab man ihnen da die gehörige Ausbildung.

Fräulein Nanette von Durville war schön, das haben wir gesagt; das Gemälde spricht davon: ein schlanker Wuchs, etwas über die mittlere Größe, kleine weisse Händchen, runde Arme, ein niedlicher Fuß, ein länglicht-runder Gesichts-Zuschnitt, blaue Augen voll Leben, braune Augbraunen — zum Malen gezirkelt! eine Nase, die weder gebogen noch rund, das wohlgetroffene Mittelding von beeden war. Das braune lokkigte Haar sezte der schönsten Stirne auf den abgemessensten Punkt das Ziel, und der kleine Mund ward bei seinem angenehmen Lächeln, durch zwei schöne Reihen Zähne und ein rundes Kinn, noch mehr erhöht; Lilienweiß und sanftes Rosenroth stellten diese Züge in griechisch-schönes Licht.

Aller

Aller Mühe ungeachtet aber, die Frau von Lauremont sich, des Fräuleins von Durville wegen, gegeben hatte, war es ihr unmöglich gewesen, ihr Herz nach ihrem Sinn zu bilden, entweder, weil es im achten Jahre, da sie zu ihr kam, schon zu spät ist, einen guten Grund zu legen, oder weil gewisse Geschöpfe durchaus keinen bleibenden Eindruk annehmen.

Man durfte sich nie auf Fräulein Durville verlassen; sie verleumdete ihre beßten Freunde, sobald sie sich einen Nuzen davon versprach! — heute erzeigete sie Jemanden Gutes, oder zog ihn Allen vor; morgen kante sie ihn nicht, oder kränkte ihn. Bittere Antworten im aufbrausenden Sinn, das war ihr natürlicher Ton, der mit ausgelassener Munterkeit abwechselte, sobald sie von Niemand gesehen ward, für den sie es der Mühe werth hielt, sich anständig zu betragen: war dies der Fall, dann schien sie das sittsamste Mädchen von der Welt, raisonnirte über jede Materie nach der Manier der Frau von Lauremont, war angenehm aufgeräumt, affektirte gegen die Männer eine Zurükhaltung, die ihr neben keinem eigen war; und weil diese unmöglich bei dem schönen Mädchen die kalte durchschauende Klugheit der Gräfin Tante behalten konten, täuschte sie Jeden, der für sie eingenommen war, und galt für alles, wofür sie gerne gelten wollte.

Der

Der Liebling der Frau von Lauremont war dagegen Fräulein Isabelle von Beauchamp; ein Mädchen, zu gut an Herz und Seele, um durch so schlimme Gesellschaft verdorben zu werden. Jede edle Handlung, Gefälligkeit, wenn sie gleich Aufopferung kostete, Güte, wenn sie auch nicht an ihr verdient war, war ihr Natur. Aufrichtigkeit machte einen Grundzug ihres Charakters aus; sie war redlich, es mogte gelten, warum es wollte; ihr heller Verstand sezte sie über alle Aengstlichkeiten, Bedürfnisse und Vorurtheile weg, die manchen guten weiblichen Charakter verdunkeln; was sie besaß, hatte sie für Andre; was sie entbehren mußte, gönnte sie Jedem ohne Neid. Sie tadelte Niemand, nahm aber willig bescheidenen Tadel an; besserte sich aus gutem Beispiel; prüfte und untersuchte, was ihr neu und gut vorkam; war so wenig eigensinnig, daß sie in der Folge Mühe anwenden mußte, um aus Gründen auf ihre Meinungen zu bestehn; so wenig von sich eingenommen, daß es sie oft verlegen machte, in Vergleich mit Andern, weit zurük zu seyn. Daß sie schön tanzte, schön zu der Zitter sang, die sie spielte, glaubte sie gar nicht; und daß sie gegen Fräulein Durville, die ihr, aller Falschheiten ohngeachtet, sehr lieb war, — häßlich sey, davon war sie überzeugt. Ueber das alles besaß Isabelle eine unerschöpfliche Heiterkeit, die ihren Umgang sehr angenehm machte; Verschwiegenheit

genug

genug für einen Staats-Minister; einen Muth, der nicht zu unterdrükken war; Stolz gegen Große; Ruhe bei Widerwärtigkeiten; Fassung im Unglük; und eine Menschenfreundlichkeit, die da machte, daß sie sich ohne Kunst gegen Geringere nahm, wie man thun muß, wenn man ihnen weder eine gewisse Herablassung fühlbar machen, noch die Achtung verlieren will, die einem zukömt.

Hätte man alle diese vortrefliche Eigenschaften auf Isabellens Stirne gelesen: wer würde dem edlen Mädchen widerstanden haben? — aber es ist beinahe nicht möglich, so viel gutes Reellement in einem Menschen zu glauben; also vermuthete man in ihr nicht nur von allen diesen Vortreflichkeiten keine, sondern beurtheilte, bei der wenigen Mühe, die sie sich gab, zu scheinen, noch oft in Zukunft ihre beßten Handlungen sehr schlim: denn natürlich ists, nichts zu glauben, als wovon man aus eignem Gefühl überzeugt ist.

Ich weiß nicht, ob ich selbst an die Wahrheit eines solchen weiblichen Charakters glauben würde, hätte ich — so sagt mein Manuscript — nicht das Glük, die liebenswürdige Isabelle so genau zu kennen, daß ich mit Ehre und Leben für die Glaubwürdigkeit dieser Schilderung bürgen kan.

Nehmt sie also immer für ein liebenswürdiges Muster an, meine schönen jungen Leserinnen; das Bestreben, einen so vorzüglichen weiblichen Charakter

rakter zu erreichen, kan euch nicht schaden, zumal, da er Stük für Stük der Natur treu bleibt.

Aber nur dies Gemälde beschaut, ohne euch Isabelle so zur Heldin zu wählen, daß ihr sie auch in ihren Fehlern nachahmt! — laßt euch diese vielmehr dienen, bei aller Kraft, die ihr in euch selbst zum Guten fühlt, vorsichtig und wachsam über eure schwache Seite zu seyn: denn, wo Isabelle glitschte, fällt eine andre, es sey denn, daß sie auf die schlimme Stelle vorbereitet ist, und den feinen Schuh stark mit Kreide versehen hat.

Fräulein Beauchamp war von Figur etwas unter die mittlere Größe, überaus fein gebaut, Hände und Füße konten nicht schöner seyn, Anstand und Manier nicht angenehmer. Ihr Gesicht war mehr rund, als länglicht; das Haar hellbraun und nicht sehr stark, aber lokkigt; die Stirne frei, aber weder regelmäßig noch hoch; auch die Nase war nicht tadelfrei; die Augbraunen weder dunkel noch gezirkelt genug; die Augen sehr angenehm, sehr geistreich, und doch nicht schön; der Mund, das Kinn, die Grübchen in den Bakken, und Grübchen, die um den Mund herflatterten, waren nicht schön, doch voll anziehenden Reiz; schade nur, daß die untere Reihe Zähne etwas schief war, das Weiß nicht blendend, und das Roth, was dem ächtesten Carmin gleich kam, ein bischen zu stark. — Sanfter Ernst, Verstand und einnehmende Freundlichkeit,

keit, sollen Isabellens physiognomischer Ausdruk gewesen seyn, und dies Gesichtchen soll genau jede ihrer Empfindungen mitgesagt oder verrathen haben: — eine ganz eigne Natur-Gabe, die man sich in gewissen Situationen sehr verbitten mögte.

Die Unterredung war izt sehr belebt geworden: denn Jeder fand den Grad Interesse in der Gesellschaft, den die Absicht, zu gefallen, hervorbringt; eine Stimmung, die, wenn sie von Bestand seyn könte, die angenehmste Verfassung der Seele seyn, und Gesellschaften zu überirdischen Festen machen würde; unglüklicher Weise aber, ist gewöhnlich die Beifall suchende außerordentliche Heiterkeit Crisis, und Leidenschaft ihr Gefährte.

Die Klugheit der Herzogin bewog sie, die Mädchen mit einer Art zu begegnen, die mehr Freundschaft und Güte, als übergroße Gnade war.

Es ist etwas in jedem guten Unterthan, was ihn seinem Fürsten mit Gut und Blut bei einem solchen Betragen ergiebt. Isabelle sah und hörte nur ihre Herzogin; Nanette hingegen suchte dazu eine Ursache, und fand sie in einem verstohlnen Blik des Herzogs. Es war einigemal nahe dabei, so hätte sie der Herzogin eine schnippische Anwort ertheilt: kalt wenigstens kam das heraus, was sie sagte. Ohne Ball, Comedie und Kartenspiel, kam die Zeit der Collation herbei, und, nachdem die hohen Herrschaften diese eingenommen hatten, verfügten sie

sich, unter vielen Danksagungen an Herrn von Rosiere, zurük in die Residenz. Waren die Cavaliere im Hinreiten übler Laune, so sah man sie dafür bei der Rükkehr desto heiterer. Ein munterer Einfall verdrängte den andern, und wizzige Antworten folgten Schlag auf Schlag.

Unser Durchlauchtiger Herzog, dessen Empfindung zu der Zeit noch nicht abgestumpft war, und der von wahrem Gefühl ein gut Theil mehr aus der Hand der Natur empfangen hatte, als seine Hof-Leute, war im Herzen nichts weniger, als froh; es zu scheinen aber, hielt er für den schiklichsten Schleier, mit dem er verbergen konte, was in ihm vorging.

Die Prinzeßin, durch die Aufmerksamkeit beruhigt, die der Herzog für gut fand, ihr heute, wie gestern, zu beweisen, — sah die heimliche Unruhe nicht mehr, die sie in den geliebten Zügen ihres Gemahls hatte bemerken wollen; dachte, es könte seinen Nuzen haben, wenn man fremden Werth Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und fing zuerst an, ganz eigentlich von Nanettens Schönheit zu reden: „Doch, sagte sie, finde ich die minder schöne Isabelle „angenehmer, ich weiß nicht, warum! sie hat etwas „Seltenes; sollte ich wol die Einzige seyn, die in „ihrer Physiognomie einen Ausdruk fand, der unendlich viel sagte, und das abgewandte Auge immer wieder auf sie hinzog?"

Der

Der Herzog, von der Wahrheit seiner Empfindung hingerissen, rief hastig: „Er könne nicht entscheiden, welcher von den Mädchen der Vorzug gebühre!" Die Herzogin, im äußersten Misverstand, nahm das als ein Compliment, und — lachte überlaut. Die Herrn vom Hofe fanden sie beide adorables, und die Damen, die viel dabey zu gewinnen glaubten, erklärten sich unterthänigst für die Meinung der Fürstin. So kam man ohne anderes Ebentheuer in die Residenz zurük. Von denjenigen aber, die sich ein Jeder, bei der besondern Veranlassung des heutigen Tages, in Geheim ausgehekt hatte, werden wir in den folgenden Kapiteln lesen.

Viertes Kapitel.

(Wir reisen wieder nach Rosiere.)

Ganz anders, als mit der Laune der Hof-Leute, war es mit der Laune der Mädchen beschaffen. In ihrer ländlichen Einsamkeit, die sie — wie die meisten Mädchen, die nicht eine Rolle im Roman dazu nöthigt — bei weitem so nicht zu ihrem Glük machten, wie sie sollten und gekont hätten, war ihnen jedes kleine Fest etwas sehr Gewünschtes, und die längst ersehnte Glükseligkeit, am Hofe zu erscheinen, von der sie nur in ihren schönsten Morgenträumen geträumet hatten — weil Madame de Lauremont über diesen Punkt sehr schwürig war —

überraschte sie so unerwartet, machte ihnen den Kopf mehr als 24 Stunden lang so wirbelnd, füllte ihre Ideen mit so großen Erwartungen, eilte so schnell vorüber, und gab ihnen so wenig, daß, wenn die Mädchen den hunderttausendsten Theil der Philosophie unserer Garve und Tetens gehabt, sie gar leicht eingesehen hätten, die folgenden ernsthaften und unangenehmen Anmerkungen ihrer gnädigen Tante wären das Reelleste von der Sache, und ein so wesentliches Uebel gewiß nichts Wünschenswürdiges. Statt dessen aber dachten unsere Fräuleins: Die Ursache alles Mangels bei ihrem Glük sei die Gegenwart der Frau von Lauremont gewesen.

Fräulein Beauchamp, die überdem am beßten weggekommen war, dachte: Man müsse alle Tage der Tante ihre Launen tragen, und thäte es gerne für ein so außerordentliches Vergnügen; Fräulein Durville aber fand die Tante in ihren Erinnerungen sehr bitter, und hofte bald ohne sie an den Hof zu kommen: denn die Aufmerksamkeit, die ihre Person erregt hatte, schwebte ihr in süßen Bildern im Sinne, und eine Kammerjungfer ihrer Tante hatte ihr zu viel von der Hof-Sitte der Zeit erzählt, als daß sie im mindesten zweifelte, man würde suchen, sie auf immer in diesen Zirkel zu verweben. Nur die Ungewißheit des Fräuleins Durville, wenn man sie dahin ziehen würde? — und der Fall, daß Fräulein Isabelle nicht wußte, wie sie wieder einen Tag

erleben

erleben sollte, als den heutigen? — verdoppelte in beiden das heimliche Sehnen nach Hof, und machte sie auf der Rükreise nach der Gräfin Schloß ein wenig mehr, als gewöhnlich, still und nachdenkend.

Frau von Lauremont, so klug sie war, handelte hier nicht nach meinem Sinne; ich glaube, das sicherste Mittel, jungen Leuten gegen das Vergnügen der Welt diejenige Gleichgültigkeit zu geben, die jeder Vernünftige dafür haben soll, ist, sie, so viel möglich, Theil daran nehmen zu lassen, ehe das Alter komt, indem sie es wünschen, auch dann es ihnen ja nicht zu versagen; am wenigsten aber muß man ihnen, deucht mich, eine Lust durch eine Lection vergällen, selbst dann nicht, wenn sie sie verdient haben, sondern dazu eine gelegnere Zeit wählen. Die Sehnsucht nach öffentlichen Festen ist das schlimste Gefühl, was unter andern in jungen Geschöpfen entstehen kan. Die Jünglings-Jahre sind die eigentliche Zeit der Freude. Ich habe bemerkt, daß diejenigen jungen Leute, denen öffentliches Vergnügen nicht versagt, oder — im Fall dies nicht Stat fand — sorgfältig durch kleinere Zusammenkünfte mit Tanz und Spiel ersetzt ward, nie die gegebene Freiheit misbrauchten, sich willig einer rauschenden Freude entzogen, immer in der frohen Stimmung zu Hause kamen, die unschuldiger Genuß und das Bewußtseyn, am Vergnügen Anderer Theil nehmen zu dürfen, so oft eins entsteht, in der Seele zurüklassen.

Du

Du aber, geliebte Jugend! die du, dieser Einrede ungeachtet, weder zu Bällen, Comedien noch Assambleen kömst, denke, daß es außerdem viel reellere Freuden giebt, wären sie es auch nur darum, weil sie öfterer vorkommen, und weniger ermüden; denke, daß ich deinen Müttern und Tanten meine Meinung über die Einsamkeit, in der sie dich hält, mehr deiner Schwachheit wegen, als darum sagte, weil ich überzeugt bin, daß du moralisch und physisch unglüklich bist, wenn du zu Hause bleiben, Kochen, Spinnen und Nähen mußt; denke, was ich dir schon vom Nußknakken gesagt habe, und sieh, ob dir Fräulein Isabelle nicht in ihrem häuslichen Betragen recht wohl gefällt.

Nein, sagte die Tante den andern Morgen, nein, Kinder, am Hofe wäre für euch zu viele Gefahr; unter keinerlei Vorwand werde ich euch jemals wieder an denselben begleiten!

Und ohne Sie, sagte Fräulein Beauchamp, liebe Tante, können wir ja dort nicht erscheinen! —

Das ist auch mein Wille nicht.

Wenn aber die Herzogin befiehlt? — meinte Fräulein Durville —

Läßt sich leicht eine geltende Entschuldigung finden! versicherte die Tante.

Fräulein Durville war, bis zum Troz, unzufrieden, mogte über nichts seyn, weinte, wenn sie allein war, aß nicht, trank nicht, und würde das Ding

bis

bis zum empfindsamen Gram getrieben haben, — den man dem Namen nach erst einige Jahrhunderte später kennen lernte; — hätte nicht die Sorge für ihre Schönheit sie aus dieser träumenden Verfassung gewekt, und ihr Gefühl, in Aufmerksamkeit auf sich selbst, und Spott über Alles, was sie umgab, verwandelt. Sie puzte sich, erfand Wasch- und Riech-Wasser, sponn Leinen zu äußerst feinen Ball-Anzügen, malte sich einen Comedien-Saal, in dem sie dem Herzog zur Seite saß, und machte die bittersten Balladen und Troubadours über Jeden von ihrer Bekantschaft.

Fräulein Beauchamp ging nach der Erklärung der Frau von Lauremont in ihr Zimmer, und fand im mindesten nicht artig, daß diese ihr ein Vergnügen versagen konte, was sie — nach ihrer Meinung — gar nicht gemisbraucht hatte; unterdessen, dachte sie, ist's am besten, „mir für eine Freude, „die ich nicht haben soll, eine andere zu suchen, die „mir vergönnt ist. Es giebt doch auch in der Ge„gend viel gute Leute, und Herr von Rosiere wird „ja wol, wie sonst, dafür sorgen, daß wir Mädchen „nicht ganz ein Closterleben führen." Nach dieser kleinen Ueberlegung ging sie munter an ihre häuslichen Geschäfte, sang und tanzte zwischen durch für sich allein, weil Fräulein Durville nicht mit ihr tanzen wolte.

Ueber diese Haus-Begebenheiten kam an einem Morgen Herr von Caumont mit seiner Gemahlin, und bat sich von seiner Cousine, der Gräfin, die Erlaubniß aus, einen jungen Weinhändler bei ihr einzuführen, und ihm ihre Kundschaft zu verschaffen, der von Seiten seiner Großmutter, die eine Mesalliançe getroffen, zu der Familie gehörte. Frau von Lauremont, die sonst sehr stolz war, empfing ihre Gäste äußerst freundlich, behielt sie, weil der Mondenschein ihren Vorsaz begünstigte, den ganzen Tag bei sich, und ließ dem Kaufmann nicht einmal empfinden, daß er in sehr vornehmer Leute Gesellschaft, und nur ein Bürgerlicher sei. Es war eben Fräulein Beauchamp ihre Reihe, der Gräfin beim Frühstük aufzuwarten. Sie freute sich, beim hereintreten, der guten Gesellschaft nicht wenig; aber es gefiel ihr gar nicht, als man ihr in dem schönen liebenswürdigen Weltmann nichts, als den simpeln Weinhändler, Msr. Bonfort, vorstellte. Sie sah auf ihn, ward roth! — und blikte schnel nach der Tante, die in einer tiefen Unterredung mit Madame de Caumont begriffen war, die ganze Sache Msr. de Caumont überlassen, und nichts davon bemerkt hatte.

Fräulein Beauchamp, die überdem sehr leicht roth ward, erröthete diesen Tag zehnmal so oft, wie sonst, auch war sie ein bischen verlegen mit dem Fremden, — nicht, weil er Kaufmann, sondern,

weil

weil er der angenehmste Mann war, den sie je gesehen hatte — bis sie bemerkte, daß die Tante ihn mit alle dem Vorzug begegnete, den sie — auch ohne Schönheit — jedem Bürgerlichen gerne gab. Noch traute sie der Freundlichkeit der Gräfin nicht recht; als sie sie aber ausserordentlich aufgeräumt fand, sah, daß sie Herr Bonfort begegnete, wie, wenn er ihr Sohn gewesen wäre, und hörte, daß sie ihn einmal über das andere Cousin nante, gewann sie wieder Muth, sich ganz in ihrer natürlichen Anmuth, frei, froh und freundlich zu zeigen.

Fräulein Beauchamp eilte in dem nächsten Augenblik zu Fräulein Durville, vite, vite, descendés, rief sie ihr zu, il y a quelque chose de tout nouveau! und so lief sie wieder zur Gesellschaft.

Fräulein Durville, die schon gerufen, und durch die Kammerjungfer von allen benachrichtet worden war, ließ sich gute Zeit, ihren Puz in völlige Ordnung zu bringen, und erschien darauf sehr mal a pro pos in der nemlichen Tracht, in der sie die Herzogin und ihre Damen gesehen hatte.

Herr von Caumont, der sich nie enthalten konte, zu sagen, was er dachte, kam Fräulein Durville mit der Frage entgegen: ob sie ausreisen wolle? Fräulein Durville, die schon auf Frau von Caumont ihren häuslichen Anzug hingeblikt hatte, nahm die Frage für neidischen Tadel, ärgerte sich nicht wenig, zum Lohn aller ihrer Sorgfalt — wider ihre und

der Kammerjungfer Erwartung — ihren neuen Anzug übel aufgenommen, und sich damit lächerlich gemacht zu sehn, — wenigstens nicht mit Ihnen! gab sie Herrn von Caumont naserümpfend zur Antwort, der nun wol merkte, daß er zu geschwind gesprochen hatte, und durch die abermalige Vorstellung seines Kaufmanns etwas wieder gut zu machen suchte.

Fräulein Durville, die, wie meine Leser aus dem Vorhergehenden vermuthen werden, auch schon wußte, daß Herr Bonfort weder Hofmann, noch vom Stande war, sah ihn du haut en bas an, und sagte ihm — nichts. Herr Bonfort, durch die hochadeliche Miene zu dem Gefühl seiner Unwürdigkeit herabgestimt, was er beinahe, ganz zu empfinden, vergessen hatte, verbeugte sich und sagte, ausser einigen unvernehmlichen Worten, von Ehre — Gnade — Glük — sehen, u. s. w. — eben so wenig, ward roth, seufzte, und warf einen Seitenblik aus voller Seele auf Fräulein Beauchamp, und nun wieder einen ernsthaft und fremden auf Fräulein Durville.

Der gute Caumont, der zwar geheirathet hatte, aber mit allen Pfiffen und Ränken des Amors völlig unbekant geblieben war, Liebe für Tollheit, Freundschaft allein für etwas Gutes und Reelles erklärte, — hielt bei Gelegenheit dieser Pantomime, die ihm, als etwas besonders, auffiel, ohne daß er

sie

sie verstand, eine drolligte Rede, über die mannigfaltigen Ziererеyen der damaligen Jugend: Mein Seel, Vetter! sagte er, es ist Schade, daß aus euch nicht ein Kammerjunker geworden ist; Kopf, Augen, — alles an euch ist so biegsam und geschmeidig! — sogar der Sprachton! — was meint ihr, Mädchen! wenn der ein Edelmann wäre? Fräulein Durville sah Herr Bonfort mit einer schnippischen Miene darauf an; Fräulein Beauchamp meinte, man brauche nicht Edelmann zu seyn, um . . . . .

Um, Mademoiselle! warum denn? rief Herr von Caumont; ich habe einmal gelesen, sagte Fräulein Beauchamp, und ward über und über roth —: ein jeder vernünftiger Mann gölte seines Kopfs, und ein jeder braver Mann seines Herzens wegen, Geburt sey zufälliges Glük, Stand oft nur ein unverdientes Gut, beides dann nur etwas, wenn man eine edle und anderen nüzliche Anwendung davon mache.

Herr von Caumont: — Bravo, bravo mon Enfant! — das heisse ich: seine Lectüre gut angebracht! — aber, stand denn in Ihrem Autor nichts von Schönheit?

Fräul. Beauchamp: Von der Kürze ihrer Dauer!

Fräul. Durville: Sie dauert doch zuweilen lange genug; Mad. Paravinette sieht gewiß noch sehr gut aus, und ist doch schon über vierzig! —

Herr

Herr von Caumont: Ja, gnädiges Fräulein! und angenehm anzusehn ist die Schönheit auch; fürwahr, in Gesellschaft von hübschen Mädchen geht uns Männern das Herz auf, wir mögen alt oder jung seyn, zumal, wenn sie freundlich sind, sezte er hinzu, als die Miene des Fräuleins von Durville dies Compliment nicht so gut aufzunehmen schien, als Herr von Caumont — der seinen begangenen Fehler dadurch verbessern wollte — gerne gesehen hätte.

Herr Bonfort meinte, das Glük der Geburt sei allemal ein Vorzug; und er glaubte, es könne Fälle geben, wo man dem Besiz dieses Glüks einen Werth beilege, oder den Mangel des Standes für ein Uebel halte.

In einem solchen, sagte Frau von Lauremont sehr gnädig — die die Unterredung mit Frau von Caumont abgebrochen hatte, um ein bischen auf die jungen Leute zu achten — kan man darnach streben, sich einen zu verschaffen.

Herr Bonfort: Oft, verzeihen Ew. Gnaden, kan man das nicht. Ein Kaufmann, der in der Welt nichts gelernt hat, als Kaufmannschaft, würde in dem Fache, als Edelmann, eine traurige Rolle spielen; müßte ein Thor seyn, wenn er einen guten Handel aufgäbe, um einen armseligen Ritter vorzustellen: denn Vermögen genug haben, um auszureichen, und allenfals ein bischen davon abgeben zu können, ist zu wesentlich, um die Situation

zu

zu vertauschen. Mittel genug, sezte Herr Bonfort hinzu — der in dem Gesicht der Gräfin den Gedanken, Bürger-Stolz! lesen wollte, — um ohne anderen Betrieb, als Edelmann zu leben, hat nicht immer Jeder, dem Verhältnisse den Wunsch geben, es zu seyn. Wer es durch die Geburt ist, hat daher — meiner Meinung nach — einen Vorzug: denn sich erst einen Stand erwerben, dazu gehört außerordentliche Geschiklichkeit oder seltnes Glük, und eine Situation, die diesem Endzwek nicht entgegen wirkt, sondern ihn befördert.

Der junge Mann, der ein kleines Vermögen mit gutem Vortheil im Handel gesetzt, aber es noch nicht weiter gebracht hatte, als daß er ordentlich auskommen konte, schilderte in dieser Aeußerung seiner Verfassung mit aller möglichen Naivität: denn — seit er im Anschauen der Fräulein Beauchamp eben so viel Anziehendes gefunden hatte, und vielleicht mehr noch, als die Durchlauchtige Herzogin von Burgund — beneidete er jeden irrenden Ritter um seinen Stand, ohne daß sich doch seine Vernunft hätte entschließen können, für seinen Weinhandel von einem den Adelsbrief einzutauschen.

In unseren Zeiten wäre ihm leicht zu helfen gewesen, damals aber muß eine so kritische Lage mehrere Schwierigkeiten gefunden haben, weil mein Manuscript der Frau von Lauremont die Antwort geben läßt: „Il a raison, mon Cousin de Caumont,

il

„il a raison!" — und Herr von Caumont die Gegenantwort giebt: „Assurement, Madame, il n'a „pas tort!" Fräulein Beauchamp, die während dieser Zeit mit dem Schooßhündchen der Gräfin spielte, — von welcher Art er gewesen, kan ich meinen Lesern nicht sagen — verlor von der Unterredung kein Wort; gerne hätte sie sich von Herr Bonfort die Geschichte seiner Großmutter erzählen lassen; aber ein Jeder urtheilt leicht, daß sie ihre Neugierde unterdrükken mußte.

Fräulein Durville unterhielt sich, im hohen Ton, vom Hof mit Frau von Caumont, und die mannigfaltigen, zum Theil närrischen Anzüge, in denen viele des Provinzial-Adels neulich bei dem Herrn von Rosiere erschienen waren, wurden nicht dabei vergessen.

Eine Beschreibung dieser Kleidungen, die doch — wie sich leicht denken läßt — die Frau Herzogin, zu ihrem amusement, alle sorgfältig aufgezeichnet, will ich hier nicht geben: denn die Mode hat schon vieles, was man lächerlich daran finden könte, nationalisirt, und wird wahrscheinlich das Uebrige gang und gebig machen, ehe mein Buch aufhört, gelesen zu werden, das heißt: sehr bald. Ich will dafür die Anekdoten herfezzen, daß ich bei der ersten Erscheinung der Fraks, eine Dame, die sich keinen anschaffen durfte, und doch auch einen tragen wollte, in einem Frak, von dammastenen Tischzeug, sah;

daß

daß eine andere, die bei einer gewissen Gelegenheit es den Uebrigen gleich thun, und mit weissen Schuhen erscheinen wollte, ihre schwarzen Schuhe mit Bleiweiß anmalte, und, daß zu einem Fest, wo alles — die Kosten zu ersparen — in weissen Kleidern kommen sollte, mehr wie Einer seinen Puder-Mantel umgehangen hatte. Man leidet, deucht mich, weit weniger dabei, wenn man eine Mode oder Vergnügen nicht mit macht, als indem man allen guten Geschmak verleugnet.

Meine Leser haben bei diesem Seiten-Sprunge nichts verloren. Die Frau von Lauremont hat sich während der Zeit mit ihren Gästen an die Tafel gesezt, Herrn Bonfort scherzend einen Plaz zwischen den beiden Mädchen angewiesen, und Fräulein Durville — die es nicht länger aushalten konte, einen Menschen anzutreffen, der sich um sie ganz und gar nicht bekümmerte, weil sie über ihn weg sah, — hat ein bischen gegen Herr Bonfont herabgestimt, und ihm dadurch die Freiheit wiedergegeben, die man nicht fühlt, wenn man mit Jemand in der Gesellschaft unzufrieden ist.

Wenn Herr Bonfort sich hätte entschließen können, dem schönen Fräulein Durville etwas Angenehmes zu sagen, wir dürfen glauben, sie würde am Nachmittage schon die Gnade gehabt haben, es gerne zu hören; allein, Herr Bonfort hegte die Meinung: man müsse gegen Mädchen nicht mit süßen

Schmei-

Schmeicheleien verschwenderisch seyn, wenn man nichts empfände, aus Furcht, sie mögten nicht Klugheit genug haben, um zu glauben, es sey an dem allen kein wahres Wort. Er sagte also Fräulein Durville nichts Schönes; — aber Fräulein Beauchamp? — meinen meine jungen Leser, um Verzeihung! — der eben so wenig! — als hie und da etwa eine unwillkührlich verrathene Theilnehmung: denn die Sache schien dem vernünftigen jungen Mann zu viel Schwierigkeit zu haben, als daß er vorsezlich gewagt hätte, einem so guten Mädchen eine Veranlassung zu geben, die ihr ein schlimmes Schikfal und trübe Tage zuziehen könte.

Herr Bonfort war weit in der Welt umher gewesen; er unterhielt die Mädchen von dem, was er in Spanien, England, Deutschland, und einem Theil von Afrika und Asien erlebt und gesehen. Eine sehr interessante Unterredung für neugierige junge Geschöpfe! — und nüzlicher, als sie ihnen gewöhnlich aufgetischt wird.

So viel Wein, wie die Fröhlichkeit erfordert, und nicht ein Tröpfchen mehr, gab unserer Gesellschaft den Grad von Vertraulichkeit und Freude, der, für Nachbarn und Vettern — sie mögen es durch richtige oder unrichtige Alliance seyn — so gut paßt. Ein Jeder versicherte, er sey neulich nicht so vergnügt gewesen; und beim Abendessen, da der nahe Abschied die Freude verscheuchen wollte,

ward

ward die Abrede des öfteren Wiedersehens von allen Seiten so vest genommen, und durch Handschlag versichert, daß das unangenehme Gefühl der Trennung in Hofnung glüklicher Tage umwandelte.

Zum Nuzzen aller Mütter und Tanten kann ich — der ich reelle Glükseligkeit viel zu hoch halte, um sie dem leeren Schatten eines glänzenden Vorurtheils aufzuopfern — hier die Bemerkung nicht unterdrükken, daß, nach dem Urtheil des schlichten Menschenverstandes, Fräulein Beauchamp an keinen besseren Mann gerathen konnte, als an Herr Bonfort, weil es ihm, weder an Brod, noch an Güte des Herzens, noch an Verstand, weder an Ausbildung desselben, noch an Kenntnissen und feiner Sitte fehlte. Auch entschuldige ich sie ganz des Wohlgefallens willen, was sie an ihm fand, durch den sie — meiner Meinung nach — ohne andere Verbindung, — blos einen Beweis ihres richtigen Gefühls fürs Schöne und Gute, und ihres geraden Urtheils über Vollkommenheit, ablegte.

Als die Gäste das Schloß verlassen hatten, wünschte Fräulein Beauchamp, daß es, ohne Erinnerung für sie, abgehen mögte: denn, ohne eben zu wissen, worin sie gefehlt hatte, fühlte sie sich weniger schuldfrey, wie sonst; fürchtete, so oft die Tante zu reden anfieng, sie mögte sie um etwas fragen, was sie nicht gerne beantwortete, weil die Frau Gräfin es in der Erziehung der Fräuleins an dem

wichtigen Stükke hatte fehlen lassen, sich den Grad des Zutrauens zu erwerben, bei dem Fräulein Beauchamp eine Gewissens-Frage, über Herr Bonfort unbefangen, und Niemand lieber, als ihrer Tante, beantwortet hätte.

Endlich gieng die Gräfin, ohne, daß sie einmal die Absicht hegte, ein mißtrauisches Verhör anzustellen (*) — denn sie war äußerst guter Laune — in ihr Schlafzimmer, und Fräulein Beauchamp blieb sich selbst überlassen, eine Sache, die für sie nicht wenig erwünscht war! —

Eine kleine Zeit mußte sie noch aus Gefälligkeit darauf wenden, mit Fräulein Durville alle Begebenheiten des Tages zu überreden, und nun blieb sie allein in ihrem Lehnstuhl. Hier, überdachte sie, kletterte ich vor sechs Jahren so gerne an der Bonne herum, hier saß ich vor zwei Jahren so gerne spät in die Nacht, und las die Bücher, die ich aus des Oncles Bibliothek entwandte. Meine liebste Unterhaltung war nachher, wenn ich mich lebhaft in die Begebenheiten Anderer hineinträumen konnte, und, allgemälig in Gedanken versunken, spiegelte sich ihr Bonforts Gestalt unter dem Ideal des Ritters vor, an dessen Geschichte sie den meisten Theil genommen hatte, sie sah und hieng an dem Gemählde, — sah — seufzte — erwachte aus ihrer Träumerei — blikte

(*) Zu dem doch gerade, da der rechte Zeitpunkt für eine gute und treue Aufseherin war.

blikte auf ihren Lehnstuhl — rief wehmüthig izt: — Bonfort! — und versank aufs neue in das süße Gemisch von Freude und Schwermuth, was in einem guten Geschöpf das erste Gefühl der Liebe bezeichnet.

Aeußere Empfindung gränzt oft auch, glüklicher Weise, nahe am Gefühl der Seele. Fräulein Beauchamp würde wahrscheinlich da gesessen haben bis am lichten Morgen, wäre sie nicht über und über kalt, und dadurch an die Nothwendigkeit erinnert worden, zu Bette zu gehen.

Jung und gesund, konte sie nicht lange darin seyn, ohne daß ein wohlthätiger Schlaf sich ihrer bemeisterte, der die außerordentliche Bewegung der physischen Kräfte ins gehörige Gleis brachte, und dadurch auf den folgenden Tag Heiterkeit und Ruhe in ihr wirkte.

In unseren Zeiten ist durch die Bequemlichkeit der Windöfen dafür gesorgt, daß alle Gedankenfreunde ihren Einbildungen ohne Beschwerde, so spät sie immer wollen, nachhängen dürfen; ob diese Erfindung in mancher Hinsicht nüzlicher ist, wie die Beyleger unserer Aeltervåter, und die noch älteren Camine, lassen wir dahin gestellet seyn; sicher ist's unterdessen, daß sie in einem Zeitpunkt unentbehrlich sind, wo die klügelnde Vernunft nicht ruhen kan, bis sie — auf ihre Weise — den Grund aller Gründe gefunden hat, sollte sie auch darüber des bessten und natürlichsten Weges ganz und gar verfeh-

fehlen. Am folgenden Tage und so fort bis zu neuen Auftritten, fand Fräulein Beauchamp, in Gedanken an Herr Bonfort, in seiner Person sogar etwas Unangenehmes, so sehr auch diese — entschieden — ihr liebstes Ideal geworden war, so anziehend sie auch die Unterhaltung von ihm, die Erinnerung an ihn für sich fand.

Sie konte sich diesen seltsamen Widerspruch nicht erklären, der — glaube ich — die lezte widerstrebende Kraft der freien Empfindung, gegen eine beherrschende Leidenschaft ist; weil selten eine entstehen wird, ohne daß sich ein ganz besonderes Gefühl dagegen sträubt, ihren Gegenstand in der Qualität aufzunehmen, in der ihn die Augen oder die Einbildungskraft dem Herzen empfehlen.

Euch, meine lieben fähigen Leser, denen Wahrscheinlichkeit oder gesunde Vernunft sagt, daß Ihr bei Eurer aufkeimenden Neigung nicht glüklich, oder nicht ruhig seyn könt; Euch bitte ich, die Crisis, von der hier die Rede ist, zu nuzzen, und den heimlichen Widerwillen, der sich Eurer Leidenschaft widersezt, nicht dem gewöhnlichen Gange der Verliebten nach, zu erstikken, sondern ihn zu Ueberwindung des gegen ihn kämpfenden anziehenden Reizes zu verwenden. Die Mühe, die Euch dies kosten wird, wird ungleich geringer seyn, als diejenige, die Euer, nach schnell vorübergeeilten glüklichen Tagen, wartet: Euch von einer genährten Empfindung, in der Ihr Euer Alles suchtet, zu trennen.

Fünf-

Fünftes Kapitel.

(Die Scene ist bei Hofe.)

Der alle Intriguen durchschauende Geist des Herrn Kammerherrn von Branchenard bemerkte leicht, daß die Zufriedenheit seines Durchlauchten Herzogs auf der Rükreise bloß eine Rolle spielte; er wußte schon, daß ein geschikter Hofmann aus verwikkelten Fällen allemal für sich Nuzzen ziehen kan. — Denn er war sehr schnell vom Pagen zum Kammerherrn übergegangen; er vergaß daher ganz, daß er eigentlich im Dienst der schönen Herzogin stand, und überdachte, wie er ihrem Gemahl am geschiktesten einen erzeigen könte.

Habe ich, sagte er bey der nächsten Gelegenheit, Ew. Durchlaucht recht verstanden; so macht der äußere Reiz unserer Durchlauchtigen Herzogin mehr Eindruk auf meinen gnädigen Fürsten, als jeder andrer.

Meine Gemahlin, erwiederte der Herzog, ist allerdings schön.

Hr. v. Branch. Am Hofe, sicher — halten Ew. Durchl. mir den Ausdruk zu Gnaden! — Die Krone der Weiber! — Der Herzog fexirte Branchenard — so einnehmend — so gnädig — so unterhaltend — so —

Der Herz. Nun, so — was mehr? und ich, bestimt! sie zu lieben? bestimt, Branchenard! — kennt

ihr den unseligrn Inhalt dieses Worts? (Branchenard zukte die Achseln) — ihr sagt nichts! — wenn ich befehle, Branchenard: ihr sollt eine Stunde in diesem schönen Stuhl sizzen, — thut ihrs gerne? und wenn es euer freier Wille ist, könnt ihr dann einen Plaz finden, der euch bequemer und angenehmer wäre?

Branchen. — Lächelte.

Herz. — Verwünschtes Lächeln des Hofschranzen! — Geht zum Teufel oder zur Herzogin, und vertreibt den Weibern die Zeit mit Lügen und Possen! —

Branchen. (Schmeichelnd) Ew. Durchlaucht, hoffe ich, kennen meine unterthänigste Ergebenheit. An Pflicht und Convenienz gebunden seyn, ist ein drükkendes Uebel; doppelt drükkend für den, der Andere gebietet! — denke ich.

Herz. (Nach einer kleinen Weile.) — Redet ihr, was ihr denkt?

Branchen. — Gab ich schon meinem gnädigsten Fürsten Ursache zu einer solchen Frage?

Herz. — Seyd ihr nicht der Herzogin Kammerherr? Sieht nicht euer Verstand ihren Werth, und eure Augen ihre Schönheit?

Branchen. — Der Herzogin Kammerherr, durch die Gnade Ew. Durchlaucht; und — meines gnädigsten Herzogs Unterthan!

Herz. — So!! — ich sollte glauben, du dientest der Herzogin meinet Willen!

Bran-

Branchen. Wenigstens darf ich Ew. Durchlaucht unterthänigst bitten, mich für den respektvollesten und treuesten Diener zu halten; wer wird den Werth und die seltne persönliche Annehmlichkeit unsers Herzogs nicht gehörig schäzzen, wenn er gleich kein Weiberherz hat, um sie ganz zu empfinden!

Herz. Ich wäre also, nach deiner Meinung, nicht weit davon, der schönste Mann am Hofe zu seyn; aber sahst du nicht unter den Land-Edelleuten neulich etwas Schöners, als mich?

Branch. Ich sah, halten mir Ew. Durchlaucht zu Gnaden! Etwas, das ein Männer Auge zu vest auf sich heftete, um auf männliche Schönheit zu blikken!! —

Herz. Und das war?

Branch. Das schöne Fräulein Durville!

Herz. Ganz entschieden, diese!

Branch. Sie gewann auf den ersten Blik das Zutrauen, was ich einer Freundin widmen würde; ihre regelmäßige Schönheit kan nur in dem Liebe erwekken, der so seltene Vorzüge durch Vorzüge aufwiegt. Andere muß dies Meisterstük der Natur Ehrfurcht einflößen. Mein höchster Wunsch verstiege sich allenfals bis zu Fräulein Beauchamp; wirklich auch ein ganz reizendes Mädchen, das in Jedem einen Gedanken auf sich erregt!

Der Herzog fühlte sich durch jedes Wort betroffen, was Branchenard über die Mädchen sagte; er

hieß ihn mit einer Miene gehn, die dem Kammerherrn eine glükliche Wirkung seiner künstlich angelegten Falle versprach. Der Hofmann war fein genug, um an Fräulein Beauchamp eine Redlichkeit bemerkt zu haben, die, als Geliebte des Herzogs, — wenn sie sich dazu verstehen sollte, diese Stelle anzunehmen, wie doch seine gute Denkungsart von Weibern voraussezte — ihm sehr nachtheilig werden konte. Von Fräulein Durville dagegen, deren charakteristische Grundzüge ihm nicht entgangen waren, versprach er sich die Erreichung aller seiner Absichten, und er hatte daher gesucht, den unentschiedenen Geschmak des Herzogs, den er dafür aus seiner Antwort an die Herzogin beurtheilte, sobald, wie möglich, für Fräulein Durville zu bestimmen, damit eben für diesen Gegenstand die Neigung des Herzogs ein bleibender Eindruk seyn mögte.

Branchenards ausgestreuter Gift wirkte über seine Erwartung; der Herzog, nachdenkend, wiederholte sich unaufhörlich die Worte: „Auch ein ganz reizendes Mädchen, das in Jedem einen Gedanken auf sich erregt!" und von der ganzen Allgewalt hingerissen, die leider nur zu oft die Urtheile Anderer über unsere Meinungen haben, sah er von da an nichts in Fräulein Beauchamp, als was man so häufig in angenehmen Frauenzimmern sieht, und auch Sr. Durchlaucht, von ihnen zu denken, schon gewohnt waren. Fräulein Durville dagegen, die — sogar

sogar dem Kammerherrn — Ehrfurcht einflößte, spiegelte ihm izt die Einbildungskraft mit alle den bezaubernden Annehmlichkeiten vor, die ihr noch fehlten; und er hofte, die Vorzüge eines liebenswürdigen Prinzen müßten hinreichend seyn, die Vorzüge dieses Meisterstüks der Natur aufzuwiegen. Der Herzog ließ nach einer halben Stunde den Kammerherrn rufen.

Branchenard, sagte er, wir sprachen vorher von den beiden Landmädchen; glaubt ihr wol, daß die Herzogin sie gerne am Hofe sähe?

Branch. — Fürstinnen pflegt ein brillantes Gefolge nicht unangenehm zu seyn!

Herz. Ich weiß, ihr versteht euch auf dergleichen; sucht in ihr den Wunsch zu erregen, daß ich der Gräfin Lauremont die Fräuleins, zum Dienst der Herzogin, abfordern lasse, besonders macht sie geneigt gegen die Durville: Eure Klugheit wird euch meine Gnade verdienen.

Branchenard eilte, den Auftrag des Herzogs zu erfüllen. Er hielt der Herzogin eine lange Anrede über die Nothwendigkeit, die Männer durch großmüthige Nachsicht zu fesseln. Branchenard, antwortete die Herzogin ganz kurz, bei einem guten Manne ist sie überflüßig; über den Nachtheil der Eifersucht sagte sie: Lieben Sie einmal im ganzen Ernst, und versuchen Sie, ob Sie bei Veranlassung von diesem Fehler frei bleiben. Branchenard ver-

sicherte, daß nichts tödtender sey, als Langeweile; daß man, um sie zu verhüten, die Gegenstände seiner Gesellschaft oft wechsele, oder neue in seinen gewöhnlichen Zirkel hervorrufen müßte.

Ah pour ça passe! — rief die Herzogin: und nun glaubte der Kammerherr, nachdem er wenigstens zehn kleine Feste projektirt, die alle eben so geschwind von den selbst erfundenen Schwierigkeiten seines Gehirns verworfen wurden, nachdem er viele Personen genannt, an denen allen er — Fähigkeit, zu amüsiren — aussezte, — Fräulein Durville und Fräulein Beauchamp nennen und die Vorstellung wagen zu dürfen, sie an Hof zu nehmen.

Et c'est aparement Vous, qui en féres le Garant, Sie, vermuthlich, werden der Bürge seyn, Branchenard, sagte die Herzogin unwillig, indem sie in ihr Cabinet gieng.

Der Kammerherr blieb mit der Oberhofmeisterin allein, die weder seine Freundin, noch einfältig genug war, ihr Eins aufzubinden, und zu redlich, um auf irgend eine Weise gewonnen zu werden.

Branchen. Ihro Durchlaucht scheinen ungnädig!

Fr. v. Parav. Es ist lange, seit ich an einem Mann verheirathet war, den ich liebte; aber, mich deucht —

Branchen. Die schöne Paravinette würde es auch geworden seyn! — mit ihrem Verstande, mit ihren tausendfachen Annehmlichkeiten, mit der sanf-

ten

ten unwiderstehlichen Gabe, Herz und Willen nach dem heimlichsten ihrer Wünsche zu lenken? — was hätte unsere Durchlauchtige Herzogin; was hätten Sie, gnädige Frau, mit einer solchen seltenen Kunst, einen Mann ganz zu fesseln, wol zu besorgen! — Sie!! — die noch —

Parav. Sie wissen, Branchenard, daß Ihre Schmeicheleien Ihnen bei mir nichts verdienen, als was Sie nicht dadurch erwerben wollen; aber, um Ihnen zu antworten: Die Schönheit und die tausendfache Annehmlichkeit unser äußerst liebenswürdigen Herzogin habe ich nie gehabt; wäre dies aber auch der Fall gewesen: so glaube ich nicht, daß meine sanfte unwiderstehliche Gabe, Herz und Willen Anderer nach dem heimlichsten meiner Wünsche zu lenken, stark genug gewesen seyn würde, der zaubernden Gewalt des schmeichelnden Verführers die Waage zu halten. Die Kunst, einen Mann zu fesseln, den ich liebte, würde schwerlich länger gegolten haben, als — sein Vertrauter für gut fand. Meinen Sie nicht, Branchenard?

Branch. — Der Ton der Herrschaft, sagt man, wirke auf ihre Diener; Sie sprechen, wenn unsere Herzogin übler Laune ist, mit mehrerem Feuer, wie gewöhnlich, gnädige Frau!

Fr. v. Parav. — Eben, weil die bloße Vorstellung mich in Bewegung sezt; urtheilen Sie, Herr Kammerherr, ob ich in einer so kritischen Verfas-

sung

sung, immer ruhigen kalten Ausdruk in Worten und Betragen beibehalten hätte; ob ich mich hätte überreden lassen, Gelegenheiten aufzusuchen, die üble Folgen bringen konten? — Ich glaube überhaupt, daß es viel leichter ist, keine Veranlassung zur Eifersucht geben, als ihre Wirkungen, bei gegebener Veranlassung, gänzlich unterdrükken. Das erste erfordert nichts, als eine richtige Denkungsart und Rechtschaffenheit, die daraus folgt. —

Branch. Und das lezte, gnädige Frau, nichts als ein bischen kalte Vernunft — ein bischen kluge Ueberwindung. Denken Sie, ob nicht jeder Eifersüchtige, besonders eifersüchtige Damen, die thörichteste Rolle spielen; ob sie nicht jeder Unpartheiische mehr belacht als bedauert?

Fr. v. Parav. Eifersucht, Herr von Brauchenard, ist eine Schwäche, das gebe ich Ihnen willig zu; aber es giebt auch eine rechtmäßige Eifersucht auf die Zuneigung des Mannes, der Frau, des Geliebten, gut für den, der da vermag dem philosophischen Rath, der bloßen Vernunft zu folgen, der weder weint, noch klagt, noch bitter wird; sondern ruhig von Zeit und Geduld erwartet, einst den reuigen Sünder treu wieder zu sehn. Wer aber, Herr von Brauchenard, so stark nicht ist, verdient darum nicht belacht zu werden. Ich würde gerne die Mühe übernehmen, für seine Beruhigung zu sorgen; wissen Sie hingegen, was ich nicht seyn mögte? —

Die

Die gegründete Ursache, oder das Werkzeug, um Jemand durch Eifersucht unbeschreiblich zu quälen.

Branch. Sie sind heute sehr ernsthaft, gnädige Frau! Doch, mit Ihrer Erlaubniß, weil Sie von dem guten Willen reden, mit dem Sie Sich gerne für die Beruhigung Anderer verwenden, ich dürfte Ihnen, wenn Sie es nicht übel deuten, da den Weg bezeichnen, auf dem Sie die Gnade unsers Durchlauchtigsten Herzogs unwiderruflich erlangen könten. Ich habe bemerkt, daß er nicht abgeneigt ist, die Einkünfte Ihrer Frau Tochter durch eine ansehnliche Pension zu vermehren, wenn er darauf rechnen darf, die Herzogin ein Bisgen gefälliger gegen seine Wünsche zu finden.

Parav. Unsere gnädige Herzogin, Herr von Branchenard, hat, glauben Sie mir, alle Großmuth, die man von einer Prinzeßin, und von einem vernünftigen Frauenzimmer fordert. Sie erträgt die Wünsche, die würklich die eigenen Wünsche ihres Gemahls sind, wenn sie ihr gleich keine Freude machen. Ich kan mir davon kein Verdienst beimessen, und keine Belohnung dafür annehmen. Allein, Sie, Herr Kammerherr, werden Eins erwerben, und wichtige Belohnungen zu erwarten haben, wenn Sie demjenigen, der die Wünsche des Herzogs lenkt, einschärfen können, daß es heilige Verbindungen giebt, die Keiner ungestraft zerreißt, und Pflichten, denen Jeder die Aufopferung seines Vergnügens schuldig ist.

Para-

Paravinette machte dem versteinerten Kammerherrn eine tiefe Referenz, und verließ den Vorsaal.

Mein Manuscript behauptet, die üble Laune des Herrn von Branchenard sey, bei verlorner Hofnung auf jenes Nachtgeschirr, noch um einige Grad erträglicher gewesen, als in dieser Minute, da verbissene Wuth ihn kaum, ohne entsezliche Flüche, die Gegend seiner Zimmer erreichen ließ. Hier kündigte ihn ein fürchterliches Poltern laut genug an, um Florivel aus einem halb verschlafenen Rausch zu wekken.

Branchenard schwur der verwetterten Hexe, — die ihm mehr Wahrheiten gesagt hatte, als je ein Pater, die bitterste Rache, — und sezte Tag und Stunde fest, an dem dies Fräulein bei Hof, und Paravinette zum Henker sein sollte. Er zerbiß die Nägel, und runzelte die Stirne, und immer ward der gemachte Plan noch nicht genehmigt.

Ich weiß nicht, wie es mag zugegangen sein, Branchenard erscheint, im Cirkel des Hofes, immer, als ein Mann plein d'esprit de resources & de politesse, und in seinem chès soi scheint er ein ganz gewöhnlicher Mensch zu sein, von dem man leicht die Meinung hegen könte, daß er weder Sitten, noch Verstand, noch die Jedem nöthige Ueberlegung gehabt hätte. Vermuthlich haben große und starke Geister ihre Erschlaffungs-Stunden.

Florivel war, in solchem Fall, gerade das, was

der

der Herr Kammerherr im Gemach des Fürsten vorstelte, und izt wußte er für seinen Herrn die Sache so gut einzuleiten, daß die Herzogin sich genöthiget sah, Madame Paravinette, für die sie eine große Anhänglichkeit hegte, ins Exilium zu schikken, oder alle Fräuleins, die es dem Herzog gefällig sein könte, am Hof zu sehn, mit guter Manier aufzunehmen.

Freilich hielt es sehr schwer, daß Florivel — der eben damals ein wenig mit Paravinettens Kammermädchen liebelte — dem Herrn von Branchenard diese Alternative annehmlich machte, doch fand er, nach langer Widerrede, daß es Staats-Ursachen gäbe, die eine kleine Schonung der Herzogin erforderten, und in dieser Hinsicht ließ er sichs gefallen, ein ihm unerträglichs altes Weib nicht ganz zu stürzen.

Beruhigt, und eines glüklichen Ausgangs gewiß, gieng nun Branchenard zum Herzog, erzählte demselben, was ihm von den gehabten Unterredungen nüzze schien, und legte Sr. Durchlaucht den ausgearbeiteten Plan vor, der Branchenard zur Ausführung aufgetragen, und in der gewünschtesten Erwartung vom Herzog genehmigt ward.

Wie aber die Sache zum Vorschlag an die Prinzeßin kam, wandte Paravinette alle ersinnliche Ueberredungs-Kunst an, ihren Abschied von der Herzogin zu erhalten. Branchenard hätte, nach ihrem Willen, sehr wohl noch die Mühe haben können, ein

neues

neues Kunststük zu ersinnen, um seinen Zwek zu erreichen; allein, Ihro Durchlaucht sahen gar wol ein, daß sie einen unersezlichen Verlust leiden könten, ohne im mindesten etwas dabei zu gewinnen. Paravinette blieb also auf die ganz eigentliche Bitte ihrer Fürstin, und diese willigte in die Berufung der Fräuleins. Ihro Durchlaucht handelten da sehr klug, indem sie auf gute Bedingungen thaten, was sie endlich auf alle Fälle hätten thun müssen. Wir würschen, daß unsere Leser so zu jeder Zeit den schiklichsten Punkt treffen mögen, Welt- und Herzenshändel zu schlichten, weil einem dieser nicht immer wieder vorkömt.

Paravinette legte dagegen, indem sie dem Kammerherrn — freilich eingehüllt — aber doch immer sehr bittere Wahrheiten sagte, einen Beweis ab, daß auch die vernünftigsten Leute Ursache haben, über sich zu wachen, weil sie, wenn gleich von verderblichen Leidenschaften frey, doch kleine Schwächen nähren, die sie übereilen können. Der Gedanke, daß man Recht hatte, macht weder bittern Tadel noch Spizfindigkeiten gut; gerade dies Recht beleidigt an sich schon die Eitelkeit, die, bei der Absicht, zu bessern, durchaus geschont werden muß. Paravinette hatte also doppelte Ursache, auf eine sanfte Art das Zutrauen des Kammerherrn zu gewinnen, wenn sie ihn von neuen Fehlern zurükhalten wolte; ihr treuer Eifer für die Prinzeßin aber, mußte sie noth-

nothwendig — wie jeder blinde Eifer fürs allgemeine Beste — ohne Würkung zum Opfer desselben machen; und wir haben gesehn, daß Paravinette nur durch ein Glük in ihren Posten blieb, der beinah ihren einzigen Unterhalt ausmachte.

Denkt nicht, theure Leser, dies Glük folgt jedesmal dem treuen Redner der Wahrheit! man darf kein Heuchler seyn, um zu lernen, auf Zeit, Ort und Menschen zu sehn, indem man sie sagt; und, im Munde dessen, der nicht die Gabe besizt, Wahrheit auf eine angenehme Weise vorzutragen, bringe sie durchaus nichts hervor, als dem Lohn eines allgemeinen Widerwillens.

Wenn wir nicht den Antheil kennten, den Floribel an dem erreichten Wunsch des Herzogs hatte, wir würden bekennen, daß Branchenards Leiden ihm die Ehrenstellen und Glüks-Güter sehr wohl verdienten, womit er zur Belohnung beschenkt ward; denn es ist wahrlich eine schlimme Sache, mit Weibern ein Geschäfte von Wichtigkeit zu betreiben. Der Herzog fing zuerst damit an, ihn, aus der Hofhaltung der Fürstin, in seine eigene, als Kammerherr, aufzunehmen, verstärkte sein Gehalt, u. s. w.

Branchenard war, als ein dem schönen Geschlecht gefährlicher Mann, bekannt, und es ward, zum Nachtheil der schönen Herzogin, aus dieser Veränderung sehr viel geschlossen, zumal, da man ihr einen sehr aufgeräumten, aber äußerst häßlichen und

publichten Kammerherrn, dem Herrn von Pommore, wieder gab. Beweis, daß die Medisance in Europa älter ist, wie die Pest. Wir wollen denjenigen, die dies in Zweifel ziehen sollten, durch die Endigung unseres Kapitels, Zeit gönnen, die Geschichte der römischen und deutschen Kriege darüber nachzuschlagen, und wenn sie die Sache anders finden sollten, erbitten wir hiedurch ihre Belehrung, um sie uns gelegentlich zu Nuze zu machen.

Sechsstes Kapitel.

Welches einen Beweis ablegt, daß die Menschen im dreyzehnten Jahrhundert schon mit einander correspondirten.

Brauchenard an die Kammerjungfer der Frau von Lauremont.

Mir ist noch, mein Kind, seit ihrem Aufenthalt bei ihrem Vetter in Dijon, bekannt, daß sie sehr viele Gefälligkeit besizt und viel zu vernünftig denkt, um — aus Wahl — ihr Leben bei einer alten Dame auf dem Lande zuzubringen, wo sie allen ihren jugendlichen Reiz ungenuzt verwelken sieht. Wenn sie mir daher einen Gefallen erzeigen und schweigen will, bis ich ihr die Erlaubniß gebe, zu plaudern; so will ich, zur Belohnung dafür, sorgen, daß sie nächstens Kammerjungfer bei der angesehensten Hof-Dame sein soll. — Das Ding ist nach ihrem Geschmak! — nicht wahr?

Ihr

Ihr Auftrag ist, daß sie einliegenden Brief an das anbetungswürdige Fräulein von Durville giebt, die wir gerne hier hätten, und mit der sie, denke ich, sich gerne auf die Reise begeben wird. Mache sie nun ihre Sache so, daß ihr alter Hausdrache nicht dahinter kömt, und uns — Gott sey bei uns! — nicht gar den ganzen Handel durch ein Kloster verderbe.

Die beigefügte Summe wird hoffentlich zu den Kosten hinreichend seyn, die ihr ein und andere Einrichtungen verursachen könten; wäre das aber nicht, so steht, bei ihrer Ankunft an Hof, meine Börse ferner zu ihren Diensten, und ich verbleibe in aller Hinsicht ihr gewogener

Branchenard.

Branchenard an das Fräulein von Durville.

Seit Ihrer kurzen Erscheinung bei dem Herrn von Rosiere, gnädiges Fräulein, ist am Hofe von nichts die Rede, als von dem unaussprechlichen Reiz, mit dem Sie, mein anbetungswürdiges Fräulein! die Natur beschenkt hat.

Warum wollten Sie es ungnädig deuten, wenn ich wage, Ihnen zu gestehen, daß diese allgewaltig hinreissende Schönheit Sie zur Gebieterin desjenigen gemacht hat, der bisher allein zu gebieten gewohnt war, und daß unser Durchlauchtige Herzog — dem es noch nie so schmerzte, fürs Wohl seiner

Unterthanen, durch eine Vermählung aus Convenienz aufgeopfert zu seyn — aus voller Seele wünscht, in dem Umgange und der Freundschaft meines gnädigsten Fräuleins Ersaz für den Verlust alle der hohen Glükseligkeit zu finden, auf die der gnädigste und liebenswürdigste Fürst sich, bei dem aufbrausenden und heftigen Betragen seiner Gemahlin, keine Rechnung machen darf.

Werden Sie, mein gnädigstes Fräulein! grausam genug seyn, um Ihrem Herrn und Fürsten ein Glük zu versagen, was er zu Ihren Füßen erflehen würde, wäre er nicht an Formeln und Etikette bis zur Sclaverei gebunden.

Werden Sie ein glänzendes Glük, das Ihnen — wenn Sie an Hof kommen wollen — die Dankbarkeit des Fürsten bereitet, für dasjenige aufgeben, was Ihnen wahrscheinlich der Eigensinn der Frau von Laurenmont in irgend einem verfallenen Landschlosse zudenkt?

Erlauben Sie mir die Erwartung, daß Sie durch den Boten mir Befehl ertheilen werden, für Ihre Abholung aus dem traurigen Aufenthalt zu sorgen, der nur zu lange so seltnes Verdienst und Schönheit von dem Umgange der Lebendigen abgesondert hat.

Mit der respectvollesten Verehrung empfiehlt sich meines gnädigen Fräuleins Gnade und Gewogenheit

Dero

unterthänigster Diener,

Branchenard.

Kammerherr Sr. Durchlaucht, des Herzogs von Burgund.

Als diese Briefe in der geheimen Conferenz des Kammerherrn abgefaßt, gut geheissen und vollendet waren, ward Florivel damit nach dem Schlosse der Gräfin von Lauremont abgeschikt. Nachdem er unterweges den beigefügten Geldbeutel um ein ansehnliches leichter gemacht, wußte er sich so geschikt bis ins Gemach der Kammerjungfer zu stehlen, daß keine Seele die Contrebande witterte, die er zu weit größeren Nachtheil auf Laumiere einbrachte, als je, zum Nachtheil der Fabriquen oder des Handels, in irgend ein Fürstenthum fremde Waare eingeführt worden ist. Wie Florivel das angefangen, müssen wir jedem gescheuten Kopf zu denken überlassen, weil wir in der Hinsicht keine richtige Nachrichten liefern können. So viel nur wissen wir, daß Jungfer Rosette beinah den ganzen Spaß durch die üble Gewohnheit verdorben hätte, vor Alles zu erschrekken, was ihr unerwartet kam; denn sie war im Begrif, laut zu schreien, als sie Florivel, der sich während ihrer Abwesenheit in ihr Bett quartiert hatte,

hervorkommen sah; faßte sich aber doch, wie sie gewahr ward, es sey eine Mannsperson, und damit war alle Gefahr vorüber.

Die Gräfin Lauremont besaß so sehr, wie irgend ein Frauenzimmer, die Kunst, von ihrer Stube aus ein großes Hauswesen so zu regieren, daß Alles, was ihr zu Gesicht kam, in der besten Ordnung war; ihre Leute dagegen verliessen sich darauf, daß sie den wenigsten Zimmern und Winkeln des Schlosses ihre hohe Gegenwart gönnte, und da geschah denn oft, was eben nicht allerdings ordentlich war, so auch die geheime Unterredung zwischen Fräulein Durville, Rosette und Florivel.

Ein richtig denkendes Mädchen müßte den Brief des Herrn von Branchenard sehr impertinent gefunden, und Msr. Florivel die Rolle des Post-Boten mit guter Manier ein Bisgen vergällt haben; Fräulein Durville aber nahm Florivel auf, wie — in späteren Zeiten — eine Glük-verkündigende Zusage aufgenommen wird; ihr Kopf wirbelte völlig, doch — sagte sie zu Florivel — muß ich die Sache ein wenig überlegen, ehe ich eine Antwort ertheile. Sie gieng in ihr Zimmer, und Rosette bekam einen Wink zu folgen.

Florivel ward unterdessen sein selbst gewählter Plaz wieder angewiesen, den er — etwas dreister geworden — mit der Durchsicht eines Wandschrankes vertauschte, in dem er reichliche Stärkung für

seinen

seinen Magen fand; eine Sache, für die die Mädchen zu sorgen gänzlich vergessen hatten! — wie das Frauenzimmer, von wichtigen Begebenheiten hingerissen, meistentheils zu thun pflegt.

Wonne, Freude und — lauter Jubel war der Inhalt der Unterredung zwischen Fräulein Durville und Jungfer Rosette; sie vertieften sich so in ihren angenehmen Aussichten, daß die Essen-Klokke läutete, ehe ein Entschluß über die Botschaft genommen war, die man Florivel geben wollte. Fräulein von Durville eilte die Treppe hinab, Jungfer Rosette in ihr Zimmer, und, weil sie Florivel eigentlich nichts zu sagen hatte, sagte sie ihm — mit einigen Zusäzzen — Alles, was Fräulein Durville und sie mit einander geredet hatten. Florivel schloß eben so sicher aus diesem Geschwäz auf das Glük seiner Gesandschaft, als Herr von Branchenard vorhin richtig geurtheilt hatte: er würde nicht nöthig haben, für Rosettens Hof-Kammerjungferschaft weiter ein Wort zu verlieren; denn, daß Fräulein Durville sie mit auf die Reise nähme, sah er, nach seiner darüber gegebenen Idee, für eine Selbstfolge an.

Endlich erschien der glükliche Augenblik, da Fräulein Durville sich wieder von der Gräfin entfernen durfte. Rosette trieb sie an, die Einwendungen zu überwinden, die auch ihr vom inneren Gefühl gemachet würden, da sie jezt von weniger feinen Empfindung bewegt, als Fräulein Beauchamp, aber

doch, von Leidenschaften geführt, im Begrif stand, durch den ersten Schritt über ihre Glükseligkeit zu entscheiden, und Rosettens Ueberredungen, in der längst dieser heimliche Zuruf erstikt war, mußten — von Florivel dictirt — meisterhaft würken, da das Fräulein selbst den Vorstellungen der Vernunft, dem Gedanken der wahrscheinlichen Gefahr so wenig Gehör gegeben; sondern sogar an dem Idual dieser Möglichkeit Wohlgefallen gefunden hatte.

Unmöglich ward es Fräulein Durville demnach, den Brief des Kammerherrn ordentlich zu beantworten; denn sie war nicht einfältig genug, um ihn nur halb zu verstehen, und hatte es in der Verstellung noch nicht weit genug gebracht, um zu schreiben, was sie nicht dachte. Eine jede Sache erfordert Uebung, um darin zu einer vollkommenen Fertigkeit zu gelangen; der Kammerherr bekam also blos einen Zettel mit den Worten: „Es wird mir „Vergnügen machen, Sie hier zu sehen, und Sie „werden das Uebrige mit Frau von Lauremont ab„reden." Damit ward Florivel abgefertigt, dem — von dem Fräulein und von der Kammerjungfer — des kurzen Zettels wegen, gar viele Entschuldigungen aufgetragen wurden, die wohl so kahle Entschuldigungen waren, als diejenigen immer seyn können, die der Reiche hersagt, um dem Armen eine kleine Unterstüzzung aus seinem Geldbeutel zu entziehn; der Wucherer, um schwere Zinsen geltend zu machen,

machen, und der lau gewordene Liebhaber — noch nicht kalt genug zum völligen Entsagen, — um seinen Nachlässigkeiten den Anstrich der Nothwendigkeit zu geben.

Floriwel entwischte bei Nacht und Nebel so unbemerkt aus dem Schlosse der Gräfin von Lausemont, als er in der Morgen-Dämmerung hineingekommen war. (*)

Unterweges hatte der arme Scheim das Unglük, einem Trup heiliger Schwärmer in die Hände zu fallen, der eben im Begrif stand, die Reise nach dem gelobten Lande anzutreten, und nun, so nüchtern und mäßig die von heiligem Wahn beseelten auch immer leben mögen, in einem sehr armseligen Wirthshause, — vermöge des mitgenommenen Proviants — weidlich zechten.

Floriwels Naseweisheit brachte ihn mit den Pilgrimmen ins Gespräch; ein Wort gab das andere; Floriwel, ohne auf die Folgen zu denken, aß

(*) Denjenigen, die, zum Nachtheil Rosettens, eine Bemerkung über Floriwels ersten Aufenthalt im Schlosse machen mögten, dient zur Erklärung, daß man bis zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts (da Ludwig der Zwölfte seiner dritten Gemahlin, Marie von Engeland, zu gefallen, eine andere Einrichtung seines Tages machte) bei den französischen Höfen — natürlich also auch unter dem Adel — gewohnt war, des Morgens um vier aufzustehn; des Morgens um acht zu Mittag; des Nachmittags um vier zu Abend zu essen, und um sechs, höchstens sieben Uhr Abends zu Bette zu gehn.

und trank mit dem Anführer der frommen Gesellschaft, wie Bruder und Bruder, und dieser Pater, ganz zum Präsidenten der heiligen Inquisition gemacht, glaubte dem lieben Gott den reellesten aller Dienste zu leisten, wenn er sich nolens volens des Weltkindes erbarmte, und, für die weggeschenkten Brokken, den Florivel mit Gut und Blut zu seinem Eigenthum machte. Da halfen keine feine Wendungen, kein Troz, kein Bitten, kein Weinen, die wenigen Haare dieses großen Geistes mußten unter dem Scheermesser erliegen, und Florivel mußte seinen Stuzzer-Rok mit einem Ordens-Habit vertauschen; seine Kleider wurden verbrannt, und seine entwandten Gold-Stükke — den Armen zum Besten — dem allgemeinen Kasse-Meister der Gesellschaft zugestellt.

Ich weiß nicht, wo Florivel den Zettel der Fräulein Durville so schnell und geschikt kan aufbewahrt haben, daß man nicht auch Mittel fand, diesen bei ihm aufzuspühren; denn mein Manuscript redet davon nur in einigen, beinah gänzlich verwischten Reihen; — aber sicher ists, daß Florivel durch Rettung dieses Zettels ein Meisterstük ausübte, was seine Treue in Geschäften, und seine vortreflichen Anlagen außer allem Zweifel sezte.

Manchem wäre, in Florivel seiner Verfassung, nichts übrig geblieben, als bon gré mal gré einen Spaziergang nach Jerusalem zu machen, und vielleicht

leicht nie die schönen vaterländischen Mädchen, den edlen Burgunder-Wein und die Lekkerbissen des Kammertisches wiederzusehn; allein, Florivel fand allenthalben Möglichkeit zur Auskunft, und hier sehr bald, daß freundlich Aussehen beim schlimmen Handel, der beste Weg in verzweifelnden Fällen ist.

Er dankte daher, nach einer ernsthaft und still zugebrachten Stunde, dem Urheber der an ihm vollzogenen Maskerade, in der — während der Zeit — erlernten frommen Sprache der Demuth und Duldung die vortrefliche Absicht, ihn auf bessere Wege zu leiten, beweinte seine begangene Fehler und seinen hartnäkkigen Widerstand, und hielt eine schwärmerische Rede über die Veränderung, die Situation und Kleid in dem Menschen hervorbringen.

Die würklich frommen Pilger der Gesellschaft glaubten Florivel begeistert; jeder einzelne bewunderte dies große Genie, und der Commandeur en Chef hatte von da an lieber den doppelten Werth von Rosettens klingende Münze, als ein Sujet verloren, von dem er sich die ausserordentlichsten Vortheile versprach.

So freundschaftlich Pater Rion nun auch mit Florivel umgieng, so genau bewachte er ihn; allein, Florivel hatte stark darauf gerechnet, daß man endlich schlafen müsse, und in dem ersten vortheilhaften Augenblik eilte er auf seinen Rappen, mit einer blossen Trense versehen, davon, vermied auf der

weitern Reise alle große Gesellschaften und kleine Wirthshäuser, aus Furcht, theuer zu bezahlen, und kam, als Herr von Branchenard den folgenden Abend eben in den Mond lukte, gegen das Schloß angesprengt.

De par tous les diables, qu'est ce que c'est que ça! rief der Kammerherr, als die sonderbare Erscheinung ihm, ah bon soir mon chèr Monsieur! entgegen jauchzte. Je mehr sich Florivel dem Herrn von Branchenard näherte, je mehr wich ihm dieser aus; denn da Aberglaube und Unglaube, Furcht und böses Gewissen — sehr nahe an einander grenzen, hielt Branchenard jedes Schreckenbild für etwas schreckliches.

Die Stimme Florivels, die aus einem Ordens-Habit sprach, ließ ihn nichts bessers nach dem langen Aussenbleiben seines treuen Dieners vermuthen, als daß dieser bei den bösen Geistern sey, und das Gespenst, da auf dem ungesattelten Rappen, abgeschikt, ihn nachzuholen.

Branchenard eilte zwei Treppen hinauf, ohne eigentlich zu wissen, wohin; von der Mitte der dritten aber fiel er erbärmlich in Florivels Arm herab.

Branchenard — halb tod für Schrekken — begrif nicht, warum der böse Geist, der ihn so fest gepakt, jezt auf Gottes Erdboden neben ihm ruhig liegen blieb, ohne, zu seinem unvermeidlichen Transport in den Abgrund, Hand ans Werk zu legen.

Das

Das verursachte laute Getöse führte alle Zuschauer herbei, die Augen hatten, zu sehen. Erst hielt die Ueberzeugung schwer, daß Florivel eins von den gefallnen Geschöpfen sey, und darauf lachte Jedermann herzlich, den Kammerherrn ausgenommen, der, nach überstandner Furcht, blos mit seiner Entschuldigung beschäftigt war; denn so gerne wir lachen, geben wir nicht gerne den Stof zum Lachen anderer; es sey, daß dieses ein Compliment für unsern Wiz ist, und wahrlich, das ist eine sehr wohl angebrachte Selbst-Liebe! —

Es war übrigens ganz billig, daß der Zufall bei Florivels Ambassade für die Belustigung der Herzogin gesorgt hatte; denn gerade ihr kam sie am theursten zu stehen.

Unterdessen erfuhr Niemand genau, auf welchem Wege Florivel unter die Pilger gerathen war, als der Durchlauchtige Herzog, der Florivel die ausgestandene Gefahr so reichlich vergütete, daß sein völlig kahler Kopf izt sein einziger reeller Verlust blieb; dies gegen recht und unrechtmäßigen Besiz berechnet, müßte eine Hand voll Menschen-Haare würklich in dem hohen Werth stehen, den ihr eine alte Coquette beilegt, wenn Florivel bei seinem Unglük nicht noch ansehnlich gewonnen hätte.

Es sollen zu dieser Zeit Florivel ansehnliche Posten, zum Lohn seiner treuen Dienste, angeboten seyn; aber es wird behauptet, Florivels Ehrgeiz

sey

sey durch natürlichen Geschmak an der Verfassung, in der er lebte, und durch die Klugheit — die gar zu großes Glük fürchtet — zu sehr gemäßiget gewesen, um einen davon anzunehmen.

Andre Schriftsteller, Zeitgenossen der Herzogin Mathilde, sagen: daß Herr von Branchenard den Werth Florivels zu sehr eingesehn hat, um nicht alle Kräfte aufzubiethen, ihn in dem Würkungskreis einzuschränken, in den er einmal vom Schikfal gesezt war.

Wir sehen freilich ein, daß, im lezteren Fall, zu Ende des zwölften und Anfang des dreizehenten Jahrhunderts ein gar zu brauchbarer Kopf ein nachtheiliges Geschenk der Natur werden könte; allein, man wird uns verzeihen, wenn wir die verschiedenen Meinungen alter Manuscripte, Florivel betreffend, — blos vortragen, und nichts darüber entscheiden, welche aus Gründen die meiste Wahrheit enthalten könte.

Nun dachten Herr von Branchenard und sein Durchlauchtiger Herzog auf die Abholung der Fräulein von Durville, deren kurzer Zettel dem Kammerherrn angenehmer war, als ein förmlicher Brief ihm würde gewesen seyn; denn, dachte er, es ist besser, daß ihr noch etwas zu lernen übrig ist, es wird sich damit schon geben.

Der große Punkt war izt nur, wie man in Güte die Einwilligung der Frau von Lauremont erhalten solle.

solle. Branchenard bestand darauf, dies sey am leichtsten, wenn man der Gräfin einen Handbrief der Herzogin vorzuweisen hätte; allein, der gute Eudo konte sich unmöglich entschliessen, von seiner Gemahlin eine Aufopferung zu fordern, deren er sich selbst nicht fähig fühlte, und, indem er Branchenard sehr viel über die Grosmuth der Herzogin sagte — die aus freiem Triebe zugegeben, daß Herr von Pommore reisen und Fräulein Durville holen möge — verbot er bei seiner höchsten Ungnade alle Zwangs-Mittel oder Kränkungen, die wider die Herzogin angewandt werden könten, um Herr von Pommore mit einem Creditiv zu versehen.

Diese Gemüthsfassung Sr. Durchlaucht gefiel dem Herrn von Branchenard gar nicht, der darin eine Schwäche der Seele zu finden glaubte, die — seiner Meinung nach — einem großen Herrn durchaus nicht anstehe; sein Glüks-Zustand schien ihm so schwankend, daß er in dem Augenblik mit Floriwel aufs neue die Treppe herab zu taumeln meinte; desto nöthiger schien ihm die Gegenwart der Fräulein Durville; desto eifriger sann er, mit niedergeschlagenen Augen, auf die Erreichung seines großen Entzweks.

Branchenard suchte nach und nach Sr. Durchlaucht Ideen so lebhaft mit dem Bilde des Fräuleins zu erfüllen, daß er wagen dürfte, die abgebrochene Materie wieder anzuknüpfen, und den Herzog

zu fragen: „ob sich nicht in seinem geheimen Archiv „irgend ein — für die Frau von Lauremont — „anwendbares Briefgen von der Herzogin finden „sollte?"

Der Einfall schien dem Herzog sehr lustig; die geheime Cassette ward herbei geholt, und nach langem Suchen fand man endlich auf einem Stük weissen Atlas die wenigen Worte:

Vu que jén ferais tres charmée, vous me féres plaisir mon chér de m'envoyer ce que je Vous demande

Mathilde Ducheſſe de Bourgogne.

Aus dem mon ward ein ma; und aus dem chér mit weniger Mühe chére gemacht. Branchenard war überglüklich, und Sr. Durchlaucht entschuldigten den Betrug, dem sich doch Ihre Redlichkeit widersezte, mit der ohnehin gegebenen Einwilligung der Herzogin, und der unwillkührlichen Freude, die man davon hat, diejenigen anzuführen, die sich sehr klug glauben, worunter denn Frau von Lauremont gezählt ward.

Izt bestimte man den Tag zur Abreise für den Herrn von Pommore, der — falls die Herzogin dies genehmigte — auf den Anfang der nächsten Woche festgesezt wurde.

Die Herzogin — einmal entschlossen, sich das Ding mit allen seinen möglichen Folgen gefallen zu lassen

lassen — wandte nichts wider den Vorschlag ein, und sagte am Nachmittage zu ihrem Kammerherrn: „Pommore, sie sollen eine Reise machen!“ —

Pommore. Unterthänigster Knecht! — und — wohin befehlen Ihr Durchlaucht? —

Herzogin. Nach Laumiére, zur Frau von Lauremont!

Pommore. Doch nicht, um mich auf allerhöchsten Befehl zu verheirathen?

Herzogin. Um der Gräfin die beiden Fräuleins, die sie erzogen, zu meinem Dienst abzufordern.

Pommore. Madame Paravinette ist vermuthlich zu frei von Geschäften? — sonst, mit allergnädigstem Wohlnehmen, sehe ich eben nicht ein, wozu wir hier noch zwei sehr hübsche Mädchen mehr nöthig hätten.

Herz. Wann ich die Wahrheit gestehen soll, Pommore, ists eigentlich Gefälligkeit, daß ich die Fräuleins komme lasse.

Pommore. Eine schöne Sache, um die Gefälligkeit, wenn sie nicht gar zu viel kostet; — vielleicht hat die Gräfin eben so viele, um die Forderung Ew. Durchlaucht zu versagen.

Herz. Wie, Pommore! — sie glauben doch nicht das Mädchen verloren, was in die Welt kömt? —

Pommore. In einer gewissen Welt, Ihr Durchlaucht, glaube ich jedes junge Herz in Gefahr, im

Lande des Zeitvertreibes und der Intrigue unter andern.

Herz. Aber, Pommore, die Art, wie wir uns mit ihnen nehmen werden; eure Gabe, im Scherz sehr ernsthaft zu warnen; eure Freundschaft zu erwerben — und Paravinettens Klugheit — könne viel Uebel abwenden.

Pommore. Ew. Durchlaucht sagen nichts von der Figur des garstigen Gnomen, die durchaus neben so viel wohlgebildeten Herrn übersehn wird, weil Liebe und Schönheit mit der Vernunft unversöhnlich entzweit sind, und die schöne Nothwendigkeit, hier nach dem Zeitvertreibe zu seufzen, den der häßliche Pommore geben kan, da sich so mancher Adonis bemühen wird, jeden müssigen Augenblik durch Schmeichelei und Getändel zu verkürzen, — was, wie Nachtigallen Schlag, ins Ohr und in die Sinne fällt. — Erlauben Ew. Durchlaucht, es ist sehr natürlich, auf die Nase zu fallen, wenn man über Sträuche geht.

Herz. Unterdessen, Pommore, müssen wir den Versuch machen, nachher werden wir sehn: —

Und nun gab Mathilde dem Kammerherrn von Pommore einen Brief, um ihn bei seiner Ambassade der Gräfin von Lauremont zu überreichen, den wir ebenfalls den Lesern mittheilen können.

Der Verstand und die Schönheit ihrer Nichten, meine liebe Gräfin! hat Ihnen so sehr unsern,

sern, des Herzogs unsers Gemahls und des ganzen Hofes Beifal erworben, daß wir Ihnen, liebe Gräfin! den Wunsch sagen müssen, sie in unserm Dienst zu sehen. Wenn Sie nun gleich darüber Ihre Gesellschafterinnen verlieren, so hoffen wir doch, liebe Gräfin! Sie werden ohne andre Ursache eine solche Bitte nicht versagen Ihrer gewogenen

Mathilde, Herzogin v. Burgund.

Die Herzogin, in so weit sie Frau von Lauremont von der kurzen Zeit kannte, die sie selbige bei Hof sah, — glaubte, sie würde fein genug seyn, um entweder ganz eine andre Ursache zur abschlägigen Antwort zu finden, oder, um nur Fräulein Beauchamp zu schikken, die sie leiden mogte, und die Frau von Lauremont am wenigsten versagen konte, weil ihre Brüder nicht, wie die Brüder der Fräulein Durville, Unterthanen des Herzogs von Normandie, sondern Unterthanen und Vasallen des Herzogs von Burgund waren. Das Herr von Branchenard die Reise mitmachen und dem Dolmetscher abgeben würde, fiel der Herzogin nicht ein; nur Madame Paravinette, die den Gang der Begebenheiten ziemlich erlernet hatte, vermuthete dies, als der Kammerherr von Branchenard sich einen Tag später, als der Kammerherr von Pommore, auf die Reise — wie es hieß — nach Paris begab.

Die Ursache dieser Intrigue war keine andere, als daß diejenigen, die gerne Böses thun, nicht gerne den Schein davon haben, und daher, so viel immer möglich ist, ihren Handlungen den Anstrich der Nothwendigkeit und der guten oder unschuldigen Absicht geben.

Uebrigens suchte die Herzogin, ihren Gemahl mit mehrerer Gleichgültigkeit anzusehn, wie vorhin; weniger in ihm ihr Alles — um ihrer eignen Ruhe und Glükseligkeit willen — zu finden. Sie fieng, nach Madame Paravinette ihrem Rath, an, sich ordentlich zu beschäftigen; suchte ihr Herz mit reellen Neigungen, und ihren Kopf mit nüzlichen Kenntnissen zu erfüllen; bekümmerte sich ganz und gar nicht um Eudos Handlungen, und litte durchaus nicht, daß man ihr etwas davon erzählte. Pommore, den sie ausserordentlich schäzte, stand ihr mit seinem guten Herzen und seiner guten Laune, so wie Madame Paravinette mit ihrer gesunden Vernunft, treulich bei.

Nach und nach schien die Herzogin die angenehmste von allen Weiblichkeiten am meisten freie Dame am Hofe zu seyn, und wenn sie ja von einer kleinen Schwäche übereilt ward, gab sie Kopfweh vor, weinte ihren Schmerz aus, und sah in solchen Stunden Niemand, als ihre getreue Paravinette, die sie nie in unnüzze Klagen versinken ließ.

Der Herzog konte bey diesem Betragen unmöglich seiner Gemahlin einen hohen Grad von Achtung versagen, und diese Gewalt, über den Verstand des Herzogs, war oft für Mathilde, und oft für andre von den besten Folgen; denn wer so viele natürliche Güte besizt, als Eudo, sucht gewiß gerne die Kränkungen zu vergüten, denen andre durch den Ausbruch seiner Leidenschaften ausgesezt sind.

An dem Herzog von Burgund wollen wir diese Art zu handeln verzeihen, an jedem andern vernünftigen Menschen können wir das nicht; denn alle natürliche Güte ist ohne Werth, bei der es an dem Grad der Stärke fehlt, den die Ueberwindung unserer Leidenschaften, Fehler und bösen Gewohnheiten nothwendig fordert. Güte ohne Festigkeit macht vielmehr den weichen, unzuverläßigen Charakter aus, dem man so wenig trauen darf, wie dem Böswicht, von dem man sich nicht mehr versprechen muß, als vom Windbeutel. Güte, die bloß vom Temperament geleitet wird, bringt sicher für andere den Schaden, daß wir sie für uns einnehmen, sie täuschen, sie in unsere Fehler verwikkeln; uns selbst hingegen bringt sie in das traurige Verhältniß, vom Zufall und von einem jeden abzuhängen, der sich die Mühe nehmen will, uns zu regieren; sind nun gleich solche Regenten nicht immer ein Herr von Branchenard, so bleibt doch diese Dependenz ein Verhältniß, was so wenig, wie alle strenge Vor-

mundschaften und Curatelen, ein angenehmes Verhältniß seyn kan.

Siebendes Kapitel,

welches wie ein Reise-Journal anzusehen ist.

Mit allen Bequemlichkeiten ausgerüstet, die von jeher das Emolument eines reisenden Hofmannes gewesen sind, hielt am Ende des November-Monats 1196 der Kammerherr von Pommore vor dem Schloß der Gräfin von Lauremont, und übersah sowohl das altväterische Gebäude, als den nicht allenthalben reinlichen Hofplaz, indem er die Erlaubniß der Gräfin erwartete, aus seinem Wagen in ihr Zimmer kommen zu dürfen.

Fräulein Durville hatte schon seit Florivels Abzug den entscheidenden Augenblik mit derjenigen Furcht erwartet, die uns bei einer nicht ganz unschuldigen Heimlichkeit peinigt. Sie hätte, indem Herr von Pommore gemeldet ward, gewünscht: Meilen weit entfernet zu seyn; doch durfte sie nicht von der Gräfin weichen. Ihre Verlegenheit war sichtbar! — was ist das, Nanette! wie entfärbst Du Dich so? — Ich weiß nicht, Tante, mir ist so angst! — der Kohlendampf — oder der Kammerherr vielleicht? — laß mir die Narren-Grillen aus dem Kopf, Mädchen! oder ich werde wissen, was zu thun ist.

Die

Die wenigen Worte waren für Fräulein Durville die kräftigste Herzens-Stärkung; der angedrohete Zwang sezte sie schnell in die Gemüths-Fassung, die allein bewürken konte, daß Branchenard seinen Endzwek erreichte.

Frau Gräfin von Lauremont, der bei dem Besuch nichts Gutes ahndete, wünschte Herrn von Pommore von ganzem Herzen zum Henker, ließ aber dennoch versichern, es würde viele Ehre seyn, und befahl, für die Bediente und Pferde zu sorgen.

Pommore fand in der Manier der Unterredung und dem Anstande der Gräfin eine vollkommene Hof-Dame, freute sich aber, daß ihm an der Ausrichtung seines Auftrags wenig lag; denn die Miene der Frau von Lauremont schien ihm eine Laune zu verbergen, bei der man sehr wohl mit einem Antrag abblizzen konte.

In der Verfassung blieb Pommore, seiner Gewohnheit nach, von Herzen fröhlich, bat die Gräfin, die Antwort bis auf den folgenden Tag zu überlegen, und studierte, während der Zeit, die beiden Mädchens ein bisgen, — die er mit allerlei Possen unterhielt — in so weit Mädchen sich ausstudieren lassen.

Die Gräfin, die fest beschlossen hatte, eine abschlägige Antwort zu geben, sprach von nichts, als Schwierigkeiten, war viel zu mürrisch, um zu lachen,

und schier unerträglich bei aller ihrer affectierten Höflichkeit.

In einem Augenblik, — wo sie das Zimmer verlassen mußte, ohne, daß sie, von Nothwendigkeit übereilt, auf eine gute Art die Fräuleins vorher hatte entfernen können, — bat Fräulein Beauchamp Herrn von Pommore recht sehr, sie bei der Gräfin zu lassen; und Fräulein Durville bat ihn eben so sehr, sie mitzunehmen, sey mit Güte oder mit Gewalt. Und da wette ich, sagte Herr von Pommore, hat die eine eben so viel Unrecht bei ihrer Bitte, wie die andere; für euer Bestes sollte ich gerade das Gegentheil erfüllen! Sie, Fräulein Beauchamp! wären bei Hofe sehr wohl; und Sie, Fräulein Durville! wenn nicht bei der Tante, doch am besten auf dem Lande. Aber, was ist denn da für Lärmen? — ah Dieu merci! rief Fräulein Durville, die aus dem Fenster gukte, Dieu merci, Branchenard!

Die Gräfin war bei dieser neuen Meldung zu Schwindel und Ohnmacht fertig. Pommore, der den Knif zu errathen glaubte, wäre im Aerger zur Parthei der Gräfin übergegangen, hätte seine Durchlauchtige Herzogin vor einigen Tagen aufrichtiger mit ihm geredet; nicht zum Minister geboren, wußte er nicht, wie er dran war, hielts fürs sicherste, Branchenard die Sache zu überlassen, und sich ruhig zu verhalten, sie falle aus, wie sie wolle.

Pom-

Pommore sagte also dem Kammerherrn des Herzogs, was geschehen sey, und überließ ihm die Sorge desjenigen, was noch geschehen sollte, wovon denn Branchenard äußerst zufrieden war.

Branchenard fieng an, die Gräfin wegen des unvermeidlichen Verlusts der beiden Fräuleins zu bedauren, indem er versicherte, der Herzogin sey so sehr daran gelegen, die allerliebsten Mädchen in ihrem Dienst zu haben, daß er mit einem Hand-Briefe dem Herrn von Pommore nachgeschikt geworden, um unbezweifelt die Einwilligung der gnädigen Gräfin zu bewürken.

Die Gräfin wandte sich immer im nemlichen Zirkel, und, wenn Herr von Branchenard glaubte, nun sey sie endlich erst an seinem Punkt gerathen; so sprang sie ab, und stand, ehe er sich es versah, auf das ohne andre Ursache der Herzogin, ohne eine nähere Erklärung zu geben, als daß sie dieser andern Ursachen gar viele habe.

Meine Leser sehen wohl ein, daß das Ding sehr schief hätte ablaufen müssen, wäre nicht der Ausdruk des Unwillens und der Ungedult in den streitenden Partheien durch den Grad Welt-Ton und Höflichkeit gehindert worden, der — wenn gleich angenommen — so sehr zur Natur wird, daß er in kritischen Fällen jedesmal aus der Noth hilft.

Wir reden hier weder von denen, die so natürlich grob sind, daß sie Höflichkeit verfolgen — ver-

abscheuen — verachten, sie für schuldige Unterwürfigkeit annehmen, und durch Nachgeben unerträglicher werden. Eben so wenig von denen, die sich vom lieben Gott privilegiert glauben, Sottisen zu sagen; denn gegen dem, der sich den geselligen Uebervindungen nicht unterwerfen, und das Betragen Anderer mit Aerger für einen Vorwurf des seinigen ansehn will, ist nichts anders darauf, als ihn meiden, oder sich in Respect zu sezzen.

Diese Art Menschen, theure Leser! ist glüklicher Weise nicht die gewöhnliche; bei den meisten Adams-Kindern finden sie den Widerhall des Tons in dem sie stimmten. Wahre Freundschaft und die Herzens-Güte, die aufrichtig für ihr Vergnügen sorgt, treffen sie selten; ists ihnen daher um die Dauer ihrer gewählten Verbindungen, um die kleinen Aufmerksamkeiten zu thun, die das Vergnügen aufs ganze hinstreuen: so befleißigen sie sich höflicher Gefälligkeit gegen Jedermann, und lernen die kleinen Aufopferungen tragen, die die Launen Anderer ihnen auflegen könten.

Wieder auf unsere Geschichte zu kommen, so war Branchenard im Begrif, zu fürchten: seine Geschiklichkeit mögte am Eigensinn der Frau Gräfin scheitern.

Mais Madame, sagte er daher, Sie kennen genau die Verpflichtung der Familie Beauchamp gegen den Durchlauchtigen Herzog; wenn die Herzogin,

zogin, die in ihrem lezten Briefe nichts von andren Ursachen sagt, durch ihre abschlägige Antwort beleidigt, ihren Gemahl überreden sollte, Ihnen das Fräulein unbedingt abfordern zu lassen, müßten Sie alsdann nicht Fräulein Beauchamp auf den Befehl unsers allergnädigsten Fürsten von Sich lassen? würde er nicht, alsdenn gegen Sie aufgebracht, gar leicht bewürken können, daß Sie Fräulein Durville ebenfalls verlören.

Gräfin. Es giebt Wege, um das zu hindern.

Branch. Verzeihen Sie, gnädige Gräfin! eine befehlende Macht kan alle Wege sperren. Heirathen und Klöster —

Gräfin. Herr von Branchenard —

Branch. Verzeihen Sie, gnädige Gräfin! daß ich meinen Auftrag mit alle der Treue auszurichten suche, die ich so äußerst gnädigen Fürsten schuldig bin. Ich fühle, wie wehe es Ihnen thun muß, Sich von Allem zu trennen, was Sie lieben; thue daher gerne, was in meinen Kräften ist, für die Zufriedenheit einer Dame, die am Hofe so vorzüglich geschäzt wird; ja, gnädigste Gräfin! ich will zufrieden seyn, meinen Auftrag zur Hälfte zu erfüllen.

Gräfin. Gut, Herr von Branchenard! es bleibt also bei dem geschehenen Vorschlag, und ich werde mir die Ehre nehmen, der Durchlauchtigen Herzogin meine Ursache zu sagen.

Branch. Verzeihen Ew. Gnaden! — die Frau Gräfin, meinte ich, behielten von den Fräuleins eine, und die andere bestimmten Sie zum Dienst der Herzogin. Die Brüder der Fräulein Beauchamp können durch ihre Dienste das Zurükbleiben des Fräuleins aufwiegen, um ihrer Familie den Credit zu erhalten, in dem sie steht; Fräulein Durville dagegen kan unter Ihren Augen im Vaterlande ein glänzendes Glük machen. Folgen Sie meinem unterthänigst gegebenen Rath, gnädigste Gräfin! verlieren Sie lieber etwas mit gutem Willen, als — Alles!!

Der Kammerher, der sehr genau auf die Mine der Mädchen gemerkt hatte, glaubte nichts zu wagen, wenn er noch etwas von eigner Wahl hinzusezte.

Darf ich reden, gnädige Tante! sagte Fräulein Beauchamp, — indem sie die Hand der Gräfin küßte — so bitte ich, lassen Sie mich bei Ihnen bleiben, wo ich so gerne bin.

Die Gräfin durch diese unerwartete Bitte ihres Lieblings gerührt, konte sich einer unwillkürlichen Thräne nicht erwehren. Mit Bitterkeit blikte sie auf Fräulein Durville, die das Näsgen in die Höhe warf, — das sollst du denn auch, mein Kind! sagte sie zu Fräulein Beauchamp; und sie, Fräulein Durville! reisen sie meinetwillen, weil sie nicht die mindeste Lust zum Bleiben verrathen.

Fräulein Durville, die bei allen schlimmen Anlagen noch nicht ganz verdorben war, — empfand in den Augenblik, da sie ihren höchsten Wunsch erreicht sah, den Blik und die Worte der Gräfin, wie Dolchstiche, und die Dankbarkeit, die sie der Frau von Lauremont schuldig war, — die sie als Kind aus dem Schutt eines zerstöhrten Schlosses hervorsuchen ließ, um sie aus Nichts zu einem glüklichen Mädchen zu machen — drang sich ihr, wie Zentner-Last, aufs Herz; sie schlich langsam zur Gräfin, und bat mit dem verstokten, thränenlosen, und doch Schaam bezeichnenden physiognomischen Ausdruk, der Gefühl von Schuldigkeit und Mangel an guten Willen so redend im Gesicht malt, um ihre Verzeihung.

Der Gräfin, die sich unmöglich für Fräulein Durville aus den Folgen etwas Gutes prophezeien konte — mußte es nothwendig schmerzen, eine ihrer Zöglinge als verloren anzusehn; daß ist gut, sagte sie, und wischte eine Thräne weg.

Fräulein Durville konte sich den Gedanken nicht verwehren, daß sie gethan hatte, was sie konte, und hier schwebte kalter Troz, als herrschende Empfindung, in ihren Zügen.

Fräulein Beauchamp, das Niemand leiden sah, ohne, daß die Güte ihres Herzens zu seinem Besten sehr beredt ward, und das der Verlust der Gespielin aufrichtig betrübte, ward durch eigne Empfindung

nur

nur mehr gereizt, Andere zu erfreuen; die Fremden waren ihr kein Hinderniß; sie fiel Fräulein Durville um den Hals. Komm, sagte sie, ich weiß gewiß, Du fühlst in diesem Augenblik, wie viel Du unserer guten Tante zu danken hast, und kanst es nicht ertragen, daß sie unwillig auf Dich ist; komm! ich will nicht ablassen, mit Dir sie zu bitten, bis sie Dir wieder gut wird; und nun mit Fräulein Durville zur Gräfin, — der sie den Hang zum Vergnügen in den Jahren der Jugend mit so vieler Naivität schilderte, daß diese Darstellung unschuldiger natürlicher Ideen die beste Entschuldigung war, die man für ein Mädchen finden konte, was die Freuden der Welt einem alten verrosteten Landschloß vorzieht, wenn es gleich — durch diesen Vorzug beleidigt.

Fräulein Beauchamp versprach dabei so viel Gutes von dem Betragen ihrer Cousine, und wußte — an ihrer Stelle — der Tante so viel verbindliches zu sagen; Fräulein Durville, so zu rechter Zeit bejahen oder verneinen, gewiß oder gewiß nicht sagen zu lassen, daß ihre Gewissens Angst in freudiges Gefühl, und der Unwille der Gräfin in gütige Besorgniß übergieng.

Pommore, der damals von ganzem Herzen gewünscht haben soll, so schön zu seyn, als der Cicisbeo der Dame Venus, versicherte der Gräfin, daß die Gesellschaft der Fräulein Beauchamp hinreichend wäre, über jeden Verlust zu trösten.

Bran-

Branchenard, der die Gemüther besänftigt genug glaubte, um sich wieder in die Unterredung zu mischen, überreichte der Gräfin aus der Hand des Herzogs — aber im Namen der Herzogin — einige Kostbarkeiten zum Geschenk, die sie annahm, aber die sie in dieser Stimmung nicht erfreuten.

Die Abendmalzeit, sagte Herr von Pommore nachher zur Herzogin, war so still und ceremonieus, daß ich sie für nichts anders, als für das feierliche Leichenbegängniß der dazu abgewürgten Thiere halten konte.

Die Gräfin ließ sich zwar durch Fräulein Beauchamp trösten; in ihrem Herzen hingegen war sie bitter über den ganzen Vorfall, und Fräulein Durville bekam noch am nemlichen Abend eine derbe Lection, als die Gesellschaft aus einander gegangen war, mußte auch in der Schlafkammer der Gräfin das Nacht-Quartier halten.

Am folgenden Morgen schrieb Frau von Lauremont an die Herzogin, und nun übergab sie Fräulein Durville dem Herrn von Pommore, um sie Ihr Durchlaucht einzuhändigen, mit allen Nothwendigkeiten ausgesteurt, die die Gräfin ihr bey einer Heirath würde gegeben haben. Fräulein Durville ward auch mit Rosette versehen, damit es nicht an einer Personne de Confiance fehlen mögte; denn dies Tierchen hatte sich — auf Rechnung des ganzen Hau-

Hauses — die höchste Gnade der Gräfin vollkommen zu erwerben gewußt.

Damit denn gieng es zur Abreise und zum Abschied, bey dem Frau von Lauremont Fräulein Durville dem Schikſale empfahl, und sie als Hof-Dame behandelte; Fräulein Beauchamp von Grund des Herzens weinte; Fräulein Durville dem Himmel dankte, daß es so weit gekommen war; Rosette, die Verstellung aufs höchste trieb; Branchenard viel Worte verschwendete, und Pommore den Damen seine dankbare Ergebenheit versicherte.

Als Fräulein Beauchamp die Reisenden nicht mehr gewahr werden konte, und sich nun umwandte, sah sie die Gräfin weinen.

Beßte Tante, weinen sie nicht! — ich bitte; — Nanette wird Ihnen gewiß Freude machen.

O Kind! — das der Lohn aller meiner Sorgfalt!! Du kennst Nanette nicht!! —

Sie hat ihre Fehler; aber, sie ist auch noch so jung, sie wird sich gewiß bessern.

Ja, sie am Hofe sich bessern! Du kennst die Welt nicht!! — aber, sie hat ja, was sie wünscht; laß sie! — Denkst Du wohl, daß die ganze Sache verabredet gewesen ist? — daß Fräulein Durville um Alles gewußt hat? — das Mſr. Florivel vor zehn Tagen hier gewesen ist, um des gnädigen Fräuleins Gesinnung zu erforschen? — denkst Du, daß Nanette an Herr von Branchenard geschrieben; er möge nur kommen und sie holen?

Aber, meine beste Tante!

Das ist wahr, Isabelle! — das kanst Du glauben! Wie wäre das möglich! — wie! — hätten Sie das nun erst erfahren, oder wußten Sie es schon?

Ich wußte das noch nicht, wenn Rosette es mir nicht gesagt hätte, der sie es gestern erzählt hat; denk Dir die Falschheit!

Gestern? — wenn? — Nanette hat ja den ganzen Tag nicht mit der Jungfer gesprochen, und die Nacht schlief sie in ihrem Zimmer!

Gestern, sage ich Dir, hat sie es Rosette erzählt; ihr ist Alles möglich!

Erlauben Sie, beste Tante! — entweder Rosette lügt, oder sie hat vom Anfang um den ganzen Handel gewußt; in beyden Fällen aber hieß das Ihre Güte und Ihr Zutrauen gewaltig misbrauchen.

Höre, Isabelle! ich weiß wol, wem ich trauen und nicht trauen darf; das überlaß mir, und nimm Du Exempel an der Durville, mache mir solchen bittern Kummer nicht! —

Die Gräfin fieng von neuen an zu weinen; Fräulein Beauchamp, die mit voller Stärke empfand, daß ihre Meinungen selten mit den Meinungen der Tante übereinstimmten, combinirte das Exempel mit Bonfort, und weinte ebenfalls. So gieng dieser Tag nebst zwey anderen hin.

Am dritten kam Herr von Rosiere, um die Gräfin und die kleine Beauchamp — die ihm sehr lieb

war — zu trösten und aufzuheitern, mit Herrn und Frau von Caumont, und, wie meine Leser hoffentlich nicht ungerne sehn, mit Herr Bonfort.

Da war denn wieder Friede und Freude; die Gäste übernachteten im Schloß, und die Gräfin ließ sich erbitten, mit der Gesellschaft einige Tage bei Herr von Rosiere zuzubringen.

Es giebt bei kleinen Reisen immer kleine Gelegenheiten, sich einander mehr zu nähern, und diese hätte Bonfort nicht können ungenuzt entwischen lassen, wenn es sein Leben gegolten hätte.

Bei Herr von Rosiere war es nun gar ein herrlich Leben; den Nachmittag kam noch mehr Gesellschaft; unerwartet war Musik da, und im Hui tanzte Jung und Alt. Hand in Hand mit Fräu ein Beauchamp, wehrte sichs Bonfort lange, dies geliebte Händgen zu drükken; endlich, von der Gewalt seiner Empfindung überwältigt — siegten Liebe und Gelegenheit, so auch bei Fräulein Beauchamp.

Der Bal war zu Ende; ach! dachte Bonfort; ach! dachte Isabelle, daß doch die unschäzbar süßen Augenblikke ewig gedauert hätten!

Am folgenden Tage begegneten sich ihre Augen oft, weilten und weilten, und trennten sich ungerne von dem Blik, den sie aufsuchten; sagten sich so viel, und nie genug für den Wunsch des liebenden Herzens.

Vor der Gräfin nahm man sich in acht, und sonst vor Niemand: denn Herr von Rosiere war ein ver-

vernünftiger, recht guter Mann, dem man gerne Alles gestand, was man dachte; den Vetter Caumont und seine Frau fürchtete man eben so wenig.

Am Abend — allein in ihrem Zimmer — war die arme Beauchamp so von Liebe und Gehorsam gefoltert, daß sie ihr bisgen Vernunft am Ende fand, und nicht einen Ausweg zu ihrer Rettung sah, als lebendigen Tod im Kloster.

Bonfort — auch allein — hatte nie so die hundert-tausend Schwierigkeiten gefühlt, die sich seinen Wünschen entgegen sezten; es ward ihm zu enge im Schloß, und er gieng unterm blauen Sternen-Himmel ins Freie.

Schon tief genug im Garten, wandte er sich wieder dem Schloß zu; da erblikte er — vielleicht suchte er auch das — einen Lichtschimmer in einem Fenster, schnel dachte er: das ist sie! — wer könte sonst noch wachen? hastig gieng Bonfort dem Schimmer nach, und, weiß der Himmel wie es zugieng, er spazierte nicht lange noch am Lichtschein, als er Fräulein Beauchamp am offenen Fenster gewahr ward.

Sind Sie das, Isabelle? — fragte er leise und blieb stehen.

Wie Isabelle ans Fenster gekommen war, wußte sie selbst nicht; wir könnens also nicht mit Gewisheit sagen. Wahrscheinlich, weil sie nichts dachte, als — Bonfort und Kloster, ahndete sie, was sie gehen hörte, sey er, und es wäre so gut auf Rose-

beau, wie in jenem immerwährenden Gefängniß, verzeihlich durchs Gitter zu sprechen. Dem sey, wie ihm wolle; Isabellens Herz klopfte gewaltig, und der liebenswürdige junge Mann hatte sich in keiner bestandenen Gefahr so erschüttert gefühlt, als hier am Fenster seines Mädchens.

Sind Sie das, Bonfort? flüsterte Fräulein Beauchamp; ach, um Gottes Willen, gehen Sie! ich bin das unglüklichste Geschöpf, merkt die Tante, daß Sie hier sind: —

Trennt uns nicht dies Gitter, Beste? — die Tante schläft; ein Wort nur, Isabelle!

Bonfort, ich bin in Todes-Angst!

Sein Sie unbesorgt, Liebe!

Damit stand Bonfort auf dem obersten Absaz einer Reihe Steine, die bis ans Fenster des Fräuleins hinaufleiteten.

Fallen Sie nicht, um Himmels Willen, lieber Bonfort, fallen Sie nicht! sagte Isabelle, indem sie ihr kleines Händgen durchs Gitter strekte, um ihn zu halten.

Bonfort. Hat nichts zu sagen, Liebgen! — ich stehe hier ganz fest, laß uns diesen glüklichen Augenblik nicht durch unnüzze Furcht verderben. Isabelle! — eine Pause, — Isabelle! ist das Liebe, was ihr Auge spricht?

Isabelle. Mir war nie so; ist das Liebe, so — lieb ich.

Bonf. hastig, Dank, Engel, Mädchen, Dank!

Isabelle. Ach — und die Tante! — horch! — sie hustet!

Bonf. Würden Sie so viel Muth haben, als meine Großmutter? Liebe, würden Sie?

Isab. Was machte die? — sagen Sie mir geschwind, und dann gehn Sie, Liebster! — sie wacht, — sie wacht gewiß!

Bonf. Ei, so schläft sie ja doch neben an und kan hieher nicht sehn!

Isab. Aber aufstehn kann sie!

Bonf. Nicht doch, Liebe! sie fürchtet die Erkältung; aber, Sie frieren, Isabelle!

Isabelle bebte mehr aus Angst und Empfindung, als sie fror; so gieng es auch dem edlen jungen Mann, er hatte Mühe, sich auf die erkletterten Steine zu halten.

Mir fält was ein, Isabelle! sagte Bonfort nach einigen stummen Augenblikken — stehen Sie Morgen zeitig auf, und, ehe sonst noch Jemand da ist, kan ich Sie mit Anstand, und ohne, daß Sie frieren dürfen, im Gesellschafts-Zimmer sprechen.

Fräulein Beauchamp fand den Vorschlag nach ihrem Sinn; die Stunde der Zusammenkunft ward festgesezt; die Liebenden nahmen oft Abschied, und hatten sich immer noch etwas zu sagen.

Endlich stieg, mit würklicher Gefahr, Bonfort die Mauer herab, und — jedes für sich allein —

wußte nicht, ob es wachte oder träumte, gewacht oder geträumt hatte; jedes fühlte sich im Taumel des Glüks, und von Furcht und Unruhe gemartert; jedes wünschte sich in die selige Zeit zurük, wo es ruhig schlafen konte, und keines hätte, für alles andre Erden-Glük, die Erwartung auf den folgenden Morgen aufgegeben.

Es ist ausgemacht, daß der einfältigste Schafskopf von einer Mannsperson viel leichter den wahren Knoten der Sache trift, als das klügste Weib; Herr Bonfort daher, der oben drein ein vernünftiger Mann war, suchte sich zu fassen, so schnel er konte, und überdachte, wie er das glükliche Morgenstündchen am nüzlichsten für sich und Isabelle anwenden möge. Er gebrauchte das Schreibzeug, was er als Kaufmann allenthalben mit sich führte, und sezte — damit ihm die Erzählung keine Zeit verdürbe — die Geschichte seiner Großmutter für Fräulein Beauchamp auf; zugleich bat er sie, an dieser vortreflichen Frau Beispiel zu nehmen.

Nachdem faßte er den Entschluß, am folgenden Tage mit Herr von Rosiere zu reden, und ihn und den Herrn von Caumont in sein Interesse zu ziehen. Darauf legte er sich zu Bette und schlief, wie man schläft, wenn man, zu lange zu schlafen, fürchtet.

Fräulein Beauchamp hingegen huschte schnel ins Bett, so bald sie Bonfort nicht mehr sah; schlummerte, aber schlief die ganze Nacht nicht;

bald

bald wekte sie der Gedanke an Bonfort, bald die Furcht für die Tante, bald der Schein des Lichts, was sie hatte brennen lassen: und um Dreiviertel auf Drei war sie schon angekleidet im Gesellschafts-Zimmer.

Sie, die noch niemals gelogen hatte, fand sich genöthiget, den Bedienten eine Lüge vorzusagen, um ihn zu entfernen; und in der äußersten Beklemmung mußte sie eine außerordentliche Heiterkeit annehmen, um damit ihr frühes Aufstehn zu entschuldigen; nun blieb sie, nachdem sie schon hundertmal gefürchtet, die Leute würden noch im Zimmer seyn, wenn Bonfort käme, eine lange Viertelstunde allein. Angst, Verdruß über dies Ausbleiben, inre Vorwürfe, kreuzten sich in Isabellens Seele; sie fühlte ihr ganzes Dasein zerrüttet: da kam — Bonfort.

Daß er Isabelle liebevol ans Herz drükte, stellen wir uns vor, und daß er beim Kaminfeuer eine stärkere Gabe besaß, Muth einzureden, als am kalten Gitterfenster, glauben wir, denn unser Manuscript sagt: Fräulein Beauchamp sei in wenig Minuten von aller Angst, Verdruß und inrer Vorwurf frei, und nach ihrer Meinung das glüklichste Mädchen auf der ganzen Welt gewesen.

Als diese, für die theilnehmende so trostreiche Unterredung, ein Weilchen gedauert hatte, schlich Isabelle zurük in ihr Zimmer, und Herr Bonfort

blieb mit in einander geschlagenen Armen am Kamin sizzen.

Zuerst störte ihn Herr von Caumont in seinen süßen Träumen.

Aber sagen Sie mir, Vetter, fieng Herr Bonfort an, in welcher Absicht haben sie mich bei der Gräfin von Lauremont eingeführt?

Ei warum? um Bekantschaft zu machen und Wein zu verkaufen, lieber als ein Andrer.

Fräul. Beauch.: Daran dachten Sie wol nicht?

Fräul. Beauchamp! was soll ich davon denken? daß Sie keinen Wein braucht; aber ein allerliebstes Mädchen ist. Ein allerliebstes Mädchen: was thut das zur Sache?

Vetter, komt dem Feuer nicht zu nah, ihr brent euch!

Spukts bei Euch, Vetter? Ihr habt ia den Kamin belagert. Ich sizze eine Meile davon, mir friert das Herz im Leibe; und ihr schwazt vom Verbrennen.

Man versteht schlecht mit erfrornem Herzen. Sezt Euch hier, Vetter.

Dies versteh' ich; aber der Henker versteh', was Ihr sonst zusammen brachtet.

Wärmt Euch nur erst ein wenig durch. Die Bekantschaft, die Gräfin, Fräulein Beauchamp, was ich dachte, keinen Wein, das Feuer und mich — so wiederholte Caumont ein paarmal — guter Bon-

Bonfort, Ihr habt sicher nicht ausgeschlafen! wahrhaftig, Ihr seht mir so aus!

Bonfort ward über und über roth. Ei, über die Stumpfheit! rief er; sprecht weder von Gräfin, noch Wein, noch Euch, denkt über meine Bekantschaft mit Fräulein Beauschamp; wenn Sie Feuer wäre und ich Holz, solt's da nicht brennen, wenn man uns nahe brächte?

Allerdings! erwiederte Herr von Caumont; aber sie ist ia kein Feuer, und Ihr — indem er Bonfort nachdrüklich die Hand schüttelte — seid auch meiner Seel' kein Holz, Vetter!

Und doch brents —

Brents? wo?

Hier, sagte Bonfort, und wies aufs Herz.

O, nichts anders, das löscht wol wieder; ich dachte, was los wäre, da läuft der ganze Lärmen auf Possen hinaus.

Possen? ich liebe Fräulein Beauchamp in ganzem Ernst.

Das thu ich auch.

Liebt Ihr sie? liebt Ihr sie bis zum Heirathen?

Wenn ich kein Weib hätte, warum solte ich sie nicht heirathen?

Nun, so werden Sie mir wol nicht verargen, Vetter, daß ich sie zu heirathen wünsche, da ich keine Frau habe, und verstehen Sie mich izt ganz, über alle Beschreibung in Fräulein Beauchamp verliebt bin.

Possen,

Possen, Possen! mit dem Heirathen aus Liebe; verliebt sein, Vetter, ist Thorheit, Tollheit, Einbildung, Gewinsel! wer sich im Anfal vom Fieber eine Bestimmung fürs Leben wählt, ist nicht recht gescheut. Ich dachte, Vetter, Ihr wär't ein vernünftiger Kerl.

Ich hoffe, Sie sehen mich darum nicht für etwas anders an, weil Ihre und meine Begriffe von Liebe verschieden sind. Wenn ein Frauenzimmer eben so viel Werth als Reiz hat, ist derjenige nach meiner Meinung nicht zu tadeln, der den Wunsch hegt, dies angenehme Geschöpf, durch eine untadelhafte Verbindung, auf immer zu besizzen. Dachten Sie nicht etwas ähnliches, als Sie heiratheten?

Ich denke, Vetter, Ihr habt schon manches Mädchen gesehn, was Euch gefiel, dies verraucht auch, wie ienes, und wenn Ihr einmal heirathen müßt, findet Ihr schon eine gute Frau, ich wil wol dafür sorgen.

Wenn Ihr das wolt, so ist gerade izt Zeit dazu; es mögte Euch in der Folge an dem Wichtigsten bei der Sache fehlen, an meinem Willen den Bräutigam abzugeben.

O das findet sich, wenn Zeit und Stunde da ist, wenn man muß.

Der Unterschied, von Mädchen zu Männern, ist sehr groß; ich denke nicht, daß ich ie von Zeit und Umstände die Gefährtin meines Lebens annehmen will.

Desto lieber aber, Vetter, nehme ich von Euch einen Freundschaftsdienst an, und ich bitte Euch, erzeigt mir denselben; sprecht mit der Gräfin, und überredet sie, mir Fräulein Beauchamp zur Frau zu geben. Ich weiß, ich treffe Eure schwache Seite, Ihr seid ganz Freund Eurer Freunde.

Ihr gebt mir da eine verhenkerte Commißion, Vetter! mit einem eigensinnigen alten Weibe Ernst reden, ist schon schlim. Ihren Stolz und Vorurtheile angreifen, so gut als einen Zug wider die Sarazenen gewagt. Wer aber seinem Freunde nicht dient, wo er kan, und wie er kan, ist ein Schurke. Da, die Hand darauf ich will für Euch reden, wie der heilige Augustin; gehts dann nicht, so bleibt ein braver Kerl, und schwärmt nichtUnsinn, als einNarr.

Wie warm Bonfort-Herr von Caumont die redliche Güte dankte, mit der er gegen ihn handelte, wollen wir nicht sagen, weil das ein Jeder leicht schließen kan, der Wohlthat zu schäzzen weiß; und wer für dies Gefühl keinen Sinn hat, solte er auch verliebt seyn — brauchts nicht zu wissen.

Dann giengen die beeden Freunde ins genauere Detail ihres Endzweks, wobei beschlossen ward, Herr von Rosiere die Sache zu vertrauen.

Nun Vetter, sagte Caumont, eins noch, folgt meinen Rath, und treibt keine von den Tolheiten, die wenig einbringen und viel verderben; denkt, daß der Verräther nie schläft.

Von-

Bonfort entfernte sich, um Fräulein Beauchamp schriftlich zu sagen, was geschehen war; ein Beweis, daß er Herr von Caumont nichts mehr versprochen hat, als was ieder Verliebte zu beobachten hoft — nöthige Vorsicht.

Herr von Caumont nuzte indessen die Gelegenheit, mit Herr von Rosiere allein zu sein, um ihn ganz in Bonforts Interesse zu ziehen; aber Herr von Rosiere, so ein lieber guter Mann er sonst war, fand, zu seines Freundes Aerger, dem Dinge viele Schwierigkeiten. Es ist wahr, sagte er, daß Bonfort sehr liebenswürdig und ganz ein Mann ist, wie derienige sein sol, der Schwachheit, oder eine ausserordentliche Art, zu handeln, durch seine Person entschuldigen muß; allein die Gräfin, so sehr sie von ihm eingenommen scheint, wird nicht thun, wie Sie und ich thun würden, wenn wir für Bonfort eine Tochter oder Nichte hätten. Sie sollen sehn, das geht nicht; ich wünschte, das liebe Mädchen dächte, daß sich leicht ein liebenswürdiger Edelmann für sie, und Bonfort, daß er außer Isabelle ein reizendes, gutes Mädchen finden kan. So bald die Unmöglichkeit nicht da ist, — und die hat nirgend statt — ein Geschöpf von Werth und Annehmlichkeit in iede Classe, für sich aufzufinden, muß man, deucht mir, beim Heirathen auf die Gleichheit des Standes sehn; selbst dann, wenn sich etwas weniger Vollkommenheit treffen solte,

wird

wird dieser Mangel durch Befolgung eines Vorurtheils aufgewogen, was nicht mehr zu besiegen ist.

Was Sie da sagen, Freund! erwiederte Herr von Caumont, lasse ich, in Absicht auf die Männer, gerne gelten, die meinetwillen dafür sorgen mögen, daß die Vortheile des alten Adels ihrer Familie nicht durch eine Grille entgehn, die Ihnen einmal eines Mädchens wegen in den Kopf stekte. Ich will mich über die an sich ganz ungereimte Meinung nicht weitläuftig einlassen, nach der ein Edelmann seiner Familie Vortheile zuwendet, wenn er von Vater auf Sohn ein adelich Mädchen heirathet, mit deren Verstand und Betragen man zuweilen Thüren sprengen kann, und nach der er mancher Vorzüge verlustig wird, — nicht, wenn er ein ehrlich bürgerlich Mädchen halb oder ganz anführt, — sondern, wenn er sie heirathet; aber das, wahrhaftig! ist eine der höchsten Thorheiten, wenn wir unsre Töchter zu gut halten, um sie einen braven Mann zu geben, der, außer Brief und Siegel, alle Eigenschaften besizt, die man von einem Edelmann fordern solte. Ist's besser, daß die armen Geschöpfe vergebens einen Ritter erwarten, bis ihre besten Jahre vorbei sind, und nachher alte Hausregister abgeben bis an ihr Ende, mit denen, für Eigenheiten, kein Mensch umkommen kan; oder, daß sie sich in Klöstern von andrer Fett nähren, indem sie ihren Eltern oft die sorgenfreie Bestimmung, die ihnen

Langeweile macht, wenig danken? Nein, Freund! bei meiner Seel! so ein Vorurtheil taugt zu nichts, als daß es ausgerottet werde mit Strumpf und Stiel.

Herr von Rosiere räumte das für seinen Theil willig ein.

Und, wahrhaftig! fuhr Herr von Caumont fort, es kan für die Mädchen üble Folgen haben, sich nach Wahrscheinlichkeit von aller Hofnung auf den Ehestand ausgeschlossen zu sehn; das Beispiel alter Jungfern reizt sekten zur Nachahmung, müßte man nicht Vorfällen unangenehmer Art durch eine vernünftigere Einrichtung zuvorkommen? Der Mensch, Freund! bleibt Mensch, und läßt sich zum Engel weder predigen noch prügeln, wie einer unsrer neuen Schriftsteller sagt.

Freilich, erwiederte Herr von Rosiere, hat der vernünftige immer viel Mittel, besonders die Leidenschaften zu zähmen, die ihm offenbar nachtheilig sind; und wahre Frömmigkeit, die jedes Alter begleiten solle, hat deren noch mehr. Allein, die Sache physisch und nach Erfahrung betrachtet, wäre es immer besser, eine Einrichtung zu treffen, die dem Menschen, der bei den besten Vorsäzzen allemal eine gewisse Schwäche behält, nicht gar zu starke Verläugnung kostet.

Darum eben, Freund! versezte Herr von Caumont, wär's besser, wenn es, in manchem Betracht, bei uns wäre, wie bei unsern Nachbarn. Die Engeländ

Länder mögen seyn, wie sie wollen, im Punkt des Heirathens sind ihre Edelleute gescheut. Bei uns nun gar, wo der Edelmann vom bürgerlichen Gewerbe wegbleibt, wie würden unsre Chevaliers und Marquis nach Vollkommenheit streben, wenn sie fürchten müßten, daß ihnen, ohne persönliche Verdienste, jeder andre würdige Mann allenthalben vorgezogen werden könte.

Wohl wahr! die Nothwendigkeit aufs künftige Brodt zu erwerben, und der Trieb der Ehre, schlagen in manches Jünglings-Seele nicht so laut, als der Wunsch von schönen Augen, mit Vorzug angesehn zu werden; und der französische Edelmann würde bei einem so mächtigen Sporn vielleicht den durch Reichthum vorzüglich geltenden Lord, und den Herrn, der durch Handlung wichtig wird, an wahrem Werth weit hinter sich zurük lassen. Auch, fuhr Herr von Rosiere fort, mögte die Realisation Ihres Gedankens über Verbindungen noch manchen andern Nuzzen bringen; unter diesen Fällen scheinen mir zwei sehr wichtig, der, wo bürgerlicher Reichthum allein den armen Edelmann erhalten könte, ohne, daß er fürchten darf, aus Stolz von einem begüterten Mädchen geheirathet zu werden, die mit Ueberwindung in Seiner Familie aufgenommen wird; und der mehr gemischte Umgang, würklich eine Sache von hohem Werth: denn, daß der Adel entweder nur mit Edelleuten umgeht, oder,

wenn

wenn er Bürgerliche sehen muß, diese, der Connection nach, von ihm für Leute angenommen werden, die er nicht braucht und unter ihm sind, ist darum selbst für den Adel schlim, weil jede Gattung Menschen, die sich in ihr Ich zurük zieht, auch in diesem Ich wie ein Fruchtbaum verdort, der sich allein von den paar Fuß Erde nähren soll, auf denen er steht. (*)

Ich darf also hoffen, sagte Herr von Caumont, daß Sie bei der Gräfin ein Wort für Bonfort reden und meinen Antrag unterstüzzen werden.

Warum das nicht, wenn ich gleich die Gräfin zu gut kenne, um zu glauben, daß sie jemals darin willigen wird. Vergeblich werden Sie alle Ihre gesagten Gründe anführen, sie wird auf die einmal angenommenen beharren, die ich zuerst, als Gründe der Beruhigung, für Bonfort und Isabelle angab, und daher wünschte ich, die Liebenden mögten vernünftig, und nicht wie junge Leute handeln, die Leidenschaft verblendet, und meistentheils unglüklich macht.

Hab'

(*) Die Verfasserin, um einen Vorwurf abzulehnen, den man ihr sonst gar wohl machen könte, muß bemerken, daß dieser Theil der Unterredung der beeden Edelleute mehr für die neuere als alte Denkungsart des französischen Adels paßte: denn in den vorigen Jahrhunderten verheirathete der Provinzial-Adel wenigstens seine Töchter nicht selten an Bürgerliche. Doch kan es Ausnahmen in jedem Zeitpunkt gegeben haben, und so war vielleicht der Fall in unserm Geschichtchen.

Hab's Bonfort auch schon gesagt, daß er kein Narr werden soll, wenn's mislingt; leider! weiß ich, daß die Gräfin ich weiß nicht was für ein Glük, in adlichem Stand sezt.

Sie hielt sich gewiß einzig an den äußeren Schimmer der zugestandnen Vorrechte, die durch das erblich, so bald sie nicht zugleich verdient sind, neben persönlichen Werth in ein unvortheilhaftes Licht erscheinen. Daran hat sie nie gedacht, einen angenehmen Mann, wahrer Vorzüge wegen, zu schäzzen, wenn er sich ihr nicht durch den Titel empfehlen kan; und die Gräfin läßt sich's bei allem Verstande, den sie besitzt, nicht in den Sinn kommen, es sei sowol einem richtigen Verstande, als einem guten Herzen angemessen, daß sich Niemand seines Standes oder Vermögens wegen überhebe, oder wie man dies am richtigsten ausdrükt, etwas einbildet.

Mein Seel', Freund! es wäre eine große Wohlthat für die Gräfin, wenn Sie die Dämmerung ihrer Begriffe aufklärte; ich wil das meinige beitragen, die Speranzien aus dem Wege zu räumen, die wir zu erwarten haben.

Nur ia nicht zu rasch, lieber Caumont! gefährte Vorurtheile lassen sich durch eine moralische Lektion nicht leicht überwinden; wo man eines bessern überzeugen sol, muß man den guten Willen antreffen, sich überzeugen zu lassen: diesen finden

Sie nicht bei der Gräfin, verderben Sie daher nicht alles durch Ungeduld.

Nun nun, ich will mich bestens auf Geduld richten, sezzen Sie nur die gewünschte Unterredung mit der Gräfin nicht zu lange aus, und halten Sie brav meine Parthei.

Nach Tische, denke ich, könten wir die Gesellschaft mit einem Balspiel beschäftigen; die Gräfin spielt es nicht, wir werden sie während der Zeit ohne Affektation unterhalten, und Sie sollen sehn, daß Sie nicht übel unterstüzt werden: denn, nach dem schlichten Urtheil meiner Vernunft, bindet sich das Glük des Ehestandes weder an Stand noch Vermögen, sondern am nöthigen Einkommen, gesunden Menschen-Verstand, reifer Ueberlegung, gegenseitigem Wohlgefallen und Güte des Herzens.

So schloß diese lange Unterredung, als die Gesellschaft sich sammelte. Bonfort merkte auf einen Wink, wie seine Aktien standen. Hofnung und unaussprechliche Heiterkeit bemeisterten sich seiner, Bonfort, der immer sehr angenehm war, war in dieser Laune unwiderstehlich.

Fräulein Beauchamp, die einige Minuten lang nicht den Muth hatte, die Thüre zu öfnen, aus Furcht, verrathen zu seyn, und die aus eben dieser Ursache in ihr Zimmer geblieben war, bis sie es Ehren halber nicht länger konte, hatte das Glük, Herr von Caumont, der eben aus dem Gesellschafts-

Saal

Saal gieng, an der Thüre zu begegnen. Ob er die Aengstlichkeit bemerkte, die ihre Züge ausdrükten, oder ob er gerne das Herz auf der Zunge hatte, genug, er sagte: „Keine Ursache zu einem solchen „Gesicht, Isabelle; Hofnung, Ruhe und Muth.“ Bonforts frohe Stimmung wirkte sehr bald diese Empfindungen in Fräulein Beauchamp, sonst fürchten wir, hätte der gute Caumont viel länger, und doch umsonst geredt.

Freude und Leben breiteten sich mehr noch, wie gewöhnlich, durch die ganze Gesellschaft; dann und wann schoß freilich, wie das in unbestimten Situationen zu geschehen pflegt, ein trüber Gedanke durch Bonforts und Isabellens Seele; allein, sie sahen sich, sprachen sich, keins wolte die Zufriedenheit des andern stören, und die schwarzen Wolken theilten sich so schnel, als sie aufgestiegen waren.

Nach der Mahlzeit giengs am Balspiel und an der verabredeten Conferenz mit der Gräfin.

Mit klopfendem Herzen, zitternder Hand, im vis à vis eines Gegenstandes, der unabläßig das Auge auf sich zieht, im Bewußtsein, es sei die entscheidende Stunde, sol man den Bal weder gut aufgeben noch fangen, noch unabläßig seinen Flug bemerken können. Fräulein Beauchamp und Bonfort waren also bei diesem Balspiel nicht die ersten in der Kunst, dennoch hatte es für sie seine unleugbare Annehmlichkeiten.

Nach Verlauf einer Stunde kam Herr von Caumont mit düstrer Stirne im Saal. Nun, was giebts? flüsterte Fräulein Beauchamp ängstlich — indem sie den Bal hinwarf, und zu ihm lief, — Sie sehen ja zum Erschrekken finster aus, lieber Caumont.

Was solt's geben, Cousinchen? allen Respekt für die Gräfin Tante, aber sie ist wahrhaftig die stolzeste, eigensinnigste Närrin auf Gottes Erdboden. Der heiligen Einfalt kan ich es vergeben, wenn sie auf ihr Stük steht, ohne zu wissen, warum: aber Weiber, die Verstand haben, und noch mehr haben wollen, mein Seel' nicht! Fräulein Beauchamp stand da stum und staunend, den Blik zur Erde. Also, sagte Bonfort, nichts zu hoffen; — nichts ausgerichtet.

Nichts, Vetter, als eine Geduld-Uebung für mich. Vieleicht sol's auch eine für Sie seyn, darum lassen Sie den Muth nicht gleich sinken, wer weiß, was Zeit und Umstände für Sie thun? und wer kan denn auch verlangen, Cousinchen, daß eine Sache den Augenblik nach unserm Wunsch ausfallen soll? Nur nicht ausgesehen, wie die verregneten Hüner.

Da, Vetter, hin zu meiner Frau, an mir den Ball, Fräulein, die Tante wird gleich kommen.

Kaum war ieder an seinen Plaz, als auch schon die Gräfin — der, wie Licht-Stral, der Verdacht

auf-

aufgeschossen war, Fräulein Beauchamp und Herr Bonfort müßten der Anlaß zu der mit ihr eingeleiteten Unterredung seyn — von Herr von Rosiere geführt, herein trat, um es nicht an guter Aufsicht fehlen zu lassen. Glüklicher Weise gieng es ihr, wie den großen Herren, deren Ankunft man die meiste Zeit lange genug voraus weiß, um alles in Ordnung zu bringen, ehe sie kommen.

Ich wünsche meinen Lesern lebhafte Einbildungskraft genug, sich die Manier und Miene zu denken, mit der Herr Bonfort der Gräfin entgegen gieng, um Ihr eine Parthie im Spiel anzubieten: denn ich fühle mich ganz unfähig, die Mischung von Schmerz, furchtsamer Bescheidenheit, angenommener heitern Laune, sanften, einnehmenden und doch männlichen Anstand zu schildern, die Bonforts Handlung ausdrükte.

Die Gräfin „fand gar kein Vergnügen," aber Bonfort wußte ihr das Spiel so leicht und bequem zu machen, daß sie sich in Gnaden überreden ließ, zur Last aller Theilnehmenden von der Parthie zu seyn, und über den Spaß, sowol den höchsten Verdruß, als die Absicht zu vergessen, mit Anbruch des folgenden Tages davon zu fahren.

Es ist doch eine herrliche Sache, wenn man sich zu nehmen weiß, dachte Herr von Caumont, wie er die Gräfin ein bischen weniger en humeur massacrante sah, als sie gekommen war. Das konte

unter uns Allen Niemand leichter ins Gleis bringen, als Bonfort, und der hätt's lassen sollen, wär' er ein dummer Dorf-Teufel, ein Gek, oder ein ungehobelter Junge. Vetter, sagt' er bei der nächsten Gelegenheit, Ihr seid, mein Seel! ein artiger, braver, gescheuter Kerl; da trinkt mit mir darauf, durchs ganze Leben mein Freund zu seyn.

Fräul. Beauchamp wünschte — die Gräfin, die aussah, als wüßte sie nicht, wozu das? mögte das gesagt haben. Bonfort nahm erröthend den Vorschlag an, blikte nach Fräul. Beauchamp und denn schnet auf die Tante.

Lange schwebt es Caumont schon auf der Zunge, und endlich mußt es heraus. Vetter, sagt er, ich wolte, ich hätte eine Tochter oder Schwester für euch, ich würde meinen Stolz in so einem Bruder oder Sohn finden.

Es ist wahrlich schade, fiel Frau von Lauremont ein, daß Ihre Fräul. Schwestern verheirathet, und Ihre Fräul. Töchter noch kleine Kinder sind. Die Freundschaft des Herrn von Caumont, erwiederte Herr Bonfort, bewegt ihn, mich mit gar zu günstigem Vorurtheil anzusehn; ich erkenne die Güte, die ich nicht verdiene, fuhr er fort, aber ich bitte, Vetter! wenden Sie sie nicht an, mich dadurch zu beschämen.

Aehnliche Auftritte gab's diesen und die beiden folgenden Tage manche; immer wand sich Bonfort

gut

gut aus der Sache; immer blieb unpartheiisch beurtheilt das Unrecht, auf Seiten der Gräfin.

Frau von Lauremont bewies sowol Fräulein Beauchamp und Herr Bonfort, wie Ihrem Wirth und seinen Freunden, das in solchem Fall zwar übliche, aber nicht eben vortheilhafte Mistrauen. Fräulein Beauchamp mußte aus angeblicher Furcht für Unvorsicht mit Licht, von der die Gräfin wolte geträumt haben, in ihrer Kammer schlafen, (*) und am Tage kam sie fast nicht von ihrer Seite; also war an keine Unterredung mit Bonfort und Caumont, aber auch an keine Unterredung mit Herr von Rosiere zu denken, der Isabelle durch ein erbetnes Téte a Téte dem Urtheil der Gräfin nicht mehr aussezzen wolte, und dadurch gieng mehr verloren, als die strenge Wachsamkeit der Frau von Lauremont bei einem Mädchen, wie Fräul. Beauchamp war, sittsam und gut, gewinnen konte: denn Isabellens Achtung für die sanfte Vernunft des Herrn von Rosiere, war allein fähig, sie in der Stimmung zurük zu führen, in der sie gegen die Tante hätte bleiben sollen.

Izt fühlte Fräulein Beauchamp das Unrecht der Gräfin wider sie stärker, als jeden andern Gedanken, den sie von der Tante hegte — denn Em-

(*) Billig solte immer die Schlafkammer der Töchter, die Schlafkammer einer guten Mutter seyn, aber nie, um dadurch zu strafen.

pfindung von Unbilligkeit schlägt gerade in den edelsten Menschen am lautesten, und ist ganz fähig, hier zu zerstören, wenn sie den Niedrigdenkenden plaudern oder unterwürfig macht — ihr spizfindiger Ton schrekte sie anfangs, nachher erstikte er alles Vertrauen, und in Folge sann Fräulein Beauchamp auf Mittel, die Wachsamkeit der Gräfin zu betrügen.

Umsonst legte diese es darauf an, Isabelle zu fangen und auszufragen; der freie Wille zum Geständniß war einmal unterdrükt, und alles, was die Gräfin erfuhr, war, daß sie es Fräul. Beauchamp weder verargen noch hindern könte; Herr Bonfort, mit dem sie nichts Tadelnswürdiges habe, so hübsch, artig und angenehm zu finden, als er in der That sei.

Die Klugheit der Gräfin verließ sie in diesem Fall so sehr, daß sie von da an anfieng, Fräulein Beauchamp übel zu begegnen, und allerlei Verdacht zu äußern, zu dem es, ohne diese Veranlassung, Isabelle nicht würde im Sinn gekommen seyn, die Tante zu berechtigen.

Das war nun im mindesten nicht der Weg, Jemand eine vorgefaßte Meinung zu benehmen, die seinige anzurathen, und von sich zu scheuchen; die Gräfin brumte und zankte denn auch Fräulein Beauchamp nur noch näher an Herr Bonfort hin, und gab durch ihre Voraussezzungen Fräul. Beauchamp die erste Idee zum einem Briefwechsel mit ihrem Geliebten.

Die

Die beßten Bediente der Gräfin waren dem Fräulein am meisten ergeben, ohne, daß sie eine Einwendung gewagt, oder die Frage hätten aufwerfen dürfen, die eine Erklärung des Geheimnisses fordert, war sie sicher, daß sie für eine freundliche Bitte ihr iede Gefälligkeit erzeigen würden, die sie von ihnen verlangte; besonders traute sie dem gutmüthigen Jacques, er würde Verstand genug haben, zu errathen, was die Gräfin wissen oder nicht wissen solte, und Treue genug, um für keinen Preis zu plaudern. Fräulein Beauchamp stekte also Bonfort ein Briefchen zu, und that ihm darin den Vorschlag, einander durch Jacques, der zuweilen in die Stadt geschikt ward, zu schreiben.

Bonfort fand für gut, den Versuch zu machen, in wie ferne man sich auf Jacques, als Briefträger, verlassen könte, um allenfals einen übeln Erfolg zu tragen oder zu mäßigen.

Ich bitte Euch, Jacques, sagte er, gebt Eurem Fräulein dies Tuch so zusammengerollt, wenn Ihr sie begegnet, es ist eine kleine Nekkerei.

Sehr gut, Herr Bonfort, ich will es ausrichten, wenn ich dem Fräulein allein begegne, nicht so?

Das wäre wol am beßten, wenn Ihr woltet, guter Jacques.

Ach! Herr, ich diene dem Fräulein so gerne und Ihnen — darf ich auch einmal Ihre Befehle vernehmen, wenn ich zur Stadt geschikt werde?

Bonfort, der eben umsonst auf eine schikliche Einleitung sann, um Jacques dies zu sagen, hätte den Jungen schier umarmen mögen, er wolt ihm reel danken, ohne ihn zu kaufen.

Da, Jacques! gab er zur Antwort, tragt diesen Ring zu meinem Andenken, erinnert Euch dabei der Lehre, guten Menschen treu zu sein, und wenn Ihr zur Stadt geschikt werdet, komt bei mir vor, Ihr solt wenigstens jedesmal das Vergnügen haben, Eurer Freunde Gesundheit im besten Wein zu trinken.

Jacques brachte Herr Bonfort sehr bald ein anderes Tuch von Fräul. Beauchamp mit der Bitte zurük, es zu ihrem Andenken zu behalten.

Meine Leser sehen vermuthlich nicht ungerne, wenn wir ihnen den Briefwechsel mittheilen, von dem wir so viel geredt haben.

Fräulein Beauchamp an Herr Bonfort.

Bin ich strafbar, weil ich Sie auch wider den Willen meiner Tante liebe? ich hoffe das nicht: denn es steht nicht in meiner Gewalt, Sie mit Gleichgültigkeit anzusehn, so stark ichs fühle, daß ich der Gräfin alle Verbindlichkeit schuldig bin, die eine Tochter gegen ihre Mutter haben kan.

Es ist mir unmöglich, wider den Willen meiner Tante eine Verbindung mit Ihnen einzugehn; mein Herz sträubt sich wider die Undankbarkeit, der ich

mich

mich dadurch schuldig machen müßte. Eltern, dünkt mich, könten beim Anerbieten eines glänzenden Glüks die beharrende Anhänglichkeit an erste Neigung ihrer liebenswürdigen Großmutter weit ehender verzeihen, als ich die Verzeihung der Tante hoffen darf. Warum aber, wenn ich ihren Haß nicht tragen kan, solte sie mir eine Verbindung auflegen, die für mich tausendmal unerträglicher seyn würde, als das strengste Kloster.

Denken Sie nicht, beßter Bonfort! daß ich Sie nicht genug liebe; Ihnen dies zu beweisen, bitte ich Sie um Erlaubniß, Ihnen schreiben zu dürfen, wenn Jacques in die Stadt kömt, und um die Güte, mich durch denselben zu antworten; ich will wol dafür sorgen, weder von Jacques abzuhängen, noch ihn zum Vertrauten zu machen, weil er unsre Aufträge ausrichtet. Lassen Sie uns, wie Herr von Caumont sagt, von der Zeit ein günstiges Schikſal hoffen.

Herr Bonfort an Fräulein Beauchamp.

Ich denke, daß derjenige, der im Besiz eines recht liebenswürdigen Mädchens glüklich zu sein wünscht, nicht erst suchen muß, ihr Herz auf irgend eine Weise zu vergiften; also, beßte Isabelle! will ich nichts anwenden, Ihnen die Gesinnugen zu benehmen, die Sie gegen der Frau Gräfin hegen. Ich schäzze Sie vielmehr darum doppelt, daß nichts fähig ist, in Sie das richtige Gefühl von Schuldigkeit gegen andre zu erstikken. Mögte

Mögte die Frau Gräfin gegen meine liebe Isabelle auch immer nach diesen Grundsäzzen handeln, und Sie nie ihren einmal angenommenen Meinungen von Glückseligkeit aufopfern, bei denen Sie, süßes Mädchen! fürchte ich, nicht schlechterdings Glük finden mögten.

Sie und die wenigen glüklichen Augenblikke, die mich frei in ihrer Seele lesen ließen, haben zu starken Eindruk auf mich gemacht, um Sie zu vergessen, oder um zu versuchen, wie viel Isabellens Bild, durch Zeitvertreib mit einer andern, an Reiz und Colorit verlieren könte. Diese Versicherung, Liebe! gebe Ihnen alle den edlen Muth, dessen Sie höchst wahrscheinlich bedürfen werden, um niemals die Pflicht für eignes Wohl bei den Ueberredungen der Frau Tante, aus übel verstandner Frömmigkeit, oder dem blinden Gehorsam, den selbst die Gesezze nicht fordern, zu vergessen.

Einzig dies ists, Isabelle, was ich Ihrer selbst willen von Ihnen verlange, Sie, ohne Einwilligung der Frau Gräfin, zu etwas überreden, daß nicht mit bloßer Freundschaft bestehen könte, werde ich nie.

Daß die Meinung Ihrer Frau Tante hinreichend sein solte, Ihnen besondre Theilnehmung an mich bei so reinen Absichten zum Verbrechen zu machen, fürchten Sie nicht, die Denkungsart anderer kan unsre Neigungen nicht verdammungswürdiger machen, als sie es an sich sind; wer darf sie tadeln, wenn wir untadelhaft handeln? Des-

Desfals unbesorgt bleiben Sie mir immer gut, theure Isabelle! und wenn Sie glauben, daß Sie es wagen dürfen, ohne darüber Verdruß zu haben, schreiben Sie mir, wie es Ihnen geht.

Auch, ohne Wahrscheinlichkeit, will ich mich unterdessen der süßen Hofnung überlassen, daß Zeit und Umstände oft der Unmöglichkeit das werden gebieten, und mich bei all der innigen Liebe, die Ihnen mein Herz widmet, bemühen, ganz ohne Eigennuz und in jedem Betracht, so zu handeln, daß es weder Ihnen, noch mir, jemals reuen darf, uns angetroffen zu haben.

Verlassen Sie mich immer, wenn Ihnen das Verdienst eines Mannes sagt, daß der Wille der Gräfin keine ungerechte Prätension an Sie macht; aber lassen Sie Sich durch das Andenken an Ihren treuen Bonfort von ieder Verbindung zurük halten, bei der Ihnen Ihr Verstand für die Folgen eine gegründete Furcht giebt.

Fräulein Beauchamp an Herr Bonfort.

Sie wissen schon, lieber Bonfort, daß ich aus Neigung dankbar bin, und können sich daher leicht vorstellen, wie mich Ihre Güte rührt; ich weiß Ihnen meine Erkentlichkeit durch nichts besser zu bezeugen, als durch die Pünktlichkeit, mit der ich suchen werde, ieden Ihrer Wünsche zu erfüllen.

Ich glaube aber nicht, daß es in der Welt noch

einen

einen Bonfort giebt, unh gestehe Ihnen willig, daß ich's auch nicht gerne sähe.

So standen die Sachen, als sich nach einem Aufenthalt von sechs Tagen bei Herr von Rosiere die Liebenden wieder trennen mußten, ohne daß die Frau von Lauremont in einem andern Ton vom Wiedersehn sprach, als der ist, in dem man die Leute bittet, sich zu sezzen, wenn man von Herzen wünscht, daß sie gehen mögen.

Herr von Caumont aber machte es, wie diejenigen, die eine solche Höflichkeit nicht verstehen, oder nicht verstehen wollen; er versicherte, so bald es sich thun ließ, würde gewiß ein: oder andrer die Ehre haben, der Frau Gräfin in ihrer Einsamkeit aufzuwarten.

Die kleine Beauchamp, zwischen Schmerz und Hofnung getheilt, hatte sowol auf der Rükreise als zu Hause, die abwechselnde Laune, die eine solche Seelenverfassung hervorbringt.

Bonforts Betragen kan sich ein Jeder leicht aus seinen Worten und Handlungen, als das Betragen eines klugen reellen Mannes denken.

Caumonts Freundschaft für Herr Bonfort machte, daß er bei so wenig Hofnung auf glüklichen Erfolg, einigemal versuchte, ihm die einzige Thorheit auszureden, die er an ihm fand; wenn ihm denn Bonfort bewies, daß eine Leidenschaft, die durch Vernunft geordnet wird, nicht den Namen

der

der Thorheit verdient, gieng's in einem Athem über die Gräfin her, an der Herr von Caumont den Verstand und den Eigensinn, den Stolz und die Frömmigkeit, die Weltkentniß und Vorurtheile, Neigung zum Wohlthun und natürliches Mistrauen, Spizfindigkeit und Mitleiden, für das sonderbarste widersprechendeste Gemisch mit seinem gewohnten Eifer erklärte.

Herr von Rosiere meinte, es sei gar nichts Sonderbares, offenbare Widersprüche in Charaktern anzutreffen; das folge aus den natürlichen Anlagen und einer verkehrten Erziehung. Wo nicht iede entstehende Idee eine gute Richtung bekäme, machte ein bischen mehr Einsicht, als andre haben, den Menschen gewöhnlich stolz und eigensinnig; kleine Demüthigungen, die er ungerne ertrüge, die er auf keine andre Weise ahnden könte, machten ihn spizfindig. Bei dieser Grundlage könte er schon nicht mehr durch Weltkentniß vorsichtig werden nnd Vorurtheile ablegen, er müßte nothwendig noch immer vester an vorgefaßte Meinungen kleben: denn Erfahrungen wären sehr geschikt, eine gewisse Art Verstand noch mehr zu verfinstern und mistrauisch zu machen.

Frömmigkeit, fuhr Herr von Rosiere fort, sie entstehe, aus welcher Ursache sie dazu annehmen wollen, veranlaßt Wohlthun: denn sogar die Affektation der Frömmigkeit darf, ohne sich der Heuche-

lei

lei beschuldigt zu sehn, dieser ersten Pflicht nicht entsagen. Mitleiden ist angeboren, also nicht ganz zu verleugnen, wenn auch Verstand, Mistrauen, Vorurtheil und Selbstliebe ihm so die Wage halten lernen, daß es entweder in bloßem Gefühl übergeht, oder doch nicht auf unsre Handlungen wirkt, wie es solte.

Was Herr von Rosiere freilich auch für Folge eigner Erziehung hielt, aber doch bei viel Verstand und Erfahrung der Gräfin weniger verzeihen konte, als die Widersprüche, deren Veranlassung er Herr von Caumont definirte, war, daß sie gänzlich versäumt hatte, durch das liebevolle Betragen, einzig in seiner Art — was den Zögling unfähig macht, der härtesten Bestrafung mit Bitterkeit nachzudenken — den höchsten Grad des Vertrauens und der Zuneigung ihrer Nichten zu erwerben.

Wie Herr von Rosiere glaubte, daß dies anzufangen sei, davon wollen wir meinen Lesern ein anvermal erzählen. Izt lassen wir diesen braven Edelmann sich mit seinen Freunden Caumont und Bonfort freuen, so oft es angeht, melden die glükliche Ankunft der Fräulein Beauchamp und ihrer Tante auf Laumiere, und gönnen einem Jeden Zeit, Athem zu schöpfen, der den Schluß dieses Kapitels so sehnlich gewünscht hat, wie wir.

Achtes

Achtes Kapitel,

(welches die Geschichte eines ganzen Jahrs enthält, und daher nicht kürzer sein kan, als das vorige.)

Es giebt gewisse Situationen, in denen man so wenig weiß, was man sagen soll, daß man dadurch durchaus unvermögend wird, ein Wort hervor zu bringen. In eine derselben befand sich Fräulein Durville, als sie im Wagen saß, und der Kutscher seinen Pferden, den Weg ins freie Feld zu nehmen, geboten hatte.

Herr von Pommore war die Ursache ihrer Verlegenheit; die Besorgniß, er mögte auf keine Weise mit ihr zufrieden sein, nöthigte sie zu dem Stillschweigen, was man so gerne beibehält, wenn man durch dem, was man sagen mögte, eine Lehre oder eine beißende Antwort zu erwerben, oder zu beleidigen fürchtet.

Bei alle dem ist es so unangenehm, in die Nothwendigkeit des Schweigens und einer Wahl der Materie gesezt zu seyn, daß sich diese Seelenverfassung durch kein physisches Bild richtiger erklären läßt, als durch einen Menschen, der auf glühende Kohlen sizt. Unmöglich könte man den für seinen Freund halten, der einem einen solchen Plaz angewiesen hätte, und eben so wenig dürfen die auf unsre Freundschaft oder Zuneigung rechnen, die dem freien Schwung unsrer Einbildungskraft, dem Kreislauf unsers Verstandes, der hinreissenden Ge-

walt unsrer Zunge durch den Zwang wehren, den ihre Heiligkeit, ihr Selbstgefühl, ihr gravitätisches Ansehn, ihre Unfreundlichkeit, ihr scoptischer Ton, ihre natürliche Absurdität, ihr aufbrausender Sinn uns auflegt.

Fräulein Durville, wenn sie mit Herr von Pommore allein gewesen wäre, würde bald bemerkt haben, daß sie dem Mann Unrecht that, der mit alle seiner Gabe zu sprechen, auch ein bischen stum und verlegen war, weil er ungerne etwas sagte, was er nicht dachte, und diesmal seiner selbst willen nicht für gut fand, von Fräulein Beauchamp zu reden; da aber Herr von Branchenard auch einen Plaz im Wagen genommen hatte, der ieden Vorfal zum Beßten zu lenken wußte, bestimte sich die Vorstellung des Fräuleins gar leicht zu entschiedenem Mistrauen gegen Herr von Pommore, den sie oben drein mit dem unerklärbaren Groll beungnadigte, den iunge Frauenzimmer gar oft gegen Männer von Verdienst hegen, die ihrer Eitelkeit den schuldigen Weihrauch nicht streuen.

Herr von Branchenard dagegen, dessen Figur sehr artig war, der die Kunst ganz inne hatte, sich wohlgefällig zu kleiden und angenehm zu betragen, dessen Sprachton so viel Einschmeichelndes, dessen Seele Biegsamkeit genug hatte, ieden Eindruk anzunehmen, gewann in kurzer Zeit — man meint in einer halben Stunde — die volle Gewogenheit und

das

das erklärte Zutrauen des Fräuleins; sie schäzte sich durch ihren neuen Freund so glüklich, als es iemals ein Mädchen durch den unvergleichlichen Fund einer zufällig erhaltenen Freundin gewesen ist.

Während die Reise dauerte, ward so viel vom Hof gesprochen, daß Fräulein Durville mit demselben und allen seinen kleinen Intriguen vollkommen bekant war, ehe sie dort eintraf. Die Erzählungen aus ihrem künftigen Aufenthalt amüsirten das Fräulein so sehr, daß sie sich Wunderdinge von der Wirklichkeit versprach.

Endlich sah man am folgenden Nachmittage Eudos Residenz-Schloß. Bei diesem Anblik vergaß Fräulein Durville alle lehrreiche Geschichtchen des Herrn von Branchenard; es überfiel sie ein unwilkührliches Schrekken, was die Freude über ihren Stand der Ehre und Freiheit gewaltig abkühlte. Sie fühlte, daß ihr Betragen izt allein ihr würde beigemessen werden; und da im Leben, wie am Rande des Grabes, die Wahrheit zuweilen im Menschen die siegende Kraft ist, zitterte sie für Alles, was sie thun und nicht thun, sagen und nicht sagen könte. Sie empfand ihre Unwürdigkeit, in Ansehung des Anzugs, und wie weit sie noch von dem freien ungezwungenen Ton entfernet sei, den Branchenard sich so eigen gemacht hatte, den, nach ihrer Meinung, Jeder am Hof besaß, ohne dem keine Seligkeit zu hoffen war.

Diese Gedanken begleiteten Fräulein Durville in den Schloß-Hof; ihre Verlegenheit wuchs mit iede Minute; der Augenblik, in dem der Wagen hielt, war für sie stum und schauervoll. Hier empfahl sich Herr von Branchenard dem Fräulein fürs erste; Herr von Pommore aber begleitete sie zur Oberhofmeisterin, und überreichte nachdem seiner gnädigen liebenswürdigen Herrschaft den Brief der Frau von Lauremont.

Madame Paravinette bewilkommete die Fremde mit einer so ernsthaften Höflichkeit, daß Fräulein Durville den Geist der Gräfin zu sehen glaubte, und so wenig die Fassung behalten konte, daß einige Thränen, die den schönen Augen entrolten, dem im Uebermaaß gepreßten Herzen Luft schaffen mußten.

Madame Paravinette, die gar wohl wußte, daß sie nichts thun durfte, als ein bischen schrekken, hatte sich blos zum Anfange in einigen Respekt sezzen wollen; als sie nun sah, in wie hohem Grad ihr dies gelungen war, sagte sie in etwas milderem Ton: Ah ça mon Enfant! Dekontenanciren Sie Sich nicht, Sie haben hier bei einer vollkommen guten Aufführung nichts zu fürchten.

Fräulein Durville — bei der uns hier das alte Sprichwort vom gezwungenen Eid einfält — versprach, ihre Aufführung iederzeit nach den Lehren und dem Rath der Frau Oberhofmeisterin einzurich-

richten, die sie von der gehorsamen Ergebenheit ihrer Tante versichern dürfte.

Es wird der Weg seyn, Euer Glük zu machen, mein Kind! gab Madame Paravinette zur Antwort; auf die Weise gewint man hier die gnädigste Gewogenheit der Durchlauchtigen Fürstin.

Darauf ward Fräulein Bellore, eine junge Dame, die eben in dem Zimmer der Oberhofmeisterin bei einer Stikkerei saß, an die Frau Herzogin abgeschikt, um, in Ansehung der Fräulein Durville, ihre Befehle zu vernehmen.

So unerträglich es iedem in gewissem Grad an Freiheit gewöhnten Menschen sein muß, die Stuffenleiter des Etiquets zu steigen und von einer Dependenz in der andern zu fallen, so unangenehm war es auch Fräulein Durville, in eigner Person die peinlichen Gradationen zu erleben, die Herr von Branchenard ihr von der lächerlichsten Seite mit der Versicherung geschildert hatte, man würde sie damit verschonen. Der arme Pommore! wer sonst hätte darunter leiden können, daß die ersten Stunden bei Hof für Fräulein Durville nicht die erfreulichsten waren? daß man Fräulein Durville — um sie auf erhaltenen hohen Befehl der Frau Herzogin vorzustellen — zupfte, zerrte, methamorphosirte, bis sie gänzlich modernisirt, von vielen beschäftigten Händen, schlechter, als jemals, angekleidet da stand.

Die Herzogin Mathilde nahm Fräulein Durville um so viel gnädiger auf, als gewöhnlich die Fürsten gnädiger zu sein pflegen, wie ihre Exellenzen, Präsidenten und unterthänigsten Diener aller Stände. Das war wenigstens ein Sonnenblik nach so vielem Ungewitter.

Die Herzogin, des Creditivs der Frau von Lauremont uneingedenk, ließ sich sehr gnädig mit Fräulein Durville in eine Unterredung ein, sagte ihr so viel Angenehmes, gab ihr so manchen kleinen Beweis von Gewogenheit, daß diese, schon weit weniger erwartend, endlich von so viel Gnade ganz hingerissen, der Herzogin zu Füßen fiel, mit einer glänzenden Thräne ihre stumme Empfindung auszudrükken. — Hier mögte die Herzogin gerne Fräulein Durville umarmt, aus dem Herzen mit ihr geredt, und mit der schönen Gegnerin einen Bund geschlossen haben, der alle eitle Wünsche und Anschläge des Durchlauchtigen Herzogs und seines Kammerherrn vereitelt hätte; aber das Etiquette versagte die Erlaubniß, den Augenblik, der ganz so nicht noch einmal werden konte, zu nuzzen.

Es ist wahrlich Schade, daß die Fürsten sich so selten und fast nie den edelsten Gefühlen der Menschheit überlassen dürfen, daß wahre Freundschaft ihrem Herzen so fremd bleibt! daß, ungeachtet Heinrich der Vierte, dieser nach Jahrhunderten noch geliebte König — so ganz Bruder, Vater, Freund

seines

seines Volks — sich von seinem treuen Sülly die derbsten Wahrheiten ungeahndet sagen ließ, und durch die zwanglose allgemeine gütige Herablassung nichts von seiner Würde verlor; bei allem Willen, den sicher viele Prinzen haben, diesen, iedem fühlenden Leser der Geschichte theuren Fürsten, in seinen schönen Handlungen zu erreichen, Etiquette und Nebenabsichten gerade so viel Oberhand behalten, als nöthig ist, um die edelste herrlichste Anlage der aufrichtigen Menschenliebe nie zur Vollkommenheit gedeihen zu lassen.

Schade! daß dieses Etiquette von der Geburt der Prinzen anfängt, und sie durch alle Zeit des Lebens begleitet, in der sie Welt- und Menschenkentniß einsammeln. Nie sieht man eine auch im dünsten Flor verhülte Sache so rein, so wahr, als wenn sie uns in ihrer natürlichen Gestalt gezeigt werden darf. Der an sich schon durch die Mannigfaltigkeit seiner Intentionen, Unendlichkeit der Verfassungen und Triebfedern, — schwer zu ergründende Mensch, verliert viel an der Realität der Darstellung, wenn er sich dem Auge in Zwang oder unzertrenliche Nebenumstände verschleiert zeigt.

Es ist natürlich, daß der Privatmann, zumal, wenn er gänzlich unabhängig mit äußerst eingeschränkten Wünschen und Bedürfnissen lebt, bei einer ieden Sache nur auf das Wesentliche sieht; daß er die zutrauliche Liebe des Fürsten gegen das Volk,

die rechtmäßige Liebe des Unterthans für seine Prinzen etwas weit wichtigers zu sein hält, als Formalitäten, wenn sie den einen vom andern entfernen. (*)

Der

(*) Die Verfasserin versteht hierunter ganz sicher nicht, das zur Fürstenpracht unumgänglich nothwendige Ceremoniel. Vielleicht ist folgende nicht bekante Anekdote des Gottsel. Königs von Preußen die beste Erklärung ihrer Ideen. „Herr R***, der dem König Friedrich den „Zweiten völlig fremd und ohne Fürsprache bei demsel„ben war, kam bei einer Reise durch Deutschland in Ge„selschaft mit einem Preußischen Officier, und schoß die„sem, der eine Geld-Verlegenheit klagte, von einem al„ten Bekanten dazu überredet, vierzig Louisd'or auf Wech„sel vor, damit der Officier des sich wahrscheinlich selbst „zugezognen Geldmangels willen, nicht an der Werbung „ein paar schöner Rekruten behindert würde. Herr R*** „sah sich genöthigt, seine Reise fortzusezzen, ohne den „ihm ausgestellten Wechsel eincassiren zu können, dessen „Bezahlung auch nachher, einiger darüber gewechselten „Briefe ungeachtet, nicht erfolgte. R*** Denkungs„art ließ nicht zu, dem Officier durch eine Klage am Re„giment eine Ungelegenheit zu verursachen; so ruhte die „Sache ins siebende Jahr. R***, der um diese Zeit „selbst in Verlegenheiten kam, wobei ihm der Besiz von „vierzig Louisd'ors nicht gleichgültig sein konte, fand da„mals zufällig seinen Wechsel, und weil er von Deutsch„land aus erfahren, daß Niemand vermögte, über das „Abbleiben des Officiers, der ihn ausgestellt, eine Nach„richt zu geben, wolte er ihn verbrennen. Seine Frau, „die ein starkes Vertrauen in der Billigkeits-Liebe Frie„drich des Zweiten sezte, hielt R*** davon zurük, und „überredete ihn, die Erlaubniß, die Jedermann hatte, „am König zu schreiben, zu nuzen, um die Sache Sei„ner Entscheidung darzuspellen. R***, der, als ein gu„ter Rechts-Gelehrter, dem verfalnen Wechsel wenig „traute, gieng schwer, doch endlich daran, König Frie„drich mit seiner Angelegenheit bekant zu machen, legte

„den

Der Wahrheit liebende Regent verdient in iedem Unterthan einen Süllly zu finden; wer den Schuz eines solchen genießt, darf nicht fürchten, daß die Meinungen des Schriftstellers übel verstanden, oder als etwas ausgedeutet werden, was er wider einen Fürsten, der aufrichtig das Wohl des Landes wünscht, und von dem man unendlich viel erwarten darf, nicht im Sinn haben konte.

Als in dem kritischen Augenblik, von dem wir vorhin erwähnten, die Herzogin Mathilde von Burgund Fräulein Durville gerne mit der ausserordent-

„den Wechsel bei, und berief sich auf das Zeugniß noch „lebender Personen, in welcher Absicht er die darin be„nanten vierzig Louisd'or angeliehen.

„In wenig Posttagen erhielt er, von des Königs Unter„schrift begleitet, aus dem beikommenden Collegio die „Resolution — daß, da der Officier nicht mehr da sei, „und seine Verlassenschaft nicht zureiche, den ausgestel„ten Wechsel zu bezahlen, man ihn denselben nebst dieser „Erklärung von da aus wieder zufertige, wohin die Un„tersuchung dieser Sache gehöre. R***, der gerade „dies erwartet hatte, machte izt dem König eine neue, „recht hübsche und wahre Vorstellung, in der er sagte, daß „seine Absicht bei der Anleihe, bei schon verfalnem Recht, „ihm allein Hofnung machte, von der Gnade des Königs „den Ersaz der vierzig Louisd'ors erbitten zu dürfen, de„ren er, bewandten Umständen nach, weder erwähnen „dürfte noch würde, wäre er nicht in die Nothwendig„keit gesezt, dieses Geld zu brauchen. Der Wechsel ward „wieder beigelegt, und schneller, als das erstemal, erhielt „R*** die Königliche Entscheidung, daß ihm die vier„zig Louisd'or würden ausbezahlt werden, er mögte mel„den, durch wen er sie empfangen wolte."

lichen Güte begegnet hätte, die billig alle reizend oder angenehme Rivalinen gegen einander bezeigen solten, als sie sich ganz in der ruhigen Stimmung versezt fühlte, in der Empfindung von fremdem Werth lauter in uns redet, als eigner Nuzzen, wie sie sich fähig fand, des Fräuleins Handlung unpartheiisch, als allein ihrentwillen geschehen, aufzunehmen, als Mathilde Zutrauen mit Zutrauen, mit neuer Gnade Dankbarkeit vergelten wolte, und von Mitleid hingezogen, zu reden wünschte, — lösten sich die allmähligen Zubereitungen einer starken Scene in den gewöhnlichen Ceremonien auf, die der Glokkenschlag zu der Zeit am Burgundischen Hofe nach der Reihe erfolgen ließ.

Der Herzog war damals so pünktlich, wie sein Hof-Marschal, und die Durchlauchtige Herzogin sah sich in allerlei unbedeutenden Unterhaltungen verwikkelt, ehe sie an eine derselben hatte denken können.

Die nachlässige Manier, mit der Herzog Eudo Fräulein Durville im Cirkel des Hofes eintreten sah, war nur dem feinsten Beobachter etwas — für den größten Theil ist es weit merkwürdiger, daß die vortrefliche Mathilde Gewalt genug über sich erlangt hatte, um in der sanften, heitern, angenehmen Laune zu beharren, in der sie sich izt meinen Lesern zeigte.

Die Damen und Cavaliere an Eudos Hof urtheilten, ein ieder nach seiner Weise, von Fräulein

Dur-

Durville; auch sollen diejenigen, deren Begrif von Vorzügen sich nicht weit über das Aeußre erstrekte, Alles an sie getadelt oder belacht haben, was nicht genau mit ihrem Ideal von Vollkommenheit übereinstimte.

Die Cavaliere fanden übrigens das Fräulein sehr schön; aber, da doch nicht alle hoffen durften, den Preis davon zu tragen, hielt ein Theil dieser Herren für klug, es nicht mit ältern Bekantschaften zu verderben.

Aus angeführten Ursachen gieng es dem Fräulein Durville beim ersten Eintrit an Hof, wie es den mehrsten hübschen Frauenzimmern in einem Cirkel neuer Bekantschaften geht. Sie ward von Weibern kalt begegnet, von Männern geschmeichelt, und abwesend aus Neid oder Gefälligkeit unbarmherzig gehechelt.

Die Herzogin suchte sehr gnädig Fräulein Durville, theils durch kleine Feste, theils durch kleine Arbeiten und Unterhaltungen, zu amüsiren. Im Anfang fand Fräulein Nanette allenthalben den Reiz der Neuheit, und ihre Eitelkeit im Ganzen so viel Nahrung, daß sie an keine einzelne Befriedigung derselben dachte. Sie sah so viele Männer, die ihr gefielen, daß es ihrer im Gleichgewicht erhaltenen Neigung unmöglich ward, eine Wahl zu treffen. Wenn sie sich hätte entscheiden müssen, würde immer derjenige den Vorzug erhalten haben, den sie

zu-

zulezt sprach, von ihrem Durchlauchtigen Herzog an, bis herunter zu einem sehr angenehmen sechszehnjährigen Pagen, der, in Hofnung, bald eine glänzendere Rolle zu übernehmen, alles that, wodurch ein junger Herr sich auszuzeichnen sucht.

Ob der Herzog die Stimmung der Fräulein Durville, für sich schmeichelhaft, Leichtsinn und Eitelkeit an einer Geliebten verzeihlich finden konte? bezweifeln wir im vesten Glauben; daß der kleine Amor am Burgundischen Hof, ohne Ansehn der Person, sein hergebrachtes Recht verübte, „Kraft welchem „dem Verliebten die gar zu starken Schattirungen „eines Charakters nur als äußerst vortheilhafte „leichte Nüancen anzusehn, erlaubt sind."

Zuerst war der gutherzige Eudo würklich mit dem bloßen Anschauen der Fräulein Durville und ihrer Gesellschaft zufrieden. Nachher stieg freilich dann und wann ein einseitiger Wusch, auch wol ein Gedanke von Eifersucht, in des Herzogs Seele auf; aber die Achtung für Mathilde machte, daß er lange das Aufsehn und iede Gelegenheit zum Verdacht, vermied. Wenn dies Verhältniß Sr. Durchlaucht zuweilen ein bischen in tragisch oder üble Laune sezte, konte es Fräulein Durville immer aufgeräumt und gesprächig — weil sie weder Verdruß noch Bedachtsamkeit hatte — nie fehlschlagen, den Fürsten aufzuheitern. Eudo glaubte denn, sie sei zwar ein bischen munter, aber ein seltnes unwiderstehliches Mädchen.

Na-

Nanette beherrschte bald ihren Gebieter unumschränkt; ihre kleinsten Launen, iede ihrer Bewegungen wirkte, ihn zum glüklichsten oder unglüklichsten aller Sterblichen zu machen.

Theure Leser! — ich habe Ihnen noch nicht die Hand aufs Herz legen lassen, und könte vieleicht diese Feierlichkeit für eine andre Stelle mit sehr gutem Erfolg aufbewahren; allein, mir liegt in diesem Augenblik so sehr an der Entschuldigung des Fürsten, für dessen Haus ich nächst andern immer eine historische Vorliebe gehegt habe, daß ich das sicherste Rettungsmittel nicht aufschieben mag. — Theure Leser! wenn Sie nun gar in einer solchen Seelen-Verfassung Herzöge von Burgund wären?

Sie würden wenigstens den armen Schriftsteller die schwer zu ersinnende Apologie guädigst sparen: warum solte ich denn fürchten, Sie könten es noch unverzeihlich finden, daß Herzog Eudo endlich den entschiedenen Vorzug, den er Fräulein Durville gab, im mindesten nicht mehr zu verheelen suchte.

Das Fräulein, in solchem Verhältniß von allen Hof-Cavaliers mit einer gewissen klugheitsvollen ehrerbietigen Entfernung begegnet, gieng mit dem Herzog sehr vertraut um, ohne ihn zu lieben; wahrscheinlich, weil er der einzige war, der ihr übrig blieb.

Sehn Sie doch, sagte Fräulein Durville einen Morgen zu Fräulein Crousset, den Herzog, wie ein leibhafter Bauren-Tölpel steht er da, nicht wahr?

Der

Der Herzog?

Sehn Sie ihn nur, wie er da im Hof des fremden Ritters Pferde betrachtet — der ist hübsch; wie mag er doch heißen? noch hübscher, wie mein schöner Landsmann! sehn Sie einmal, ich bitte Sie, den Herzog dabei: quel Air gauche!

Ich weiß nicht, Fräulein, wie Ihnen des Herzogs Anstand misfallen kann; Jedermann findet Ihn angenehm. Es scheint mir, auch Sie thun das in höhern Grad, wie andre. Ein fremder Ritter kan freilich wol Period' machen, aber das weicht —

Was meinen Sie, Fräulein? meinen Sie, daß ich den Herzog leiden mag? was geht er mich an, mit allen Rittern dazu?

Das kan ich freilich nicht wissen, Fräulein! indeß gehn Sie nach dem allgemeinen Urtheil mit Ihro Durchlaucht um, als wenn Sie den Herzog leiden mögten, und es hält schwer, zu begreifen, warum Sie das thun solten, wenn er Ihnen gleichgültig wäre.

Sie sind wol misgünstig über die Güte, die man mir erzeigt; ich werde dem Herzog die gütige Auslegung zu rühmen wissen.

Die Meinung, die Sie gegen mich über Ihro Durchlaucht äußerten, würde dem Herzog eine weit unerwartetere Neuigkeit seyn: denn der Herzog besizt zu viel Einsicht und Güte, um von beständigen

Zu-

Zuschauern zu fordern, daß sie Gleichgültigkeit oder allgemeines Wohlwollen, als die Ursachen ihres gegenseitigen Betragens, annehmen solten.

Fräulein Durville, die vermuthlich in der Geschwindigkeit keine beßre Antwort zu geben wußte, sagte: Vous êtes folle.

Fräulein Crousset meinte, dergleichen Ausdrükke wären bisher nicht im Gebrauch, und man würde sie auch im Eifer bei Hof nicht gewöhnlich werden lassen.

Fräulein Durville brumte etwas zwischen den Zähnen und eilte der Thüre zu, als der Herzog hereintrat; und, indem er sie aufhielt, fragte: wohin so geschwind? ich suche Sie, Fräulein! und Sie laufen davon?

O gehn Sie! rief Fräulein Durville — indem sie sich los zu machen suchte — und lassen mich mit Frieden!

Was ist denn, liebe Nanette?

Ihro Durchlaucht sollen mich gehn lassen, sag' ich; meinen Sie, ich mag die Sottisen anhören, die man mir darüber sagt, daß ich mit Ihro Durchlaucht spreche? mit einem ungnädigen „lassen Sie mich" stieß sie den Fürsten ziemlich unsanft bei Seite und gieng in ihr Zimmer, dessen Thüre sie laut genug zuschlug, um merken zu lassen, wo sie abgeblieben war.

Ich will nicht hoffen, — sagte der Herzog mit finstrer Miene zu Fräulein Crousset, — daß sichs

Je-

Jemand beifallen läßt, Fräulein Durville zu beleidigen.

Fräulein Crousset versicherte, man würde das um der Gnade willen, die ihr wiederführe, vorsezlich nicht thun; allein, die Heftigkeit der Fräulein Durville ließ ihr zuweilen in offenbare Wahrheiten eine Ursache zum Unwillen finden, und beleidigende Ausdrükke brauche, wo sie besser thun würde, zu schweigen.

Fräulein, antwortete der Herzog, Sie verstehen sich in der ersten Jugend sehr gut auf seinen Tadel. Wir lieben die Zänkereien nicht, und wünschen, daß Sie dies behalten.

Fräulein Crousset verbeugte sich sehr tief, und der Herzog erfülte seinen Vorsaz, Fräulein Durville aufzusuchen.

Hier gab es nun erst ein heftiges Ungewitter: denn obgleich das Fräulein vergessen hatte, die Thüre zu verriegeln, war es doch ihr Vorsaz, dem Herzog recht schnöde zu begegnen, und kein Téte a Téte mit ihm zu haben, was die Leute erfahren und durchziehn könten, wie sie von Fräulein Crousset eben durchgezogen war. Allein, da sie hörte, welche Abfertigung diese erhalten hatte, troknete die Thränen-Quelle ihrer schönen Augen, der Sturm legte sich, sie hielt den Herzog für ihren beßten Freund, und das erlittne Ungemach brachte Beide näher, so wie Leiden gewöhnlich Freundschaften trent, oder engere Bande knüpft.

Der

Der Herzog, der, wie alle gütige Fürsten, auf Niemand unwillig sein konte, glaubte Fräulein Crousset Unrecht gethan zu haben, und ersezte die wenigen ernsten Worte nachher durch ein sehr gnädiges Bezeigen; doch wir trauen Fräulein Crousset so wenig zu, daß sie sich dadurch zum Schweigen bewegen ließ, als wir diese große Kunst von irgend einem andern Frauenzimmer in ihrem Fall in Ausübung vermuthen würden. Auch halten wir uns zu diesem Mistrauen gegen Fräulein Crousset berechtiget, weil wir dies kleine Geschichtchen ausführlich in den Memoiren der Frau Herzogin finden, deren Sache es im mindesten nicht war, sich nach Begebenheiten zu erkundigen, die nicht unumgänglich zu ihrer Wissenschaft kommen mußten.

Die Hof-Damen sahen nothwendig mit Verdruß, daß Fräulein Durville von der Fürstin mit der ausgezeichnetesten Güte begegnet ward, und daß Fräulein Durville, weit entfernt, dies zu erkennen, wie sie solte, die Gnade der Herzogin, die sie liebten, gegen sie und alle misbrauchte.

Zu einer Zeit, da die Aelter-Mutter der neueren Philosophen noch nicht geboren, und die Alten, bei Mangel an Uebersezzern, für die meisten Frauenzimmer so unverständlich waren, wie das Latein, was sie in der Messe sangen, hieß es, der Natur Gewalt thun, iedes Herz in einer Geschichte andächtig und fromm genug vorstellen wollen, um von allem Neid

und Unwillen frei zu sein, so sehr, wie die guten seligen, zum theil vielleicht gar kanonisirten Damen, es hätten sein müssen, wenn sie die Unarten und Launen der Fräulein Durville, als ruhig ergebene Märtyrerinnen, ertragen hätten, so lange es dem Himmel gefällig sein konte, sie durch diese Geissel zu züchtigen.

Wir finden es vielmehr dem Lauf der Dinge weit angemessener, daß, da alle ihre Hofnungen zu Wasser wurden, Ergebenheit gegen ihre Fürstin und gekränkter Stolz, die sämtlichen Hof-Damen einen Bund wider Fräulein Durville machen ließ, diese, so viel an ihnen lag, zu demüthigen, und ihr die Gränzen zu bestimmen, die sie sich in der Hofhaltung der Herzogin Mathilde erlauben durfte.

Der Muth eines Feldherrn, der mit einer wohl geübten Armee dem Feinde beherzt entgegen geht, ist nach unserm Bedünken nicht rühmlicher, als der weibliche Muth, der sich von ungerechtem Bedrug auf eine gute Art befreit. — Wir bitten unsre Leser, mit diesem Gedanken der Ausführung des angelegten Plans entgegen zu sehn, und schließen hier unser Kapitel, mit der vesten Ueberzeugung, daß wir an ihre Geduld keine stärkere Prätension machen, als viele andre, die lediglich mit der lakonischen Meldung: die Fortsezzung folgt, den Faden an der interessantesten Stelle abbrechen, ohne auf ihre gereizte Neugier, oder den Enthusiasmus, in den sie versezt waren, die mindeste Rükficht zu nehmen.

Neun

Neuntes Kapitel.

Es geschieht nichts Neues mehr unter der Sonne, sagte schon Salomon.

Als die Gräfin von Lauremont in ihrem Schloß Laumiere ankam, fand sie nichts nach ihrem Sinn. Hier war es für sie zu heiß, dort zu kalt; sie hätte essen wollen, statt sie zu ihrer Erfrischung ein Getränk bereitet vorfand. Wie der Koch in der größten Eile eine Mahlzeit besorgt hatte, war ihr aller Appetit vergangen, und der arme Schelm hatte ohne den mindesten Nuzzen viele Flüche geflucht, vielen zerbrechlichen Geschirren das Lebenslicht ausund ein großes Feuer angeblasen.

So gutherzig auch Fräulein Beauchamp war, and sie doch ein heimlichs, ihr selbst unerklärbares Vergnügen an der Diversion, die diese häuslichen Unglüksfälle in den Ideen ihrer gnädigen Tante machten. Wir stellen uns vor, daß das liebe Mädchen, während es über Andre herging, von Vorwürfen oder bitteren Anmerkungen frei blieb, auch vielleicht gar in die glükliche Zeit zurük versezt ward, da man sie zu Rath zog, und ihre Meinung wissen wollte: verzeihen daher Fräulein Beauchamp von Herzen gerne den Grad Malice und Eigennuz, der dazu gehört, an einer Abwechselung Gefallen zu finden, die Andern zwar nicht angenehm, aber auch nicht unerträglich ist, uns hingegen eine wesentliche Erleichterung verschaft.

Und wer unter Ihnen, theure Leser, wird nicht den Wunsch hegen, daß der Himmel durch eine billige Vertheilung die Uebel für einzelne Gegenstände erträglich mache? Sie werden uns längst die üble Gewohnheit angemerkt haben, Ihnen durch öftere Anreden beschwerlich zu fallen; ehe Sie desfals ganz unwillig werden, bitten wir, mit dieser und allen unsern übrigen Schwachheiten Geduld zu haben.

Das schöne Geschlecht, sagt man, liebt die Veränderung. Wir haben unsre Ursachen, zu glauben, daß die gnädige Gräfin bei noch nicht völlig beruhigter Galle so müde war, von derselben Materie zu reden, daß sie bei ihrer Ankunft auf Laumiere die nächsten Gelegenheiten ergrif, über andre Dinge im natürlichen Ton fort zu sprechen. Die Endlosigkeit dieser Anwandlung war allerdings ein bischen schlimm für Fräulein Beauchamp: denn die böse Laune der Frau von Lauremont machte ihr den Aufenthalt bei derselben eben so sehr zum Fegefeuer, als noch bis auf den heutigen Tag alle diejenigen mit Recht ihre Verfassung ein Fegefeuer nennen können, die das Unglük haben, mit zänkisch-, verdrießlich- und mürrischen Leuten umzugehn.

Böse Laune ist eben sowol eine Leidenschaft, wie jeder andre Naturtrieb, bei dem physische Kräfte auf die Empfindung der Seele wirken, und äußre Umstände zu einer Handlung verleiten, die der Vernunft nicht Folge leistet. Laune ist also ein Ding

der

dem man an sich schon nie den Willen lassen solte; indeß giebt es gar viele, die in diesem Fall unwissend sündigen, die sich einer Anwandlung von Verdruß sorglos, mit der vesten Ueberzeugung überlassen, daß man sich an ihnen vergeht, wenn man ihnen da nicht aufs äußerste nachgiebt, und sie mit der größten Geduld erträgt. Gewöhnlich wechselt dieser grämliche Aerger mit überlauter Fröhlichkeit; welch ein Contrast! welche Prätension ist's, dafür Duldung zu fordern! Ist es nicht weit unmöglicher, diesen Unsinn zu übersehen, als sich davon zu heilen?

Ich traue den Kräften des Menschen iedes Vermögen zu, was sein Verstand für gut erkent, und sein Wille zu erreichen, sich bestrebt. Ganz gewiß ist Niemand unfähig, sich in allen Situationen in einer ruhigen Laune zu erhalten, die Andre weder kränkt noch beleidigt. Die Eigenliebe wird bei dem Opfer, was sie bringen muß, mehr gewinnen, als bei der strengsten Tirannei, die sie ausüben kan.

Die Gräfin hatte beschlossen, von ihren Nachbarn keinen wieder zu besuchen, um sicher zu sein, sagte sie, „das iunge Fäntchen, welches sich, wie ich „merke, überall eingeschlichen, nirgends anzutreffen."

Außer den Leuten im Schloß, die größtentheils älter waren, wie die Gräfin, sah nun Fräulein Beauchamp den ganzen Winter hindurch Niemand, als einen sehr gut gefütterten Dominikaner und

einen hagern alten (*) abgedankten Officier mit einem hölzernen Bein, der in einer Schenke wohnte, die vom Schloß abhieng.

Der Dominikaner war voll von Unglüks-Prophezeiungen, Wunderwerken und Gespenster-Geschichten, und wußte von ieder schlimmen Geburt seines Gehirns eine Nuz-Anwendung auf die Sitten der heutigen Welt zu machen, die auch den Bußbegierigsten Sünder nicht zu bekehren fähig war.

Der Ritter von Dondelifort erzählte in iedem Besuch alle Neuigkeiten des Dorfs, von denen an, die auf die gnädige Gräfin einige Beziehung haben konten, bis herab auf die voriährigen Hüner seines Nachbarn, deren rother Kamm und weisse Ohrlappen ihm die zuverläßige Vermuthung gaben, daß sie nächstens Eier legen würden. Zum Glük aller, die in seinem Umkreis nicht gerne von sich sprechen ließen, war dem Herrn von Dondelifort die Zunge, durch einen Anfal vom Schlage, ein bischen gelähmt; und wenn die Zuhörer dabei vieles an geläufiger Annehmlichkeit des Vortrags entbehrten, so soll doch die christliche Liebe, unter diesem Mangel an Beredsamkeit, ansehnlich gewonnen haben.

Man hat Mühe, es zu glauben; dennoch ist es eine Wahrheit, daß Fräulein Beauchamp den Do

mini

(*) Der Gebrauch dieses Worts ist eine Weiber-Freiheit richtig, gestehe ich, ist der Ausdruk nicht in einem Jahrhundert, wo es keine stehende Armeen gab.

minikaner und Herr von Dondelifort immer sehr wilkomne Gäste waren, zuweilen ließ sie sie sogar heimlich durch Jacques, ihren getreuen Boten, einladen. So viel Gewalt hat ein unangenehmes tête à tête und Einsamkeit in den Jahren der Jugend, die unwürdigste Gesellschaft wünschenswerth zu machen.

Jacques ward im ganzen Winter nur einmal in die Stadt geschikt, und da traf er's gerade, daß Herr Bonfort den Tag zuvor verreiset war. Jacques brachte also Fräulein Beauchamp ihr Briefchen zurük, und konte ihr nichts sagen, als daß Herr Bonfort schön wohne, zwar nicht so prächtig, aber mit mehr Geschmak meublirt sei, als die gnädige Gräfin.

Es läßt sich begreifen, daß die arme Isabelle nicht allein ein freudenleeres Leben lebte, sondern daß sie sich überdem in der schwankenden Situation befand, die zwar bei weitem nicht so arg, aber der menschlichen Ungedult oft empfindlicher ist, als verlorne Hofnung und wirkliche Uebel. Dies bewog sie, sich eine Carnavals-Lustbarkeit seltner Art zu machen — ihr künftiges Schikſal betreffend, die Prophezeiungen eines alten Weibes anzuhören, die unter der Maske einer Wahrsagerin, allenthalben Contribution eintrieb, und in dem Schloß der Gräfin unter den Flügeln der alten Haushälterin Schuz fand, in der das tägliche Anschauen zunehmender

Runzeln den Wunsch noch nicht erstikt hatte, mit dem Sacrament des Ehestandes in persönliche Bekantschaft zu gerathen.

Die Prophezeiungen der Marnon unterschieden sich in der Hinsicht von den Prophezeiungen des Dominicaners, daß sie iede Sache, sogar die unvermeidlichen Uebel, im reizenden Licht vorstellten. Schon am Abentheuer schauerlich und wundersam gewöhnt; wie hätte Isabelle nicht Marnon mit einer, nach Freiheit und Glük strebenden Seele, willige Aufmerksamkeit schenken sollen?

Nachdem Marnon durch hinlängliche Verhöre zu Muthmaßungen berechtigt war, hörte Fräulein Beauchamp den endlichen Orakel-Spruch: „Sie „bekommen den Herrn nicht, den sie lieben, aber „einen ganz curiosen Ritter, der ihm nichts nach„giebt, und sie heirathen bald.“

Der Vorwiz, verborgene Schiksale zu ergründen, hat allemal den Nachtheil, daß uns diese Thorheit vom Wege der Wahrheit ablenkt. Ohne auf die Gründe oder den Schein zu merken, der unsere Propheten ihren Spruch eingiebt, ohne uns überzeugen zu wollen, daß leerer Zufal keine geltende Entscheidung sein kan, gilt uns ein Beispiel gegen hundert Lügen, wir werden durch das erhaltene Orakel betroffen, und der Vernünftigste läßt sich verleiten, zu glauben, daß von diesem Urtheil keine Appellation gilt.

So dachte auch Fräulein Beauchamp, die ihre Neugierde herzlich verwünschte, es würde unmöglich seyn, ihrem traurigen Schikfal zu entgehn — und Marnon, die bloß prophezeit hatte, wie es ihr die Kentniß der häuslichen Angelegenheiten ins Herz gab, verdiente an der Gräfin Ruhe und Eigensinn das Futter sehr wohl, was aus einer reichen Küche in den leeren Magen und Quer-Säkken des Dürftigen spazieren kan, wenn er die Gunst der Aufseherin besizt.

Manche — und wenn das auch zu viel gesagt sein solte — Fräulein Durville würde neugierig gewesen sein, den angekündigten Ritter kennen zu lernen. Fräulein Beauchamp war es im mindesten nicht; nachsinnend von Empfindung zu Empfindung übergeführt, bis die Verwikkelung ihrer Ideen sie in stummer Gedankenlosigkeit einwiegte, sah sie nur einen Ausweg — ewige Jungfrauschaft — es schien ihr möglich, daß Marnon das Bild des Klosterheiligen mit dem Bildniß eines Ritters verwechseln konte: wie düster auch die Vorstellung des gänzlichen Entsagens ist; so fand doch Isabellens feines richtiges Gefühl außer Bonfort dabei die meiste Glükseligkeit. Aus ihrer finstern Träumerei erwacht, schien Fräulein Beauchamp ieder ihrer Gedanken wahr, und sie faßte die Entschließung, dem härtesten Schluß des Schikfals durch die kalten Gitter des

Klosters troz zu bieten. Dennoch drang sich der Ritter und das bald ihrem Gedächtniß oft auf.

Eine von den Lieblings-Materien der Gräfin war, den Ehestand zu preisen, mehr, wie er nach den Erfahrungen, die man davon aus den meisten Haushaltungen samlen könte, zu preisen ist; und die alten Jungfern ohne Ausnahme tiefer herab zu sezzen, wie manche darunter zu stehen verdienen. Fräulein Beauchamp kante weder den Menschen noch die Welt, war also nicht im Stande, der Tante den Einwurf zu machen, daß derjenige, der sich allen Freuden des Lebens zu entsagen genöthigt sieht, Mitleid, und der, der ihnen freiwillig entsagt, wirklich noch ein bischen mehr Respekt verdient, als derjenige, der sich die Erlaubniß zu Nuzze macht, sie auf eine unsündige Weise zu genießen, weil es ihm vieleicht ohne diese Erlaubniß schwer werden mögte, sich keiner Sünde theilhaftig zu machen, solte es auch nur die des Neides, oder des daran gränzenden Wunsches sein, über verschiedene Personen en Souverain zu gebieten. — Indeß brachte gerade die Schilderung, die Frau von Lauremont von der Lebensart einer alten Jungfer entwarf, in diesem Zeitpunkt einen neuen Ideen-Plan in Fräulein Beauchamps Köpfchen hervor. Der Gedanke unabhängiger freiwilliger Einsamkeit stand mit dem hofnungloſen Kloster-Zwang in keinem Verhältniß; sie war davon so bezaubert, daß, als die Tante,

wie

wie gewöhnlich, ihre Predigt mit einer bittern Anmerkung über die Hindernisse schloß, die sich die Mädchen zum künftigen Etablissement selbst im Wege legten, sie der Gräfin mit einer hinreissenden Naivetät ihre Meinung über den freiwillig ehelosen Stand und gezwungene Heirathen sagte. Sie versprach der Tante feierlich, nie ohne Ihren Willen eine Verbindung einzugehn, und erhielt von der Frau von Lauremont, die diese Beredsamkeit überraschte, das sichre Gegen-Versprechen, niemals zu einer Heirath genöthigt zu werden. Heiterkeit und Ruhe kehrte auf kurze Zwischen-Zeiten in Isabellens Seele zurük — aber ihr Glaube an glükliche Zukunft war einmal schwankend gemacht und blieb es.

Herr von Rosiere, dem wie dem Herrn von Caumont, die Gräfin eine Einladung abgeschlagen hatte, hielt einen unerwarteten Besuch nicht für rathsam; die Herren ließen sich daher der Frau von Lauremont anmelden, wurden abgesagt, und beschlossen, der Frau Nachbarin dem bösen Willen ungestört zu überlassen, bis es ihr gefällig sein würde, gegen sie eine schiklichere Laune anzunehmen. Auf welche Weise sich dieser Vorfall ereignete, werden meine Leser im folgenden Kapitel sehen.

Zehntes Kapitel.

(Vermischten Inhalts.)

Die Trennung von seiner Isabelle war Bonfort freilich sehr unangenehm, und mehr noch schmerzte es ihm, aller Nachricht von ihr beraubt zu sein; allein vest entschlossen, jeden Schleichweg zu meiden, ruhig über ihre Denkungsart, überließ er seine und ihre Sache dem gütigen Schikfal, ohne in den Unsinn der Liebhaber späterer Jahrhunderte zu versinken. Solten Sie, meine schönen Leserinnen, auf Ihrem Wege durch die Welt einen Geliebten treffen, der wie Bonfort handelt, so finden Sie seine Vernunft nicht anstößig, und weit entfernt, ihn aufzugeben, hoffen Sie alles für die Zukunft von einem Mann, der nicht fähig ist, neben einer starken Leidenschaft den Regeln des gesunden Menschen-Verstandes zu entsagen.

Es waren nun schon sieben Monat vergangen, ohne daß sich die Liebenden ein Wort von der Empfindung mitgetheilt hatten, die wachend und träumend auf alle Vorstellungen ihrer Einbildungskraft wirkte. Die strengste Aufseherin hätte sich bei einer so hartnäkkigen Züchtigung ennüiren können, und das mitleidige Verhängniß, was immer tief in die Herzen der Menschen sieht, fand für gut, eine so anhaltende Prüfung zu unterbrechen. Es ließ daher durch seinen Einfluß auf die Gedanken, der Gräfin un-

unausstehliche Langeweile darin finden, mit ihren vieljährigen Freunden über den Fuß gespannt zu sein, und sich bei den herrlichsten Sommer-Wettern auf strenge Einsamkeit eingeschränkt zu sehen. Sie beschloß, in Folge den ersten Schritt zur Aussöhnung zu thun, beorderte Jacques, den Herrn von Rossiere und Caumont einzuladen, und gab, zu unaussprechlicher Freude der Fräulein Beauchamp, derselben verschiedene Aufträge, um sie Jacques, der einigen abgängigen Vorrath aus der Stadt bringen solte, en detail begreiflich zu machen. Sonderbar genug ist's, wie manche Menschen in einem Vierteljahr die Handlungen des abgewichenen Vierteljahrs gänzlich verleugnen, ohne daß sich eine andre Ursache dafür angeben läßt, als daß sie launen oder ausgelaunt haben.

Natürlich gab Fräulein Beauchamp Jacques einen Heft an Bonfort mit, an dem sie in dieser Absicht schon lange geschrieben. Das Ganze enthielt eine treue Schilderung aller ihrer kleinen Begebenheiten, Meinungen und Gedanken; es trug so sehr das Gepräge der Wahrheit, daß Isabelle auch ihre Thorheiten nicht zu verheelen gesucht hatte, und ihre Bestürzung über Marnons ertheilten Orakel-Spruch war sehr lebhaft darin beschrieben.

Herr Bonfort hatte einen Jugend-Freund in der Stadt, der seine höchste Glükseligkeit in einer hübschen allerliebsten Frau fand. Diese hatte im

Wochen-

Wochenbett so lange und viel gelitten, daß man an ihrem Aufkommen oft zweifelte. Frau Arnaud war izt volkommen wieder hergestelt, und am nämlichen Tage, da Jacques in die Stadt kam, feierte der überglükliche Herr Arnaud mit allem, was ihm Freund und verwandt war, den Kirchgangs-Tag seiner geliebten Gattin.

Herr Bonfort, der sonst nie dem Wein-Gott opferte, that, durch die Gelegenheit in einer neuen Ideen-Sphäre versezt, in seinem frohen Cirkel so oft Bescheid, daß er zulezt ein bischen benebelt ward, und in dieser Verfassung gieng er nach Hause, um Jacques zu sprechen.

Statt allem, was Bonfort hätte schreiben können oder sollen, ward sein Briefchen an Isabelle ein treues Gemälde seines zärtlichen Herzens, und der leicht und hoch iubelnden Empfindung, die durch seine kleinste Nerve bebte.

Der sonst so mäßige Bonfort konte izt keinen vernünftigen Menschen um sich sehen, daher gab er Jacques so viel süßen Wein, daß dieser Abends spät noch mit halben Rausch auf Lamiere ankam. Fräulein Beauchamp begrif wenig, wie sich eine so unerwartete Scene zutragen konte, sie stand unsägliche Angst für den Brief aus, den Jacques immer suchte und nimmer finden konte, bis er sich darauf besann, daß er in einem Schächtelchen liege, was man im Begrif stand, der Gräfin einzuhändigen;

auch

auch war's ein unerträglichs Geschwäz von Bonforts Vorzügen, mit dem Jacques Fräulein Beauchamp in Gegenwart andrer Hausbedienten peinigte. Isabelle hatte alle ersinnliche Mühe, Jacques an einer unterthänigen Aufwartung bei der Frau Gräfin zu hindern, der er sich recht geschikt fühlte, Vorstellung ihres Unrechts zu machen, und es bedurfte Fräulein Beauchamp Ihres ganzen Ansehns, Ihrer ganzen Nachsicht, Güte, Geduld, der vollen Ergebenheit des Gesindes gegen sie, und Jacques besondern Gehorsams und Eifer für ihre Wünsche, um ihn zu Bette zu schaffen, und alle Folgen im Keime zu erstikken, die dieser Auftrit zu ihrem Nachtheil hätte haben können.

Nie wieder einem Dritten eine ihr wichtige Sache zu vertrauen, sezte sich Fräulein Beauchamp sehr vest vor, und die Aussicht, ohne alle Hofnung von Bonfort getrennt zu sein, sezte sie in eine traurige Stimmung, die bei der sich einflechtenden Erinnerung des fremden Ritters, der erhaltene Brief zu mildern nicht, ehender zu mehren, abgefaßt war.

Herr von Caumont, dem Isabelle ihr Leid klagte, ließ sie die Begebenheit so komisch ansehn, wie sie ihm vorkam, zog sie mit Marnons Prophezeiung nicht wenig auf, und sagte ihr von Bonfort sehr viel Tröstendes.

Wenn man nicht Menschenkentniß genug besizt, um aus dem Grund zu dulden, mit einer eignen

Nach-

Nachgiebigkeit geboren ist, oder coute qui coute die einmal geschlossenen Verbindungen erhalten will; so giebt es der Fälle viele, die auch, ohne die Laune der Gräfin von Lauremont zu besizzen, Trennung zu einer, und Wiedersehn zu andrer Zeit erfordern. Wir wollen daher unsern Lesern bei Gelegenheit dieses Besuchs keine weitläuftige Beschreibung der weltbekanten Verlegenheit machen, in der sich ehemalige Bekante befinden, die der Zufal nach einer vorsezlichen Trennung zusammen führt. Hier waren wenigstens alle Partheien einig, des kleinen Verstoßes nicht zu gedenken, wählten daher das beßte Mittel der Wiedervereinigung, eine muntre Unterredung über gleichgültige Materien.

Ohngefähr vier Wochen nach diesem Besuch kam unerwartet Herr von Caumont mit Herrn Bonfort, als die Gräfin eben zu Tische saß.

Nach den ersten Komplimenten fieng Herr von Caumont an: Wir wollen uns auf drei Monat bei Ihnen beurlauben, meine gnädige Cousine; denn wir denken eine kleine Reise nach Spanien zu machen.

Die Gesichtszüge der Gräfin deuteten an, daß die künftige Hofnung sie willig machte, ein gegenwärtiges Uebel zu ertragen, und indem sie die Frage vorausschikte: „Nur drei Monat," lud sie die Fremden ein, an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen.

Herr Bonfort war still, Isabelle äußerst verlegen, und Herr von Caumont erschöpfte Gehirn

und

und Lunge, um den guten Willen für seine Freunde ehrenvoll zu bestehen.

Fräulein Beauchamp gieng einmal lediglich in der Absicht, freie Luft zu schöpfen, aus dem Zimmer. Bonfort ward während der Zeit von einem Bedienten nach den Pferden gerufen. Er begegnete Isabelle, die eben wieder im Zimmer gehen wollte. Flüsterte ihr zu: „nicht an Marnon, an „meine dauernde Liebe glauben Sie, und an dem, „warum ich Sie im ersten Briefe bat," nahm ihre Hand, küßte sie mit Ausdruk — indem öfnete die Gräfin die Thüre.

Was machst Du draussen, Isabelle? rief sie erzürnt.

Ich holte Johannis-Beeren, sagte Fräul. Beauchamp beschämt, indem sie ein damit gefülltes Körbchen auf den Tisch sezte.

Ueberlaß den Bedienten ihre Geschäfte, erwiederte die Gräfin bitter, und weil Du in so guter Gesellschaft bist, entziehe nicht das Glük der deinigen.

Caumont kochte die Apostrophe bis in die Fingerspizen. Gnädige Cousine! fieng er an .....

Ist denn wirklich Ihre Frau recht gesund? unterbrach ihn Isabelle mit einem blinzenden bittenden Blik, den Er, so wie drei bis vier andre Fragen, mit warum denn? und Ei was! beantwortete.

Bald nachher ritten die Fremden davon. Die Gräfin unterließ nicht, Ihrer Nichte des Besuchs

und ihrer Aufführung wegen, die ungereimtesten Dinge zu sagen, die iemals den Nachbleibenden auf Rechnung derer gesagt worden sind, die die Gesellschaft früher, wie die übrigen, verließen.

Es verdrießt uns wirklich ein bischen, daß die arme Beauchamp sich durch die Fügung der Umstände und hundert unverdiente Vorwürfe der Tante scheuchen und auf den Gedanken bringen ließ, unter dem Willen der Gräfin zu biegen, sollte sie gleich das Opfer des Eigensinns und des Stolzes werden müssen. Man muß, weder diesen Vorurtheilen, noch dem Geiz, und andern sichtbaren Leidenschaften, blind gehorsamen; Alles, was Fräulein Beauchamp thun konte, war: daß sie der Tante — die sie, wie eine Mutter, betrachtete — für die Bestimmung mehr ließ, als die Gesezze falscher Begriffen zustehn, eine verneinende Stimme.

Ganz sicher gerathen die Ehen sehr selten, die aus blinder Neigung geschlossen, öfterer die, wo Convenienz die Wahl bestimt. Es giebt aber auch Zuneigungen in der Jugend, die sich auf einen Werth und eine Annehmlichkeit gründen, für die das reifere Alter gleichgültig ist, und nie, in Rükficht auf andere, gleichgültig sein sollte: weil in dem Umgange der Personen, die uns durch Verdienst und übereinstimmende Denkungsart einnehmen, die reelste Glükseligkeit liegt. Liebe von der Art, hat ihren Grund in uns selbst, ist mit Freundschaft ver-

webt,

webt, und löscht durch keine Folge glüklich oder unglüklicher Begebenheiten so ganz aus, daß uns nicht der Gegenstand derselben immer vorzüglich angenehm bleibt; — wenn gleich, nach gesammelten Erfahrungen, wir weder wollen noch glauben, daß Liebe durchaus glüklich sein, oder derjenige, durch alle Grade des Unsinns ein unaufhörlichs zeitliches Leiden fühlen muß, der von ihr eingenommen ist; so wünschten wir doch auch für's algemeine Beßte herzlich, daß Eltern oder Vorgesezte die Stärke der Prätensionen wohl überlegten, die zuweilen ihre kältern Leidenschaften an die Leidenschaften der Jugend machen. Daß sie nie den Vorwurf verdienen mögten, daß Schikfal freier Menschen nach Willkühr gelenkt zu haben. Der Mensch sucht, wie ein Kind, Ersaz für verlornes Gut; selten ist er stark genug, den sichersten und reinsten zu wählen.

Der Zeitpunkt, der dieser Vorwurfs- und Unbilligkeits-vollen Predigt der Gräfin von Lauremont folgte, sah demjenigen, den Fräulein Beauchamp erlebte, als sie das leztemal von Rosebeau kam, ähnlich, wie ein Ey dem andern; nur der Unterschied fand statt, daß sich Isabelle ohne Rettung unglüklich fühlte, und in Folge dieser Empfindung allen Muth verlor, die Kräfte anzuwenden, die zur Erreichung guter Endzwekke, oder wahrer Glükseligkeit, jedem Menschen gegeben sind.

Eilftes Kapitel,

endlich eine kleine Abwechselung.

Herr Bonfort war nun schon zwei Monat in Spanien, und der September gieng zu Ende, als die Gräfin, um Ihren sechzigsten Geburtstag zu feiern, den Herrn von Dondelifort und den Beichtvater einladen ließ. Das Fest zu illustriren, ward noch eine alte Cousine dazu gebeten, die seit dem Tod ihres Mannes mit der ganzen Welt in Prozeß lebte.

Es fehlte nicht viel, so waren am Ende der ungeheuren Mahlzeit — die diesen frohen Tag am meisten ehrte — der Dominicaner und Dondelifort eben so wenig fähig, vernünftig zu schreiben, als Bonfort, nach der Feier des berühmten Kirchgangs-Tages.

Wie nun die Gäste Nachmittags das Feuer des Weins ein wenig in einer Garten-Laube ausdunsten ließen, ward dem alten Capitain, durch einen gänzlich verfalnen Bedienten, der Ritter von Monneville, ein entfernter Verwandter, gemeldet, der auf der Rükreise nach Engelland begriffen, einen kleinen Umweg genommen, ihn zu besuchen.

Ventrebleu! rief Herr von Dondelifort — dem die Visite höchst ungelegen kam — unterdessen wolte der alte Herr gut oder übel, die Höflichkeit des Fremden erlaubte nicht, daß er ihn allein in der Dorf-Schenke sizzen ließ. Er mußte sich also ent-

schließen

chließen, der gnädigen Gräfin seine trés humbles Adieux zu machen, und dem Gedanken, am Genuß der auf den Abend angekündigten Rebhüner-Pastete, gänzlich entsagen.

Die Gräfin aber, die bei der Nachricht dieses unerwarteten Ebentheuers eine sonderliche Anwandlung bekam, nahm diesen Ritter, ohne ihn gesehn, oder ie von ihm gehört zu haben, für ein ihr vom Himmel bescheertes Geburtstags-Geschenk an; bestimt, sie von aller weitern Sorge für Fräul. Beauchamp zu befreien. Es war daher, so wenig ihre, als Dondeliforts Sache, daß er die Gesellschaft verlassen sollte, und Herr von Monneville ward sehr gebeten, aufs Schloß zu kommen.

Der Ritter ließ sich das nicht zweimal sagen; Fräulein Beauchamp ward zufällig genöthigt, ihn zu empfangen; und Monneville, der zwar viel mit Weibern umgegangen war, aber noch nie daran gedacht hatte, mit einer zu leben und zu sterben, sah Isabelle, und beschloß bei ihrer ersten Vorbeugung, aus dem Mädchen seine Frau zu machen, wenn sie ihn haben wolte.

Mit welcher Gefälligkeit der frohe Ritter von der Gräfin und Ihren Gesellschaftern aufgenommen ward, läßt sich denken. Nur Fräul. Beauchamp, die sich der unwiderstehlichen Ahndung nicht erwehren konte, das sei der Ritter en question, sah ihn mit Furcht an, gab ihm auch weder diesen noch den

folgenden Tag Gelegenheit, etwas mehr, als das äußre ihrer Person, zu beurtheilen. Herr v. Monneville schien Fräulein Beauchamp nicht im geringsten zu bemerken, sich wenig um ihren Verstand zu bekümmern, sagte ihr nicht einmal algemeine Höflichkeiten, vielweniger Schmeicheleien. Dagegen unterhielt er die übrigen seines Cirkels mit vieler Lebhaftigkeit, Geist und Kentnissen; sogar mit der alten Cousine ließ er sich über ihre Prozeße ein, und erklärte ihr deutlich, daß sie sich nach einem rechtschaffenen Advokaten und betriebsamen Curator umsehn, auch zuweilen ein bischen biegsamer sein müßte, wenn sie nicht alles verlieren, oder in die Ewigkeit hinüber zanken wollte.

Herr von Monneville war ein Mann, von ohngefähr dreißig Jahren, ein seltsames Gemisch von hervorstechenden Tugenden und verderbenden Fehlern. Seine Figur war nichts weniger, als häßlich; doch fehlte ihr die Annehmlichkeit, die so einnehmend ist. Er besaß viel Welt- und Menschenkentniß, Verstand und Lebensart; allein, ein in der Jugend ungedämpft gebliebener Eigensin gab ihr manchmal eine ärgerliche Laune, fähig, denen wahren Verdruß zu machen, die von ihm abhiengen.

In solchen Anwandlungen war er ein ganz eignes Wesen, zu vernünftig, um mit Heftigkeit aufzubrausen, ließ ihm seine Güte nicht zu, Spizfindigkeiten zu sagen, und natürliche Höflichkeit verstate

tete ihm, weder unartige, noch beleidigende Ausdrükke; aber es war Monneville unmöglich, den Aerger, der in ihm kochte, im Stillen zu tragen. Wahrscheinlich, um wider sich selbst eine Entschuldigung zu finden, sprach er ohne Aufhören über dieselbe Sache, oder gar nicht, bewies mit einem gemäßigten, aber sehr schnellen Sprachton, in den anständigsten Ausdrükken, daß er zu einer starken Empfindlichkeit berechtigt sey. Herr von Monneville hatte viele kleine Eigenheiten, unter andern war er auf den Glokkenschlag sehr pünktlich, wahre Kleinigkeiten, die seinen Ordnungs-Geist zuwider liefen, konten ihm eine üble Laune geben, die, nach den Umständen, Tage lang ausdauerte.

In andrer Hinsicht war der Ritter im mindesten nicht ordentlich. Bei Geschäften, die seiner Willkühr überlassen waren, verließ er sich oft auf den starken durchdringenden Verstand, der die verwikkelteste Sache mit einem Blik richtig übersah, auf die zu seiner Zeit seltne Gelehrsamkeit, und auf die seltne Gabe, mit unglaublicher Geschwindigkeit meisterhaft gut zu arbeiten. Daher spazirte Herr von Monneville oft, wenn er hätte am Schreibpult sizzen sollen; vorzüglich dachte er nie an Dinge, die ihn selbst betrafen, wie wichtig ihre Folgen auch sein konten, und zumal, wenn sie etwas Unangenehmes für ihn hatten, ehe der Augenblik der äußersten Nothwendigkeit da war. Ein Mittel fand er alsdenn

denn immer, aber sicher kein so gutes, als seine helle Einsicht mit mehr Fleiß und Vorbedacht würde getroffen haben.

Herr von Monneville besaß Großmuth genug für einen König; eine Gerechtigkeits-Liebe, die iede Probe aushielt; den Stolz, der gegen Höhere nichts vergiebt; die Billigkeit, die Geringeren nie mit edler Impertinenz begegnet. Zwar war er nicht empfindsam, aber aus natürlichen Hang selbst mit eignem Nachtheil gar zu gerne der Trost und Beistand des Nothleidenden.

Zu seinem Unglük war der Ritter im mindsten kein Oeconom, bei allen seinen Einrichtungen hätte man sagen sollen, daß er ganz und gar nicht rechnen konte.

Auch schwärmte er gerne in Gesellschaft von Männern, die sich bei der Punschbole vergaßen.

In Absicht auf das schöne Geschlecht war der Ritter bis zu dem Zeitpunkt, da er in unserm Geschichtchen Period macht, auch nicht der unsündige Phönix, der — nach einer alten beglaubten Urkunde — die Welt iedes Jahrhundert nur einmal ziert. Zu kalt oder zu unglüklich, um an ein schönes Mädchen zu gerathen, die ihn würklich lieben lehrte, hielt er es höchst unrecht, unter der Maske dieser Leidenschaft die Neigung oder Freundschaft eines guten Frauenzimmers zu misbrauchen. Edel und gerecht auch da, wo er nicht stark genug war, tugend-

gendhaft zu seyn, suchte er das Vergnügen nur bei denen, die sich demselben gewidmet hatten.

Immer war Herr von Monneville ein trefflicher Mann, dessen seltne Vorzüge, nach unsrer Meinung, so viel Achtung verdienten, daß wir ihrentwillen seine Fehler — zwar nicht nachahmungswürdig finden — doch an einen Freund willig übersehn würden. Dennoch hätten wir ihn, ohne eignen Willen, nie zum Mann unsrer achtzehniährigen Tochter bestimt, ob es gleich ausgemacht ist, daß Frau von Lauremont, die den Ritter nur von Ansehn kante, für ihre Nichte ungleich schlimmer hätte wählen können.

Die Erzieher des Herrn von Monneville waren ein schwindsüchtiger Oncle gewesen, der nichts in ihm zu pflanzen suchte, als Wissenschaft, und eine Mutter, die bei vielem Verstande Talenten, und mehr reellen Kenntnissen, wie die meisten Frauenzimmer besizzen, eine Menge Vorurtheile und übel verstandnen Stolz in ihren Busen nährte. Deßfals denn konte sie, weder ihre eignen Begriffe und Handlungen, noch die Begriffe und Handlungen ihres Zöglings, richtig lernen und lenken.

Frau von Monneville versagte ihrem Sohn ein billiges Taschengeld und manches erlaubte Vergnügen. Dafür betrog sie der iunge Ritter auf hunderterlei Weise, um sich mehr, wie das Nöthige, zu kleinen Ausgaben zu verschaffen. Sie sah, daß

ihres Sohnes Aufwand die karge Einnahme weit überstieg, die sie ihm schenkte; aber sie untersuchte nie seine Bibliothek, Garderobbe, Geräthe, wo sie die Quellen, aus denen er schöpfte, sehr bald würde entdekt haben.

Es war unmöglich, daß der iunge Herr sich mit der Frau von Monneville angenehm beschäftigen konte. Weil nun dem Ritter die Erlaubniß versagt war, einen ihm angemessenern Umgang zu genießen, nahm er sie sich, ohne Vorwissen der Mutter, misbrauchte und übertrieb diese verstohlne Freiheit zu seinem eignen Nachtheil. Erfuhr die Frau von Monneville davon etwas, so erfolgte ein Sturm von Vorwürfen und Herabwürdigung, dessen Heftigkeit und Dauer den anwachsenden Knaben zum gleichgültigen Zuhörer machte.

Zu einem äußerst geringen Taschengelde paßte es im mindsten nicht, daß Frau von Monneville ihren Sohn mit verschwenderischer Pracht kleidete; und da er nie aus dem Hause sollte, war es ganz überflüßig, eine Menge Jagdhunde und schöne Pferde für ihn zu halten.

Der Ritter, der den hellen richtigen Verstand seines Vaters zum Erbtheil bekommen hatte, sah diese und andre Fehler seiner Erziehung schon im zwölften Jahr ein; ließ ihm seine herrlichen Kleider dienen, sie geschwind zur Hälfte zu verderben, um sie denn zu verkaufen, und seine Pferde, die zum

aus-

ausdauernden Gebrauch zu schön und fein waren, vertauschte er gegen andre von der nehmlichen Farbe für eine Zugabe, wovon denn die Frau Mutter, die sich an der Zeichnung und den Haaren hielt, nichts ahndete.

Lächeln Sie nicht, meine jungen Leser! Herr von Monneville mußte eine so vortrefliche Anlage des Verstandes und Herzens haben, wie Sie in der Schilderung seines Charakters finden, um nicht — bei dem Starrsinn und den Mitteln, die er mit äußerster Unbedachtsamkeit, mit zügellosem Hang nach Vergnügen, dem Zwang entgegen sezte, in den er erhalten ward — ein entschiedener Taugenichts zu werden. Ich beleidige Sie nicht, wenn ich nur selten außerordentliche Kräfte des Geistes in einem unter Ihnen vermuthe, die noch zu rechter Zeit verderblich gewordne Leidenschaften bemeistern; und, damit ich nie von einem unter Ihnen den Vorwurf verdienen möge, Sie durch ein aufgestelltes Beispiel zu schlimmer Nachahmung gereizt zu haben, erinnere ich Sie, daß fehlerhafte Beispiele nie reizen, immer zurük schrekken sollen. Daß der Jüngling und der Knabe es in ihrer Gewalt haben, sich durch ihre ersten Schritte den Weg zu Tugend und Glük, den Weg zu Laster und später unzulänglicher Reue, zu bahnen. Daß bei gänzlichem Mangel an wahrer Klugheit, der selbst bei glänzenden Verstand unzertrenliche Eigenschaft der Jugend ist, auch ge-

gen die verkehrteste Erziehung folgsam sein, bei weitem so nachtheilig nicht ist, als eigne Führung, und die unreise Weisheit, die den Rath der Erfahrung so gerne überflüßig hält, oder gar — lächerlich findet. Sind diese ernsten Wahrheiten gleich für Sie nicht angenehm, so nehmen Sie sie dennoch gütig auf, und denken, daß die gefälligste Unterhaltung nicht immer die nüzlichste ist.

In der zartesten Kindheit hatte Frau v. Monneville — wie das freilich sehr gut ausgedacht war — ihren Sohn einem Lehrer anvertrauet, der nicht allein viele Kenntnisse hatte, sondern, in iedem Betracht, vorzügliche Eigenschaften besaß. Das Glük übte einmal eine Gerechtigkeit aus, und der Ritter verlor, durch eine ansehnliche Beförderung, diesen braven Hofmeister, als er kaum eilf Jahr alt war. Er wußte genug, um bei fernerem Unterricht seinem Oncle nicht lästig zu fallen, der diese Sorge übernahm, und es an keine Bemühung fehlen ließ, aus dem jungen Monneville einen brauchbaren Mann zu machen. Die Person eines vernünftigen Gesellschafters, der für die religiöse und moralische Bildung des Ritters durch angenehmen und nüzlichen Umgang in den Jahren sorgte, da er dessen am meisten bedurfte, ersezte Frau von Monneville, aus übergroßem Vertrauen in ihr Verdienst, durch sich selbst. Für alle Gelegenheiten aber, wo sie, der Bequemlichkeit willen, dieser Aufsicht entsagte, ward

solche

solche einem Haus-Abt aufgetragen, den wir nicht preisen können. Der Ritter übersah den Abt im dreizehnten Jahr so weit, daß er ihm gänzlich die Dependenz aufkündigte.

Ein charakteristischer Zug der Erziehung, von der wir reden, ist: daß Monneville diese Aufsäzzigkeit gut geheißen, und — obgleich ein Dumkopf manchmal zu warnen oder zu rathen vermag — als Unterscheidungskraft aufgenommen ward. Zur Belohnung stand er von da an, blos unter mütterlicher Gewalt, die, wie sich aus der mitgetheilten Anekdote urtheilen läßt, oft am unrechten Ort durch die Finger sah.

Frau von Monneville hatte, wie sehr viele Mütter, die Schwachheit, ihren Sohn in ihrem Schloß behalten zu wollen. Bei diesem Projekt gab sie ihm, weder eine Aussicht auf Etablissement, noch auf Beschäftigung. Der Ritter, der in gleichem Grad seine Fähigkeiten und Langeweile fühlte, sehnte sich in die Welt; und im ein und zwanzigsten Jahr gieng er, wider den Willen seiner Mutter, am Hofe des Königs von Frankreich, Philipp August, dem er, als ein treuer Unterthan, seine Dienste anbot. Frau von Monneville, die sehr reich war, fand für gut, den Ritter, weil er ihren Wünschen nicht gehorsam sein wollte, auch in seinen Absichten nichts zu unterstüzzen. Dem Herrn von Monneville ward also nur die kleine Erbschaft seines Oncles, die er

an Ueberfluß, und gar nicht an Wirthschaft gewohnt, in kurzer Zeit, bis auf den lezten Heller, verzehrt hatte.

Aber wenn gleich König Philipp aus frommen Eifer die Juden aus dem Reich gebant hatte, nährte er doch fromme Catholiken genug in Frankreichs Gränzen, durch deren Handel, dem Unwesen nach, dem Verderben so vieler Menschen im mindsten nicht gesteuert, und Monneville, in Hofnung auf den mütterlichen Reichthum, nicht ohne Geld blieb.

Wie glüklich wäre der Ritter gewesen, hätte er unter vielen bemittelten Leuten einen getroffen, der ihn thätig unterstüzte, ohne mehr zu fordern, als billigen Ersaz — und wie das denn die Reichen dieser Erde sehr gut verstehn — der ihn gelehrt hätte, genau haushalten. Der Ritter würde gerade so viel davon gefaßt haben, als der Abt du Pré der Hofhaltung der Königin Elisabeth — Gemahlin des Königs Philipp — in einer Rede annehmlich zu machen sucht, die ich meinen Lesern, als ein Theil der Urkunde, aus der ich schöpfte, wenn es mir an Materie zu Ihrer Unterhaltung fehlt, gelegentlich vorzulegen schuldig bin.

Herr von Monneville soll in der Folge oft gesagt haben, daß er unter seinen Freunden, Verwandten und Bekanten, nie einen gefunden, der ihn reel in einer Verlegenheit unterstüzte. Kan wol sein, daß diese in des Ritters lokkerer Wirthschaft

schaft eine gegründete Ursache, zur Entschuldigung ihres Verfahrens, angaben; indeß lieben wir die Angst und Schwierigkeit nicht, die davon abhält, daß Freunde oder Bekante sich an uns wenden, wenn sie eines Beistandes bedürfen, und uns hindert, ihnen eine Summe vorzustrekken, deren Besiz oder Entbehrung weiter nicht glüklich noch unglüklich macht, als nach der Vorstellung, die wir uns darüber machen. Sicher ists, daß ein gewisser, den Verhältnissen nach, oft unbeträchtlicher Vorschuß, manchen von Verwikkelungen retten würde, in die er sich, sich zu vertiefen, genöthigt sieht, aus die ihm zuweilen eine Folge nicht ziehen kan, die an Glük und Reichthum sein ehmaliges Bedürfniß um sehr viele Tausende übersteigt. Wir können unsrer angebornen Wahrheitsliebe zufolge nicht umhin, allen Tanten, Oncles, und entfernten Vettern, diese bewährte Gewißheit, als einen unwiderruflichen Gegensaz, alle derienigen anzuführen, die sie gegen einem hülfsbedürftigen Zweig ihrer Familie etwa in ihren Herzen hegen mögen.

Herr v. Monneville soll ebenfals oft versichert haben, er hegte gegen einige Geldverleiher, mit denen er in Handel gestanden, große Dankbarkeit und wahre Achtung. Zufällig wäre er an Leuten gerathen, die ihn mit wahrer Freundschaft behandelt, da, wo sie ihn hätten um Vieles bringen können, ihren Vortheil dem seinigen aufgeopfert hätten. Er

rühm-

rühmte ihre Geduld bei seinem Unvermögen im Bezahlen, wenn er seine Erwartungen nicht erfüllt sah, und daß es ihm durch ihren zutraulichen, oft freiwilligen Beistand allein, nie an Brodt, Kleidung noch demjenigen gefehlt hätte, was einem Edelmann zum Anstand nothwendig ist. Das heißt, sagte Herr von Monneville — dem immer darum zu thun war, daß man, nach vorgefaßten Meinungen, nicht jeden Einzelnen beurtheilte — nicht rupfen, sondern wohl thun, indem man eignen Nuzzen sucht; und er hielt es für seine höchste Schuldigkeit, in einer jeden Verfassung dafür zuzusehen, daß seine Versorger nie durch ihn zu kurz kamen. Indeß darf Niemand, der in Verlegenheiten geräth, darauf mit einiger Wahrscheinlichkeit rechnen, von Geldverleihern mit der Großmuth behandelt zu werden, die unserm Ritter wiederfuhr, — leicht ist's da, gerade den Wohldenkenden zu verfehlen — und darum ist's für des Menschen Glük und Ruhe besser, sich biegsam unter der Last des Schiksals aufs nöthigste Bedürfniß einzuschränken, bis die Umstände sich ändern; selbst, wenn er Monnevils Aussichten hat; fehlt es aber daran, so macht Rechtschaffenheit jedem die genaueste Oeconomie zur Pflicht.

Als der Ritter 1188 am französischen Hof kam, geschahen ihm viele Versprechungen baldiger Beförderung. Sicher würde er auch sein Glük gemacht haben, hätte er schmeicheln können, oder

eil

ein Frauenzimmer heirathen wollen, deren Etablis-
sement auf die Verwaltung der Staats-Geschäfte
einwirkte. Allein Ritter Monneville verstand sich
so wenig auf die Verleugnung seiner Denkungsart,
daß man nicht den Muth hatte, ihn über das
Schikksal einer Dame entscheiden zu lassen. Es sah
daher mit seiner Fortune sehr kritisch aus, als ein
alter Minister darauf verfiel, des Ritters Fähig-
keiten zu nuzzen, und da ward er denn zum Versuch,
mit sehr geringen Gehalt, im Departement dieses
Ministers zu seinen Privat-Befehlen angesezt.

Mr. de la Trinonlaye machte es manchmal
dem armen Monneville sehr bunt, der bei aller
Schnelligkeit, mit der er arbeitete, nie genug, und
bei aller Vestigkeit des Stils nie so gut arbeiten
konte, daß er nicht seine Aufsäzze kreuz und quer
durchstrichen, und von des Ministers Hand densel-
ben Vortrag, nur mit andern Worten drüber oder
drunter geschrieben, zurük bekam.

Ein kleinerer Geist hätte sich das zu seinem
Besten all gefallen lassen. Der Ritter mußte noch
viel Erfahrungen machen, eh' es ihm möglich war,
sich unter das eiserne Joch zu biegen, worin die
Eigenschaften eines Privatmanns die Geschäfte sei-
nes Fürsten für junge Untergebne umwandeln kön-
nen. Monneville, der noch lange nicht hoffen
durfte, in eine andre Lage versezt zu werden, ver-
ließ ohne viel Bedenken seinen mühselig unange-

nehmen Posten, und machte 1190, im Gefolge des Königs, seines Herrn, und des Königs von England Richard Löwenherz, eine Reise nach dem gelobten Lande.

Hier that sich der Ritter bei mancher Gelegenheit hervor. König Philipp, dessen Aufmerksamkeit man mit andern Gegenständen zu beschäftigen suchte, bemerkte ihn nicht; aber König Richard, dessen harmonische Seele ihm Sinn für jedes Verdienst, für jeden edlen Gedanken gab, würdigte ihn seiner Gewogenheit, und mit Bewilligung des Landesherrn, der für sein Glük nicht sorgen wollte, gieng der Ritter in die Dienste eines Monarchen über, dem er seine Kräfte so gerne widmete, als wir diesem zum Theil unglüklichen, vortreflichen Fürsten, in jedem unsrer Leser einen Verehrer zu geben suchen.

Könige haben darin für Privatpersonen keinen Vorzug, daß man die Eigenschaften des Herzens leichter an ihnen als an diesen übersieht. Willig verzeiht ein beobachtender Leser der Geschichte einen Fehler in der Regierung, eine Unbedachtsamkeit, eine Leidenschaft, die dem Volk, oft ganzen Generationen nachtheilig ward: denn er fühlt, daß er selbst mit den beßten Vorsäzzen und Absichten in seinem kleinen angewiesnen Cirkel nicht einmal ein tadelfreier Regent ist, fühlt sich unfähig, ein tausendfaches Detail ohne Vorwurf zu verwalten —; aber mit welchem bittern Unwillen empört er sich wider di

die Bosheit des Herzens mächtiger glänzenden Monarchen! wie kocht es in ihm bei Grausamkeiten, die Stolz, Eigennuz und niedre Rache verübte. Ist Ludwig der 11te, die mediceische Catherine, Heinrich der 8te, die große Elisabeth von England, Philipp der 2te, und eine lange Liste mächtiger Fürsten, die wir nennen könten — durch irgend etwas mitten in ihrer thronenden Pracht der Nachwelt in einem so erhabenen Licht vorgestelt, als du, guter König Richard, uns in deinem Gefängniß erscheinst, von den Unterthanen mit Gefahr des Lebens und wenniger Hofnung, dich zu finden, aufgesucht, deren wahre Liebe sich deine Güte erwarb. Wie wird jenen dies empfinden lernen können, was du den Deinen warst, und was du seyn mußtest, damit dich nicht ein zu Empörung und Wechsel geneigtes Volk in fernen Thurm verschmachten ließ, so wohl: da der neue Harfen-Sänger — unvergeßliches Beispiel persönlicher Freundschaft gegen einen Fürsten — seinen Aufenthalt entdekt.

Herr von Monneville würde es im Dienst des Königs von England sehr weit gebracht haben, wäre nicht der Krieg ein Hinderniß für das Fortkommen des einzelnen, der auf dem geraden Wege seines Berufs hinwandelt. Zu früh für das Reich und für Monneville, starb Richard 1199.

Zwei Jahre zuvor hatte es dem Schikfal gefallen, die Frau von Monneville aus dieser Zeitlich-

keit abzufordern; der Ritter machte die Reise nach Frankreich, um sich im Besiz der mütterlichen Erbschaft zu sezzen, und seine Einrichtungen so zu treffen, daß er einst an dem Ort seiner Geburt von der Arbeit ausruhen und sein Leben enden könte.

Wie oft werden die Absichten der Menschen vereitelt! — Statt einer Erbschaft von 800000 Livres fand der Ritter nur 300000 vor; alles übrige nebst dem Schloß Monneville, war an fremde oder entfernte Verwandten vermacht, die sich in Hofnung auf ihre Dankbarkeit, nicht vergeblich bemüht hatten, in Abwesenheit ihres Sohnes Frau von Monneville die Zeit zu verkürzen.

Natürlich kränkte den Ritter die Ungerechtigkeit seiner Mutter, auch blieben ihm nach bezahlten Schulden kaum 150000 Livres übrig. Unterdessen machte aufrichtige Ehrfurcht für das Andenken der Frau von Monneville, daß er die Sache ruhen ließ und nicht durch einen Aufsehn machenden Proceß ihr unbilliges Testament zu vernichten suchte.

Herr von Monneville hatte in Paris noch zwo Mutter-Brüder, die auch reich, und beede Prälaten waren. Als sie unsern Ritter im Wohlstande mit einem ansehnlichen Amt bekleidet wiedersahn, begegneten sie ihm mit vorzüglicher Achtung, trösteten ihn über das ihm wiederfahrne Unrecht, und versicherten heilig, ihn durch ihre Erbschaften das Verlorne reichlich zu ersezzen.

Dem Ritter wurden in dieser Zeit verschiedentlich vaterländische Dienste angeboten; aber Liebe für König Richard, Wohlgefallen an englischer Freiheit, auch ein bischen Eigensinn, war Ursache, daß Herr von Monneville diese Anträge iedesmal ausschlug. Izt war er, wie wir schon gemeldet, auf der Rükreise nach Engelland begriffen, und besuchte bei der Gelegenheit, nicht allein den Herrn von Donvelifort, sondern alle Verwandte oder Bekante, die irgend in seinen Weg trafen. Hie und da, um sich mit ihnen zu freuen, andrer Orten zum Beweis, daß er vergeben und vergessen konte.

Unsern Lesern die Kritik des neuen Gegenstandes ein wenig zu erleichtern, wollen wir ihre Ideen nicht auf andre Dinge leiten, sondern gerade da unter eilftes Kapitel schließen, wo wir das Wesentlichste von Ritter Monneville vorgetragen haben.

Zwölftes Kapitel,

in welchem der Autor seinen Grillen aufs neue gar sehr nachhängt.

Die Unterredung, in der wir vorhin Frau von Laurémont mit ihren Gästen begriffen sahen, war für alle Theilnehmende angenehm, nur für die arme Beauchamp war dieser ganze Tag peinlicher, als irgend einer in ihrem Leben. Sie hatte in einigen Jahren, weder aus Verdruß, noch Schmerz, schlechterdings nur bei Mitempfindung fremder Leiden,

weinen können; diesmal drangen sich ihr, vom frühen Morgen an, Thränen in die Augen; mühsam verschlukte sie solche, und unmöglich war es ihr, die unwillkührliche Trauer, die sie durchdrang, gänzlich zu verbergen. Was hätte sie für eine halbe Stunde gegeben, in der sie frei weinen durfte — ist's nicht Grausamkeit, Jemanden eine so traurige Wohlthat zu versagen? gesezt auch, seine Thränen wären die ungerechtesten von der Welt.

Fräulein Beauchamp durfte nicht daran denken, die gewünschte Freiheit zu erhalten: denn die Tante legte schon die vorgewandten Kopfschmerzen sehr übel, und als eine böse Laune aus, entstanden, ihre Geburtstags-Freude zu verderben. Isabelle hatte daher nicht Muth, aufrichtig zu seyn, um so viel weniger, da sie sich keine Ursache ihrer tiefen Betrübniß anzugeben wußte, als daß die heutige Begebenheit ihr die Wohlthaten und die Härte der Gräfin mit mehr Lebhaftigkeit und gegenwärtiger anschauen machte, als Calender-Tage, die für sie durch nichts Merkwürdiges bezeichnet war.

Denen, die sich durch genaue Erinnerung verlebter Schikfale mit unter eine trübe Stunde machen, empfehlen wir gehorsamst, künftig weniger aufmerksam auf Zeit und Datum zu seyn, um eine Art des Andenkens aus ihrer Seele zu verwischen, die in den Fällen zur wahren Nahrung des Grams gereicht, wo man vergessen muß und soll.

Weil sich aber unter unsern Lesern auch irgend einer finden könte, der sich dem Glauben an Vorempfindung gar willig überläßt, können wir es nicht über uns erhalten, die gute Gelegenheit entwischen zu lassen, von einem Stük der Seelen-Lehre zu reden, was für ihn die beßte Parthie des ganzen Buchs seyn muß. Wir halten es nicht allein für unsre Pflicht, so viel möglich einem jeden etwas Angenehmes, sondern besonders über die Ahndungen etwas zu sagen, damit einige kleine Anspielungen auf diese Materie nicht gedeutet werden, wie Luther vom Pabst Leo die Glaubenslehren.

Die Verfasserin, die nach ihrer Meinung spricht, hat freilich wol einmal etwas davon gelesen, — „daß die Seele sichre Vorempfindung über Dinge „haben soll, die in das Schikksal des Menschen we„sentlichen Einfluß haben, und daß es Folge unsrer „geblendeten Vorstellung, Folge der Zerstreuung ist, „in der wir leben; daß dieser Wink der Seele zu „besserer Bestimmung, diese Warnung, Uebeln aus„zuweichen, die uns auf dem Wege treffen müssen, „den wir einschlagen sollen, oder einzuschlagen ge„neigt sind, bei uns kein Gehör findet." Doch gesteht sie, daß, so schön und reizend manchem diese Ideen vorkommen mögen, sie an denselben einen Mangel richtiger Wahrheit entdekt hat, der sie hindert, ihnen vollen Glauben beizumessen.

Wenn unsre Seelen sichre Vorempfindung künftiger Begebenheiten hätten, so besäßen wir insgesamt eine prophetische Gabe; ganz unleugbar aber ist diese den menschlichen Seelen nicht beigelegt. Dagegen haben wir die Kraft, zu bemerken, zu unterscheiden, zu schließen, zu urtheilen. Diese Eigenschaften müssen nothwendig, ohne alle übernatürliche Wirkung, so bald wir am Scheidewege stehen, Nachdenken über die Verfassung veranlassen, in der wir uns befinden, oder in die wir uns durch die Wahl sezzen, die wir treffen; unsre Vorstellungen von einer Sache müssen mit den Erwartungen übereinstimmen, die uns die Wahrscheinlichkeit vom guten oder schlimmen Ausgang derselben giebt. Die Vernunft, nicht eine geheime Ahndung, ist's, die uns winkt, ihr zu folgen, die uns warnt, Uebeln auszuweichen. Es würde dem Menschen gewiß sehr nachtheilig seyn, wenn er einsam leben wolte, um ungestört seinen Ahndungen nachzugehen: denn Einsamkeit und traurige Aussichten machen auch zuweilen den Vernünftigen geneigt, die Vorbedeutungen des subtilen Aberglaubens gütig aufzunehmen; indeß ist's richtig, daß Leidenschaft, oder geblendete Vorstellung und Zerstreuung, die zu Unbedachtsamkeit, oder rascher Entschließung verleiten kan, durchaus vermieden werden müsse, wenn wir im Fall sind, eines wichtigen Zwekks wegen unsrer vollen Besinnung zu bedürfen.

Wer Wetter-Beobachtungen aufstellt, kan leicht Calender machen, und wer eine Zeit den Gang der Begebenheiten bemerkt, kan ziemlich richtig voraussagen, was geschehen und nicht geschehen wird.

So ist es auch — unsrer unmaßgeblichen Meinung und der ihr beigefügten Erklärung nach — für denjenigen, der sich der Ahndungen befleißigt, eine Kleinigkeit, die Wahrheit seiner glüklich oder unglüklichen Vorstellungen durch die Folge zu bestätigen. Auf Gewissen wird er nicht leicht behaupten können, daß seine Ahndungen nicht in einiger Wahrscheinlichkeit gründeten; wichen sie aber in der That völlig davon ab, so ist's weit natürlicher zu glauben, daß ein überspanter Gedanke durch Zufälle realisirt ist, als anzunehmen, daß es iede Möglichkeit werden muß, mit der wir unsere Einbildungskraft beschäftigen.

Selten wird Jemand am Blik in die Zukunft kleben, der ein frohes Herz hat, sei, daß ihn ein langweiliges Leben, vermöge des dem Menschen eignen Streben nach Glükseligkeit zu diesem Zeitvertreib hinführt. Allein, wenn man auf die unglüklichen Folgen denkt, die diese Art der Unterhaltung hervorbringt — wäre auch die Wissenschaft, die sie giebt, untrüglich — ein Uebel, lange zu fühlen, ehe es uns betrift; ein Uebel in der Vorstellung, unendlich ärger, als ein wirkliches Uebel, an das immer Rath, Trost, oder Hülfe gränzt; wer sollte

denn nicht willig Mühe anwenden, einer Gewohnheit, oder einem Wohlgefallen zu entsagen, was alle Freude des Lebens untergräbt.

Von unserm gütigen weisen Schöpfer erhielten wir die Kräfte, uns durch uns selbst Ruhe, Freiheit, Freude zu verschaffen; wir vergraben dies Pfund, indem wir die uns ebenfals aus Weisheit und Güte verborgene Zukunft zu ergründen suchen, oder ihrentwillen im ahndenden Traum hinschleichen: nuzzen es aber mit Wucher, indem wir uns pflichtmäßig beschäftigen, und das Gegenwärtige sorgenfrei, dankvoll, zufrieden, im vesten Vertrauen auf eine alliebende Vorsicht, auch denn mit frohem Muth genießen, wenn wir nach unsrer Meinung unglüklich sind.

Wir sind so lebhaft davon überzeugt, daß der Mensch, um in der Welt schon immer recht vergnügt und glüklich zu seyn, nur die Forderungen Gottes und seiner ihm verliehenen Vernunft erfüllen darf, daß wir an dieser Stelle den Faden der Ahndungen mit gutem Gewissen zerreißen.

Die traurige Empfindung der Fräulein Beauchamp am Geburts age ihrer Tante, halten wir also für keine unglükliche Ahndung, sondern finden es natürlich, daß sie mit iedem vesten Gedanken an die Gräfin den Gedanken an eine gezwungene Heirath verband, und bei der heimlichen Furcht, die sie immer für die Erfüllung von Marnons Prophezeiung hegte,

hegte, war die Erscheinung des unbekanten Ritters nicht gemacht, ihre Thränen zu troknen.

Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß wir ohne Beschreibung der Ceremonien, Ehrenbogen, Illuminationen und andern Festlichkeiten, noch immer beim Geburtstage der Gräfin sind? Meine Leser könten schon sehr schläfrig sein, und doch aus Höflichkeit nicht zu Bette gehen wollen, so lange die Gesellschaft beisammen ist; wir wollen Sie daher in aller Kürze zu einer angenehmen Ruhe verhelfen, indem wir dies Kapitel mit der Versicherung beschließen, daß sich die Feier dieses merkwürdigen Tages, wie ieder andre, dadurch endete, daß die Theilnehmenden Alles eitel fanden, ausgenommen den Feder-Pfühl, der bereit war, ihre müden Glieder zu empfangen.

Nur die Cousine, die in dem Schloß der Gräfin das Nacht-Quartier einnahm, hatte mit ihrem Bett noch einen heftigen Injurien Prozeß, ehe sie sich bequemen konte, dasselbe mit ihrer werthen Person auszufüllen.

Eilftes Kapitel,

in welchem Jeder auf seine Weise handelt.

Als am nächsten Morgen der Ritter Monneville mit seinem Vetter Dondelifort im Garten spazierte, war es unserm Weltmann leicht, das Gespräch zu lenken, worauf er wolte, und von Fräulein Beauchamp,

champ, die ihm am Herzen lag, zu erfahren, was ihm beliebte, ohne daß der Alte in seinen Fragen etwas anders argwohnte, als sein Steckken-Pferd die Neugierde.

Herr von Dondelifort — dessen Gewohnheit das sonst eben nicht war, wenn er von Abwesenden redete — sagte von Isabelle zum Erstaunen des Ritters, der ihn sehr wohl kannte, nichts als Gutes. Wie nun Monneville an den ihm wichtigsten Punkt kam, und fragte: „Ob denn ein so angenehmes „Mädchen keine Herzens-Angelegenheit habe?" verneinte dies der Capitain mit den feierlichsten Protestationen, vermuthlich, um sich durch eine garstige Schattirung im Gemälde kein Dementi zu geben.

Das brachte die Wünsche und Hofnungen des Ritters ihrem Ziel ein gut Theil näher; höchst vergnügt gieng er mit dem hinkenden Vetter auf's Schloß, wo die Cousine, von Lauremont und Ormeau, die ihn zu Mittag erwarteten, seit geendigter Toilette mit seinem Lobe die Zeit verkürzten.

Fräulein Beauchamp hatte am Abend nach Herzenslust ausgeweint; und weil diese Art, der äußersten Beklemmung abzuhelfen, wenn sie selten ist, wirklich den höchsten Grad bittrer schmerzvoller Empfindung abstumpft, war sie etwas heitrer. Sie gestand sich, der Ritter mögte wol ein recht guter Mann sein, nur nach ihren Sinn fand sie ihn nicht. Die ernste Miene hatte ihr auf dem ersten Blik mis-

fallen,

fallen, alle seine Freundlichkeit vermogte nicht, den widrigen Eindruk zu mildern, der sich auch bey der ersten Verbeugung in ihr Herzchen geschlichen hatte. Sein Verstand und seine Kenntnisse schienen ihr so stark, so eindringend, daß alle seine Bescheidenheit im Vortrage, nebst der Höflichkeit, mit der er Jeden reden ließ, oder fremde Meinungen hörte; die feine mäßige Art, mit der er widersprach, ihr doch den Muth nicht geben konten, ihre Gedanken frei, wie sonst, zu sagen.

Am folgenden Tage reiste der Ritter; aber ehe er von seinem Vetter Abschied nahm, gab er demselben ein Briefchen an Fräulein Beauchamp, mit Bitte, ihr solches einzuhändigen, „doch," sezte er hinzu, „daß ia die Gräfin nichts von diesem Auftrage erfährt, denn ich will des Fräuleins Hand „aus eignem freien Triebe, oder gar nicht."

Herr von Dondelifort erhob diese edle Absicht bis in den Himmel, und gab die beßten Versicherungen der Treue und Folgsamkeit, die ein Geschäftsverwalter durch Erzählung, wie Er's in ähnlichem Fall gehalten, zur Beruhigung des, dem an der Sache gelegen, geben kan. Man nahm Abrede, den Ritter binnen drei Tagen von der Entschließung des Fräuleins zu benachrichtigen. Während der Zeit wolte sich Monneville bei einer Tante aufhalten.

Les Gens d'esprit — sagte eine sehr vernünftige Dame meiner Bekantschaft — son quelque

fois

fois bien bères; sind gleich nicht alle Verständige dieser Meinung, so widerspricht doch Monnevils Ueberlegung bei seiner Heirathssache dem Einfal nicht. Auch erlebten wir mehr Fälle, die uns auf die Vermuthung bringen, daß Interesse Gewalt genug hat, den stärksten Verstand mit Irthum zu blenden, und Leidenschaften, die in Empfindung übergehn, des Nachdenkens gänzlich berauben. Wir haben daher, was unsern geringen Verstand betrift, das Urtheil über die Gens d'elprits zum belehrenden Sprichwort angenommen, und welche Ursachen der Kritiker dazu an uns voraussezzen mag, wird er nicht anders können, als bescheiden genug finden, daß uns dieser Gedanke zuweilen ins Gedächtniß kömt.

Hätte Herr von Monneville noch drei Tage auf Laumiere zugebracht, so würde es ihm nicht an Gelegenheit gefehlt haben, die Gesinnungen der Fräulein Beauchamp für ihn durch sich selbst zu erfahren; Niemand hätte ihm alsdenn den klugen Plan vereiteln können, eine Verbindung aufzugeben, bei der er von der Zuneigung seiner Gattin nicht versichert sein durfte. Der Ritter wandelte also in eine dieser Verstand's-Finsternisse, als er den Kapitain Dondelfort zu seinem Sachwalter machte. Wir würden glauben, er hätte sich hier von der tadelnswürdigen Furchtsamkeit übereilen lassen, die auch Mannspersonen manchmal bewegt, ihren Freunden die Rolle des Katers zu geben, der die

Ka-

Kastanien aus dem Feuer ziehen muß; aber es lag nicht in Monnevils Charakter, Jemand hinzustellen, der die Kugeln für ihn aufnahm; auch finden wir ihn immer zu entschlossen, um in irgend einem Fall die Vermuthung zu hegen, daß er sich je von Furcht bestimmen ließ.

Der liebe getreue Freund und Vetter Dondifort hatte kaum seine Mittagsmahlzeit verschlukt, als er dem gewöhnlichen Schlaf entsagte, um sich ein wenig in Seel- und leiblichen Pontificat zu sezen, damit der Auftrag, den er beschlossen hatte, der Frau Gräfin mitzutheilen, desto besser zu voller Zufriedenheit seines Vetters ausfallen mögte. Man muß — sagte er, indem er mühsam den rechten Strumpf in die Höhe zog — seinen Freunden ehrlich dienen, also auch mit Verlust seiner Nachmittags-Ruhe ..... Oha! indem er pausirend die Hände in die Seite stemte ..... mir soll doch verlangen, was sie sagen wird, die Gräfin!

Das soll mir auch verlangen, erwiederte Donelifort's alter, schon von allem unterrichteter Muvon.

Ich denke, Muvon! ich denke, daß soll uns noch manchen fetten Braten einbringen, Dir und mir; gehn muß.

Ja freilich, gehn muß es!

Denn siehst Du, Muvon! wenn's nicht gienge, so wär es schlim.

Ja, so wär's schlim.

Denn

Denn so, Muvon! käm' ich aus den Kredit, als wenn ich so mit Heiraths-Sachen zu thun hätte. Parbleu, sie traut ihr nicht, und könte mir wol das Haus verbieten, glauben Sie so was?

Und denn Adieu ihren Braten ..... Also muß es gehn.

Ja, das muß es — so wahr ich Dondelifort heiße, ich will's wol anfangen.

Die Besorgniß für die Einleitung war höchst unnöthig: denn als der Kapitain auf's Schloß kam, fand er Fräulein Beauchamp und Frau von Ormeau im Garten, und die Gräfin allein, die durch eine schnelle Frage nach den Ritter das drükkende Geheimniß ganz natürlich von Dondeliforts Zunge, und den Brief an Isabelle aus seiner Tasche in die Hände ihrer Tante schob.

So freut sich das jüngste Mädchen nicht, wie Frau von Lauremont, als sie in den Worten des Ritters an Isabelle ihren sehnlichsten Wunsch realisirt sah. Freude glänzte in ihren Augen, und bewies sich in allen ihren Handlungen; auch unterließ sie nicht, die Fügungen des Himmels zu preisen, welches wir denn in ähnlichen Fällen nicht gut heißen können, weil nach unserm Dünken der liebe Gott mit dem Disporismus und den Unbesonnenheiten der Menschen nichts zu thun hat.

Wenn unsre Ideen einen frohen Schwung genommen haben, sind wir geneigt, von eins ins an-

dre zu reden; die Gräfin kam von ihrer dankbaren Ergießung auf das Lob ihrer eignen Klugheit, die sie immer hatte schließen lassen, Fräulein Beauchamp würde einmal eine gute Heirath treffen: denn ein junger Mann, der ein hübsches Mädchen in Entfernung der Welt anträfe, entschlöße sich ehender da, als mitten im Geräusch, an einer unauflöslichen Verbindung zu denken.

Unter allen lebenden Wesen ist wol keins empfänglicher für's Sonderbare, als ein Mädchenkopf; daher bemerken wir, daß, wenn gleich ein angenehmer Gegenstand da, wo er einzeln gesehn wird, mehr fähig ist, starken bleibenden Eindruk zu machen, als da, wo Mannigfaltigkeit des Reizes die Bestimmung des Geschmaks schwankend erhält, und oft ganz hindert; so sind doch meistentheils die Herzen der Städter auf ein oder andre Weise so vest geketet, daß sich ein schönes einsames Landmädchen auf die dauernde Eroberung eines glüklich zu ihr hinverirten Zug Vogels keine Rechnung machen darf.

Viel sicherer kan es geschehen, daß die flüchtige Erscheinung eines jungen Mannes, — den Neuheit einem einsamen Mädchen leicht angenehmer vorstellen wird, als er in der That ist — sie um ihre Ruhe und den Genuß des häuslichen Glüks bringt, was ihr in so ferne vom Himmel beschieden ist, als Erziehung, Denkungsart, freier Wille, und Handlung uns immer zu einem Zwek führen müssen. Sie

haben also, liebenswürdige Landschönen! weit mehr Ursache, die Gedanken von der Möglichkeit eines Glüks, was Ihnen der Zufal bringen könte, zu entfernen, als zu nähren, zu glauben, daß ein kleiner Umstand in der Situation oder Gesinnung ihrer Gäste hinreichend ist, damit sie ihnen die verbindlichsten Dinge von der Welt — aufs wenigste — nur einen Spaaß sagen, und ihre Besuche aus keiner andern Ursache erneuern, als zum Zeitvertreib.

Endlich sagte Frau von Lauremont dem alten Capitain seine ganze Lektion für Fräul. Beauchamp. Isabelle sah die ungewöhnliche Heiterkeit der Physiognomien, wagte nicht zu errathen, fürchtete Alles, und stand versteinert im Fenster. Die Gräfin fand vielleicht in dieser Pantomime etwas, das ihr kein inres Vergnügen gab; sie endigte den Auftrit sehr bald, indem sie dem Fräulein befahl, Herr von Dondelifort im Garten zu begleiten.

Aber ie näher der Capitain dem Ziel kam, ie höher stieg seine Verlegenheit. Sein Gewissen — so abgehärtet es sein mögte — fühlte die Verrätherei des unbefangnen Zutrauens, und das freiwillige Unrecht, was er Isabellen that, preßte ihm bei ihren Blikken eine Hizze aus, die mit der kühlen Luft des Tages gewaltig contrastirte.

Es ist etwas in der Natur, das uns, in Gegenwart gewisser Leute, den Augenblik die nöthige Fassung giebt; ist's richtiges Gefühl von Wehrt und Un-

Unwehrt? oder ist's gerechter Stolz und ein bischen Verachtung? genug, Fräulein Beauchamp war dieses Etwas willen, kaum mit Dondelisort unter Gottes freien Himmel, so hatte sie eben so viele Contenance, wie ihm mangelte.

Ist Ihnen nicht wohl, mein Herr Ritter? fieng sie an, Sie sind ia unbeschreiblich ängstlich.

Nicht wohl? nein, ich bin ganz wohl, gnädiges Fräulein! Das ist schöner Salat.

Die Späterbsen dort stehen noch besser; sehn Sie diesen Kohl hier, haben Sie ihn auch schon so groß?

Hm! Hm! o ia, so groß, Hm! und noch gröser, und die Johansbeeren.

Die Johansbeeren? sind alle, denke ich; doch, an der Hekke hängt's noch ziemlich voll.

Ein bewundernswürdiges Schiksal .... gnädiges Fräulein! .....

Bewundernswürdig eben nicht: denn die Menge macht, daß wir sie alle Jahr noch sehr spät haben.

Aber was meinen Sie, gnädiges Fräulein? .... Hm! .... Hm! ....

Was soll ich denn meinen?

Daß ..... daß .....

Was haben Sie denn, Herr Ritter!

Nichts, Fräulein! das sind köstliche treffliche Birnen.

Nichts, und doch — Gott verzeih mir's! —

so ganz die Miene des schuldigen Missethäters. Sie haben mir etwas zu sagen, warum, wenn Sie ein gutes Gewissen haben und es Wahrheit ist, dürfen Sie nicht damit heraus?

Ich habe Ihnen nichts zu sagen, Fräulein!

Nichts, als einen Auftrag von Ritter Monneville, und den beantworten Sie mit der Versicherung, daß ich ihm nie etwas geben kan oder werde, als meine Hochachtung.

Der Alte, dem's nicht mehr drükte, hatte sich erholt — nun ia, Fräulein! erwiederte er trozzig, ich habe einen Auftrag, einen Heirathsantrag von meinem Vetter an Sie, und von der gnädigen Frau Gräfin, daß Sie ihr Unglük nicht übersehn sollen, wenn Sie ihn abweisen.

Erbaulich, Herr Ritter! wirklich? das hätte Ihnen die Tante befohlen, mir zu sagen?

Hat Sie! fragen Sie nur nach der Wahrheit, Sie wird Ihnen selbst sagen, was ihre Meinung ist und daß Sie nicht ins Kloster sollen, aber da drobet im Thurm, ins Penitenz-Kloster.

Schon gut, Herr Ritter! ich zweifle nicht an dem, was unerbittliche Strenge vermag —

Sehn Sie diesen Brief, Fräulein! ein charmanter Brief an Sie.

An mich? erbrochen? recht hübsch, gewiß ein charakteristischer Zug der Neugierde. Aergers kann mir freilich nicht leicht etwas widerfahren, als i

so guter Hand sein. Isabelle übersah den Brief — Sie verdienen, fuhr sie gegen Dondelifort fort, den ganzen Unwillen eines guten Mädchens und eines braven Mannes. Wie können Sie Ihres Vetters Güte so misbrauchen? wie dürfen Sie seinen Absichten so entgegen handeln? Auf Ihre oder der Tante Bedingungen will mich der Ritter so wenig heirathen, wie ich ihn. Sehn Sie auch hier den charmanten Brief und die charmanten Worte: ‚Dennoch, liebenswürdiges Fräulein! entsage ich, ‚Ihrer Glükseligkeit willen, meinen Wünschen gerne, ‚wenn ich nicht auf wahre Neigung, auf ihre völlig ‚freie Einwilligung hoffen darf.“

Fräulein! was ich thue, geschieht Parbleu zu Ihrem Besten; bedenken Sie wohl!

Was giebt's denn hier? rief die Gräfin — der die Unterredung zu lange dauerte — ironisch, indem sie in die Garten-Laube trat.

Sie sind ja schon — erwiederte Fräulein Beauchamp — gnädige Tante! von den Gedanken des Herrn von Monneville völlig unterrichtet; unmöglich werden Sie einem rechtschafnen Mann wider seinen Wunsch eine Frau aufdringen wollen, die ihn weder lieben kan noch wird, und mich mit aller erdenklichen Härte behandeln, wenn ich ihn ausschlage.

Fräulein Beauchamp, die damals Muth und Willen hatte, die schlimste Begegnung zu dulden, war nicht auf die Bitten und Thränen ihrer Wohl-

thäterin vorbereitet. Der ungewöhnlich sanfte Ton, — grausamer, wie der enge Thurm, von dem der Gedanke entfernt ward — erschütterte, durchdrang sie, und man gewan Isabelle das Versprechen ab, dem Ritter Monneville zu schreiben, sie erfülte dies Versprechen durch folgende Reihen:

Ein Brief, den ich durch den Herrn von Dondelifort und meine Gräfin Tante erhalten habe, sagt mir die gütigen Absichten, die Sie gegen mich hegen; ich darf Ihnen nicht versichern, daß die Art, wie Sie denken und handeln, Ihnen meine Dankbarkeit und Hochachtung erwirbt: denn Sie können überzeugt sein, daß allein der hohe Begrif, den ich mir von Ihrem Charakter mache, Herr Ritter! fähig ist, mich dahin zu bringen, Ihrer Entscheidung, in einer ganz eignen Verfassung, die Bestimmung meines Schikksals anzuvertrauen.

Wie dies auch werden kan, glauben Sie, daß ich mich bemühen werde, zum Glük eines Mannes beizutragen, den für besonders großmüthig und edel anseht

Isabelle Beauchamp

Die Gräfin fand diesen Brief, den ihr Isabelle zur Absendung einhändigen mußte, eben nicht nach ihren Sinn; indeß komt in Schriften viel auf die Auslegung an; sie ließ daher Isabelle nichts von

ihre

ihren Gedanken merken, und machte wahrscheinlich durch ein eigenhändiges Schreiben dieienige Erklärung von den Worten ihrer Nichte, die Herr von Monneville und ihr selbst am angenehmsten sein konte.

Der Ritter, der im dreizigsten Jahr zum erstenmal verliebt ward, um es für den Rest seines Lebens zu bleiben, täuschte sich beim Empfang der Briefe vollkommen über den wahren Zusammenhang von Isabellens Hieroglyphen.

Wir bitten unsre Leser, des Ritters Klugheit, und dem scharfen Verstand, der Alles mit einem Blik übersah, der Abweichung willen keinen Nasenstüber zu geben, sondern zu seiner Zeit dem Herrn von Monneville ein geneigtes Andenken zu gönnen.

Vierzehntes und leztes Kapitel.

Im Jubel seiner Seele beschloß der Ritter, am folgenden Abend auf Laumiere zu sein. Während er der Gräfin Haushofmeister mit dieser Nachricht zurük sandte, gab er einem iungen Engelländer, der seinetwillen bei der Tante eingekehrt war, die er besuchte, den Brief der Fräulein Beauchamp. Lesen Sie, sagte Monneville — ich bin der glüklichste Mensch auf Erden; morgen reise ich ab, mich mit dem liebenswürdigsten Mädchen, was unter der Sonne lebt, zu verloben.

Sir William Durcy las, sah Monneville fest

an. Sie wollen sich wirklich morgen mit diesem Mädchen verloben? fragt Er.

Ob ich will? iawol will ich. Hat sie nicht Verstand, wie ein Engel?

Verstand genug, und sehr viel Hochachtung für Sie.

Ihr Engelländer habt zuweilen eine recht ärgerliche Kälte.

Sir William, der mit Monneville nicht vertraut war, das Verhältniß des Fräuleins nicht kante, ungewiß, ob nicht seine Aufrichtigkeit vielleicht Allen einen schlimmen Dienst erzeigen könte, schwieg, und fieng gleich darauf von unerheblichen Dingen zu plaudern an.

Monneville, der nichts dachte, als Fräulein Beauchamp, kam immer wieder auf sie, und erpreßte endlich einen Glükwunsch von Sir William, dem er doch die Bemerkung beifügte, daß man sich nicht über Kopf in den Ehstand stürzen müßte.

Nun, sagte unser Ritter lächelnd, wenn wir wieder in London sind, und Sie die Bitte erfüllen wollen, einer meiner Hausfreunde zu werden; so kan ich Sie leicht überzeugen, lieber Darcy! daß man für Isabelle Beauchamp schon eine Ausnahme machen darf.

Ich werde, erwiederte Sir William, noch wol in Frankreich Gelegenheit finden, dem Fräulein aufzuwarten.

War-

Warum sagen Sie nicht, meine Braut, sie wird Ihnen sicher gefallen.

Daran zweifle ich gar nicht; ich habe Sie ja sonst nie verliebt gesehn, und izt so sehr .....

Aehnliche Unterredungen, die immer Veranlassungen blieben, gab es, bis sich die Ritter trenten.

Fräulein Beauchamp hatte eben nicht am ruhigsten geschlafen, als sie am nächsten Morgen eine Antwort des Ritters und die Nachricht erhielt, daß sie ihm am Abend verlobt sein solte.

Ob sie wachte? ob sie träumte? wußte sie wenig; den ganzen Tag war sie in einem Stand der Betäubung.

Die Tante ließ Isabelle gehen, schikte aber einen alten Hausdrachen mit dem Bedeuten ab, „daß „sie Befehl gegeben habe, sie im Thurm zu sperren, „so bald es ihr einfallen solte, auch nur mit schlechter Manier zu gehorchen."

Fräulein Beauchamp schwieg; dunkel schwebte ihr im Sinn, man müßte Alles angewandt haben, den Ritter zu täuschen. Wie sie, ohne besonders Glük, dem drohenden Ungewitter entkommen würde, welchen Nuzzen Bonfort davon erhalten könte, wenn sie sich durchaus weigerte, den Ritter zu heirathen, ob es ihr bei dieser Heirath übler ergehen würde, als in dem Hause, in dem man sie quälen wolte, aus dem man sie verstieß — diese und ähnliche Gedanken fuhren, wie Blizstrale, in Finsterniß durch Isabellens Seele. Ende.

Endlich ward sie in die zum Empfange des Ritters versammelte Gesellschaft gerufen, die aus den nemlichen Personen bestand, welche den Geburtstag der Gräfin zierten.

Fräulein Beauchamp war nicht mit Unterhaltung, sondern mit Bewirthung der Gäste beschäftigt, die eine Collation einnahmen; da erschien unerwartet der verreiste — — Bonfort. — Jesu Marie! schrie Isabelle, indem sie ein kostbares Geschir in Stükken fallen ließ.

Bonfort, durch die Stärke des Ausdruks und die Situation aufgemuntert, in der er seine Glüks-Umstände gesezt hatte, gieng zu Isabelle, küßte ihr vertraulich die Hand; giebt Ihnen, sagt er, das Wiedersehn eine unverhofte Freude? aber, sezte er mit Besorgniß hinzu, was bedeutet die trübe, ungewöhnliche Bläße?

Fräulein Beauchamp sah ihren Bonfort bekümmert an, der sich, so bange ihm auch bei Isabellens Miene geworden war, darauf besan, der Gräfin und ihrer Gesellschaft ein Wort zu sagen. Die betrofne Gräfin war so völlig aus der Fassung, daß sie Bonfort mit der äußersten Freundlichkeit begegnete, und ihn mit einer Gutherzigkeit, ohne Exempel zum Sizzen und Bleiben, nöthigte. Isabelle hörte das kaum, als sie verschwand; und da sie Alles für ihre und Bonforts Empfindung fürchtete, ohne etwas zu hoffen, schrieb sie eilig diese Worte:

„Ich

„Ich bin das traurige Opfer der grausamsten „Intrigue; die Tante verlobt mich diesen Abend „an Ritter Monneville, der mir eben so herzlich „zuwider ist, als ich den ewig-theuren Bonfort „liebe."

Fräulein Beauchamp kam geschwind zurük; die Gräfin, die so sehr, wie irgend Jemand, einer Erholung bedurfte, gieng aus dem Zimmer, und verschafte ihr dadurch einen Augenblik, in dem sie Bonfort sprechen konte.

Bleiben Sie, sagte Isabelle, für keinen Preis; gehn Sie, so schnel Sie können; dies, indem sie ihm ihren Zittel gab, wird Ihnen mehr sagen, beßter Bonfort!

Unaussprechliche Angst mahlte sich im Gesicht des Mädchens. Bonfort begrif am Ganzen eigentlich nichts; es war keine Zeit, zur Erklärung, also folgte er dem Willen seiner Geliebten, und gieng, als die Gräfin wieder kam, ohne zu sagen, woher er ohne Herr von Caumont, und warum er gekommen sei.

Herr Bonfort war nicht lange weg, als Ritter Monneville erschien, der nach den gewöhnlichen Bewilkommungs-Complimenten unverzüglich mit Fräulein Beauchamp verlobt ward. Man konte mit Wahrheit sagen, daß sie ihre Einwilligung zu dieser Verbindung nicht gegeben hatte: denn es war ihr unmöglich, ein Wort hervor zu bringen. Ver-

beugungen, zu denen ihre Glieder den Dienst versagten, waren Alles beinah, wodurch sie zu erkennen gab, daß sie lebte.

Wenn doch der Mann die mindeste Empfindung gehabt hätte! wird ein Theil meiner Leser ausrufen — fals er nicht die Gedult verlor, den Faden unsers Romans bis zur Verlobung der Fräulein Beauchamp zu verfolgen — wenn doch der Mann die mindeste Empfindung gehabt hätte, müßte er die stillen Leiden des Engels bemerkt haben.

Aber, um des Himmels willen! — sagte Monneville verschiedene Jahre nachher zu seiner geliebten Isabelle, als sie ihm einen Abend am Caminfeuer dasienige von ihrer Heiraths-Geschichte innig bewegt erzählte, was ihm davon unbekant geblieben war — warum warst Du nicht aufrichtig? wie verfielst Du denn gar nicht darauf, daß Bonfort, von dem Du keine Silbe wußtest, als vom Himmel zu deiner Rettung gesandt, gerade an dem Tage in der Stunde kommen und von der Tante gebeten werden mußte, damit Du sagen konntest: „das, Ritter Monneville, ist der Mann, den ich liebe;" ich versichre dir heilig, die Tante — die alte Hexe die! — wäre nicht vom Fiek gekommen, bis sie dir Bonfort gegeben hätte. Mir war's Schuldigkeit geworden, dich wider die zu schüzzen, in deren Hände ich dich fand.

Kan man, antwortete Isabelle, so viel Güte und Groß-

Großmuth in Jemand voraussezzen? mußte ich nicht damals fürchten, dich durch eine solche Aufrichtigkeit unwiderbringlich zu beleidigen? unmöglich durfte ich vermuthen, daß ein Mann, der mich liebte, einem andern liebenswürdigen Mann das eigne Interesse aufopfern, und noch dazu gutwillig den Sturm ertragen würde, den die Tante auszuschütten pflegte, wenn man sich ihren Befehlen widersezte.

Nun, Weibchen! fuhr Sir Monneville fort, Du hast zu viel gefürchtet, und hast mich nicht gekant. Es ist mir leid, daß ich deinem Bonfort in die Quere gekommen bin; aber vergieb das, wie Du bisher gethan hast. Auch habe Dank, daß Du's dem Unschuldigen nie hast durch bittre Kälte bemerken, nie durch eigenthümliche weibliche Unarten entgelten lassen. Nun gieng's noch gut; aber was hätte der Schurke, der Dondelifort, uns bereiten können.

Monneville sprach nachdem nie anders, als mit herber Empfindlichkeit, von allen Tanten und Vettern, die Heirathstractaten zur Reife bringen.

Wir können nicht auf unser Gewissen versichern, daß wir mit Isabellens Betragen vollkommen zufrieden sind; ungleich angenehmer wäre es uns gewesen, wenn sie bedacht hätte, daß für ein tugendhaftes Mädchen schlechterdings kein dauerndes Unglük statt findet, als dasienige, was der Ehestand bei einer Wahl hervorbringen kan, die ihrer Neigung

gung bis zu wahrem Widerwillen entgegen ist, — wie hier der Fall war — oder die durch andre Umstände eine schlimme Folgezeit voraussehn läßt.

Es ist am sichersten, das bekante Uebel dem unbekanten vorzuziehn. Fräulein Beauchamp hat nachher oft nicht fassen können, wie sie in dem wichtigsten Period ihres Lebens so ganz von Nachdenken fern gewesen, muthlos von der Angst des gegenwärtigen Augenbliks geleitet worden ist.

Wir hoffen, uns deutlich genug erklärt zu haben, damit vernünftige Eltern oder Verwandte — die den billigen Wunsch hegen, bei einer einleuchtenden Blendung ihrer Lieblinge die verneinende Stimme zu behalten — uns nicht die Absicht zutrauen Eingrif in ein Recht zu wagen, was ihnen Natur Vernunft und Erfahrung zusteht; sie werden gütig bemerken, daß wir uns in allem Fall nur mit Mißbrauch und Vorurtheil eine kleine Lust zu machen suchen. Darum finden auch Sie, meine jungen Freunde und Freundinnen! ehe wir unsern ersten Theil beschließen, die Versicherung mit klaren Worten, „daß nicht Liebe allein, sondern persönliche „Werth, das dauernde Glük der Ehe ausmacht, und nun waschen wir unsre Hände in Unschuld wenn zwischen der Gräfin von Lauremont, Bonfort und andern, unrichtige Vergleichungen angestellt werden solten.

Als Herr Bonfort, auf dem Wege nach dem

Dorf

Dorfschenke, den Zettel seiner Isabelle gelesen hatte, und nun Gedankenvoll fortgieng, ward er den Ritter gewahr, der ihm begegnete. Die schnelle Vorstellung, er würde der erwählte Bräutigam sein, wirkte in Bonfort, was sie vielleicht in vielen andren nicht würde gewirkt haben, eine ruhige Vorurtheil-freie Betrachtung seiner Person. Da sah er denn, nach seiner Meinung, dem Ritter viel Edles im Anstand, und solche Güte in dem Gruß an, den er zuerst bot, daß Bonfort ihn ohne Bedenken angeredt hätte, wäre er nicht mit einer Eilfertigkeit ohne gleichen vorbeigehuscht.

Unbeweglich blieb Bonfort einige Augenblikke stehen, indem er Monneville nachsah, so lange er konnte; so alles aufgeben, dachte er? und kämpfte mit Liebe und Stolz; indem begegnete ihm ein junger Mensch von gutem Ansehn.

Ei, sagt mir doch, redete er ihn an, kent ihr den Herrn, der dort aufs Schloß zugeht? wer ist er?

Ritter Monneville, Herr! ist's; ich kenne ihn ganz wohl: denn ich diene ihm schon zehn Jahre.

Zehn Jahre?

Befremdet das den Herrn? ia, wenn der Herr meinen Ritter kente, würde er sich drob nicht wundern: denn, hör' der Herr, so einer ist in ganz Frankreich und Engelland nicht mehr.

Wirklich?

Glaub's der Herr nur, so brav, so gut, das

Leben

Leben ließ ich für ihn; auch hat er Geld, und wenn's Fräulein, die, wie ich da d'runter vernommen, sein Frau werden sol, nicht ein Engel ist, so ist's 'n nicht wehrt.

Dank Euch, Freund! sagte Bonfort, verlie den Bedienten, und gieng mit all dem schönen Stof den er sich zu Ueberlegungen gesammelt hatte, in di ihm vom Gastwirth beschiedne Einsamkeit; da Uebermaaß seiner Empfindungen heftete ihn auf de Flek, wo er angelehnt und versunken stand; es kan ihm nicht einmal im Sinn, mit dem schnelfüßige Braunen seinen Freund Caumont entgegen zu eilen oder dem Schikfal zu wehren: denn der überwie gende Werth des Ritters, und Fräulein Beauchamp ihre ängstliche, ihm Einwilligung scheinende Weg weisung, war das einzige, was ihm klar vor de Seele lag.

So überließ sich Bonfort die Nacht hindurch unwillig dem Schmerz, Isabelle zu verlieren; am folgenden Morgen ließ er Jacques holen, gab ihr einen Zettel an Fräulein Beauchamp, und nach e ner kurzen Unterredung, wahres Zeugniß des G fühls! schwang sich Bonfort aufs Pferd, welche so sehr eilte, ihn wieder zu Herr von Caumont z bringen, als es geeilt hatte, die treuen Reise-G fährten zu trennen.

Was sich die beeden Freunde können gesagt h ben, wäre hier überflüßig anzuführen; genug ist's

da

aß unser Bonfort erfuhr, wie süß es ist, in Schmerz
en Trost der Freundschaft hinzunehmen, daß ihn
ies Glük stärkte, seinen Verlust zu tragen.

Beschäftigung, Abwechselung, fremde Gegen-
ände, und hauptsächlich der gute Wille, ein unver-
eidliches Uebel nicht durch Eigensin oder Thorheit
u vermehren, halfen Bonfort bald dahin, nicht
it Gleichgültigkeit, aber doch ruhig an Fräulein
Beauchamp zu denken.

Als nach der Verlobung und der Abendmahl-
eit ein Jeder im Schloß zur Ruhe, und Isabelle ins
Schlafgemach gieng, sank sie in den nemlichen Lehn-
uhl, dessen Geschichte wir schon, zu Anfang ihrer
Bekantschaft mit Herr Bonfort, erzählt haben. Un-
eweglich und ohne zu denken, saß sie da, bis Jac-
ues am andern Morgen ihr Bonforts Briefchen
berreichte.

Herr Bonfort an Fräulein Beauchamp.

Ein unerwarteter Glüksfall, der mich bei mei-
er Reise nach Spanien traf, sezte mich im Stan-
e, wenn nicht Edelmann zu sein, doch als Edel-
mann zu leben, und am Tage, der uns auf immer
rente, hofte ich, die Einwilligung der Tante zu er-
alten, um auf immer Sie mein zu nennen, theure
Isabelle! — Warum redeten Sie gestern nicht deut-
icher? nichts hätte mich bewegen können, Sie zu

verlassen — und die Tante hätte vielleicht dur
meine Gegenwart ihren Endzwek ganz verfehlt -
aber ich begrif nicht, warum Sie mir zu gehen
boten, wenn's nicht einer Gefahr willen war, f
die die Klugheit kein anders Mittel eingab.

Noch gieng ich und sann, und dachte, wieder
Ihnen zu kommen, mit Ihrem Ritter zu sprechen -
Ihrem, Isabelle! das ist abscheulich! — aber es
gegnete mir einer seiner Diener, und wenn nur
Hälfte von dem wahr ist, was er sagte; so ist Mo
neville Ihrer vorzüglich wehrt. Gönnen Sie a
dem bedauernswürdigen Bonfort Ihr Andenke
und für seine Liebe Ihre Freundschaft.

Fräulein Beauchamp erwachte aus ihrem
täubenden Schmerz bei diesem Briefe, um ihr U
recht gegen Bonfort, so wenig dies freiwillig wa
als Hauptgedanke zu fühlen; sie fand seinen Bri
kalt, seinen Vorwurf gegründet, verwünschte ih
besinnungslose Angst, bedauerte, bewunderte, b
weinte ihren Geliebten. Endlich fiel es ihr ein, d
sie nur zur Hälfte mehr unter dem Befehl der Tan
stünde; und sie rief Jacques, dem sie auftrug, He
Bonfort den Augenblik zu ihr zu bringen. Ab
Jacques hatte ihn ia fort reiten sehn, wohin? da
nach hatte ihn sein beklemtes Herz nicht zu frage
erlaubt, und aller Trost, den er dem lieben Mädche

ben konte, war: daß Bonfort so sanft ausgesehn, ie das weinende Marienbild in der Capelle, und ß ihm die Worte gar nicht so geflossen wären, als ie er ihm den süßen Wein zu trinken gab.

Isabelle stelte sich Bonforts Trauer, seine Un- he, seinen Verdruß, in hohem Grad unerträglich r, sah sich immer als die Ursache seiner Quaal an. hne Freund, ohne Rathgeber ward der veste Ge- nke, daß Bonfort noch unglüklicher sei, als sie, eil er es durch sie wäre, das Mittel, was ihren rbsten Kummer linderte, und Zerstreuung und bwesenheit halfen ihr in der Folge, Bonfort mit higer Empfindung ansehn.

Herzlich gerne hätte Fräulein Beauchamp Herr n Monneville recht fremd und kalt begegnet; al- n, sie fürchtete, sich durch zu viel Aufrichtigkeit nen Eifersüchtigen zu geben, den in Zukunft alle chmeichelei und Unterwerfung nicht vermögte, die te Aufnahme vergessen zu machen, damit der Rit- also dasienige Zutrauen in sie sezzen mögte, was ie Frau nothwendig dem Mann abgewinnen muß, nn sie nicht das elendeste Geschöpf auf Erden sein ll, bezegnete Isabelle Monneville gut. Ueberdem r er der einzige ihres Standes, dem sie in ihrer erfassung zumuthen durfte, er hege wahre Freund- aft gegen sie; zwar misfiel er ihr: denn er hatte

in seiner Person nichts von dem biegsam Einschme
chelnden, an dem die Bilder ihrer Seele, und de
liebenswürdige Bonfort, ihr Auge gewöhnt hatten
aber sie konte weder seinem Verstand, noch seine
Denkungsart, ihren Beifal versagen; die Güte, di
der Ritter Isabelle bei allen Gelegenheiten bewie
mit der er für ihr Vergnügen sorgte; die Freihei
die er ihr einräumte, einen Willen für sich zu haben
das sorglose Vertrauen, was er über ihre Hand
lungen blikken ließ, stimte Isabelle, bei allem Wide
willen, mit dem sie Monneville heirathete, do
bald dahin, ihn mit Freundschaft zu schäzzen, un
ihr aus Dankbarkeit iede Kränkung unmöglich z
machen, die sie ihm hätte können wiederfahre
lassen.

Herr Bonfort nahm dasmal den Weg zu Hau
außen um. Herr von Caumont aber kehrte a
Caumiere ein, um mit eignen Augen zu sehe
Dasmal war sein Besuch der Fräulein Beaucham
nichts mehr, und nichts weniger, als die Erfche
nung eines quälenden Geistes; auch nahm er
in die Ekke, und las ihr die Lection über die Fehle
die ihr bei der Sache zu Schulden kamen. Is
belle bereute viel zu aufrichtig, um Entschuldigu
für sich zu suchen; aber, da ein hübsches Gesic
immer eine sehr gute ist — bei dem andern G
schlecht wohl zu verstehen, damit man nicht glaub

Entschuldigung habe Beschuldigung heißen sollen — verwandelte sich Caumonts Unwille gar bald in Mitleid, dem die Verheißung von seiner und Bonforts dauernden Freundschaft folgte.

Herr von Caumont besaß Einsicht und Menschenkentniß genug, des Ritters Vorzüge und Fehler ziemlich richtig zu bemerken. Er wünschte daher der Gräfin gelegentlich, es mögte ihr nie gereuen, ihre Nichte an einen Unbekanten verheirathet zu haben, indem er, mit allen Respekt für ihren Verstand, doch glaubte, das sei ein Wagestük. Es sah ihm auf die Zukunft mit Isabellens Glükseligkeit zweideutig aus, er wünschte also, seine Freundin wenigstens im Lande zu behalten, und, um fürs erste ihre Abreise zu verzögern, hielt er nicht auf, zu bitten, bis ihm Herr von Monneville bei Ritter-Treu gelobt hatte, nach der Hochzeit ein paar Wochen auf seinem Landguth zuzubringen.

Die Leser, denken wir, werden von der Denkungsart der Gräfin keine andre, als feierliche Vermählung der Fräulein Beauchamp vermuthen, die vierzehn Tage nach der Verlobung vollzogen ward. Weil sie aber wahrscheinlich alle schon eine Hochzeit in natura mitgefeiert haben, oder doch feiern werden, wollen wir unsern Verstand nicht dabei abstumpfen, ihnen die freudenleere Etiquette

von

von Fräulein Beauchamps Hochzeit zu beschreiben; sondern unsre geringe Fähigkeiten auf die Begebenheiten sparen, die der zweite Theil dieses merkwürdigen Buchs enthalten wird.

Unabsehliche Hindernisse — zum Theil durch den strengen Frost verursacht, der viele Pressen zum Stilstand brachte — sind Schuld, an der späten Erscheinung dieses Buchs. Ich darf hoffen, daß ich eines Aufenthalts wegen bei meinen gütigen Pränumeranten Entschuldigung finden werde, dem ich nicht zu wehren vermogte. Sie finden hier, neben dem gehorsamst und verbindlichsten Dank für das mir geschenkte Zutrauen, die Versicherung meiner lebhaftesten Erkentlichkeit für Ihre Geduld; um dieselbe nun nicht gar zu misbrauchen, habe ich geeilt, Ihnen, statt gegen dreizig — das heißt: ohngefähr sieben und zwanzig Bogen — die ich zum ersten Theil versprochen, diese funfzehn Bogen zu liefern. Die Uneigennüzzigkeit des Herrn Serringhausen hat mir, statt fünf und zwanzig Reihen, die ich nach dem Maasstab andrer Romane verlangt, acht und zwanzig Reihen auf iedes Blat gegeben; dies macht auf funfzehn Bogen anderthalb mehr, die denn die Pränumeranten, meiner Absicht und Anlage gemäß, wirklich erhalten. Damit Sie aber nicht Ursache zur Klage wider mich finden mögen, werde ich entweder dem zweiten Theil die fehlende Bogenzahl beifügen, oder, fals Sie dadurch zu lange aufgehalten werden sollten, den Pränumeranten einen dritten Theil unentgeldlich geben.

Geist der Memoiren
der
Herzogin Mathilde
von Burgund.

In den Begebenheiten
verschiedener Personen
aus dem
zwölften und dreyzehnten Jahrhundert.

Zweyter Theil.

Leipzig und Altona,
bey Johann Heinrich Kaven. 1790.

1. Capitel.

Wahres Bild der Misverständnisse.

Sprachverwirrung gieng freylich nur einmal vor, seit die Welt steht; aber die Menschen verstehen sich darum oft nicht mehr, daß sie einerley Sprache sprechen, als ein Portuziese auf der Küste von Jütland verstanden wird, wenn er zu seinem Unglück nichts als die Muttersprache spricht. Es hält unendlich schwer, das Publicum zu überzeugen, daß eine große Anzahl Quadersteine nützlich, vorzüglich gut sind, wenn es zufällig auf bloße Decoration denkt; und hat ja ein Edelmann einen dieser Quadersteine einen kleinen Spalt, so ists doppelt unbillig vom Liefranten sich über die Declamationen zu beklagen, die deßfalls wider ihn so laut erschallen, daß ihm einer etwas davon in die Ohren tönt, wenn er auch die Nachtmütze mit einem dreyfachen ferre téte tief herunter darüber zusammenbindet. Das gescheideste ist, er legt sich ruhig in ein Fenster, und bemerkt

mit philosophischer Gelassenheit die verschiedenen Urtheile, die über seine Steine gefällt werden.

Es kann ihm allerdings der Wunsch in den Sinn kommen, daß seine grundvesten Quadern durch reitzende Darstellungen anziehend würden; aber er findet im folgenden Augenblick, sie würden eben dadurch zu ihrem Endzwecke unbrauchbar werden, und da muß es ihn denn recht herzlich freuen, wenn er Ihnen, mein lieber Kriegs-Steuerrath, und Ihnen, mein lieber Kriegscommissair, Ihnen, lieber Hauptmann W..., und Ihnen, würdiger Pastor A..., sagen hört, daß Sie die Quader zu einem Hause, mit Vergnügen ersehen; die die Mädchen, denen eine Wohnung darin zu Theil wird, auf Lebenszeit für Sturmwind schützt.

Hat aber ein trauriger Hassard, auf einer dieser gelieferten Steine, das unanständige Bild eines Nachtgeschirrs, und auf einem andern einen Dominicaner statt einen Benedictiner eingeschramt, so mag der Lieferante die historische Unrichtigkeit allerdings von seinem Fenster herab, wol so demüthig und laut abbitten, daß er von allen gehört wird; den aber kann er die Mütze gerne wieder aufsetzen, und obenhin sagen: "wenns nun seiner Laune beliebte, habe er eben so viel Recht als Fielding "und Wieland, ein Nachtgeschirr zu mahlen;" und

gla

laube, diese Beharrlichkeit wird ihm wohl genommen werden, da man ihm die Bescheidenheit abgemerkt hat, und ihm überhaupt zugestehen muß, aß er, aus dem rechten Gesichtspunkt betrachtet, llerdings etwas ausserordentliches hat. So sicher, öchstgeschätztes Publikum, wie ein Buch, das er Schriftsteller nicht durch Geschichte, — davon u schon zu tausenden hast, — sondern durch Chaaktere, interessant zu machen suchte, deren du reu dargestellt, mit den Anekdoten ihrer Seitenrünge, so gar viele nicht hast, daß dir eine eine Repetition über Menschenkenntniß schaden önnte. Es ist dir, theures Publikum, nicht unekannt, daß die feinere Welt zu Ende des 12ten ahrhunderts in Frankreich und Engelland, geissier Ideen abgerechnet, die diesem Zeitpunkte gen waren, eben so viel Witz und gesunden Menhenverstand, eben so viel wahre Höflichkeit und eine Galanterie besaß, als nöthig ist, um ein ernünftiges Wesen auszumachen, was in keinem betracht Beyspiel übertriebener Leidenschaft und horheit ist. Wenn nun ein Schriftsteller, sorgltig für dein Wohl, an die Verbindung der Ideen nkt, auf die er dich durch seine Erzählung hinührt, so verzeihe ihm gütigst, höchstgeschätztes ublikum, die Fehler gegen das Costum, besonders enn er's ankündigte, daß eine Puppe nach der ode aufgeputzt ist; es mag immer ein Eigensinn

von ihm seyn, daß er dich nicht durch den gan
eigenthümlichen Ton einer altfranzösischen Geschich
te so innig amüsiren will, wie ihn diese, und all
Geschichten der Vorzeit — mit eingeschlossen We
bers vortreffliche Sagen — amüsiren; allein, d
mußt dir's gefallen lassen; ganz sicher hat er be
dieser Vernachläßigung des Costums, die wichtig
Absicht gehabt, dir die Entschuldigung zu benel
men: "Es sey jetzt ganz anders." Vielleich
möchte er dich für keinen Preis zu einer solche
Entschuldigung berechtigen, wenn du sie zur Urs
che machst, vernünftige Vorstellung zu verwerfe
Ich könnte mich freylich auch irren, aber wah
scheinlich muß ich das von einem Schriftstell
glauben, der die Ehre, mit dem ganzen kraftvoll
Schwung lebendiger Einbildung, alles romantis
und hinreissend auszumahlen, willig der Liebe fü
dich aufopfert; der dir's ausdrücklich genug zeig
daß er gewissenhaft genug ist, um dir nur von B
gebenheiten das Wahre und Nothwendige zu s
gen, damit dies deine Leidenschaften unterdrück
und ihm nie von einem der Vorwurf gemacht we
den kann, sie erregt zu haben.

Du hast wohl nie daran gedacht, höchst g
schätztes Publikum, wie schwer es ist zugleich
belehren und zu unterhalten, wenn das erste imm
nützlich, der Zeitvertreib nie schädlich werden soll-

n

nit Fielding, Kochkunst und Autorschaft in Ver-
gleich zu bringen; sind diejenigen Essen freylich die
vorzüglichsten an denen nichts predominirt; dem,
der nicht weiß, wie leicht das Ding mit ein Bischen
u viel Zucker oder Citronsaft versehen wird, will's
bey einem solchen Fehler durchaus nicht hinunter;
wer's weiß, ist zufrieden, wenn die Sose auch
ein Bischen zu sauer ist, findet immer angenehm,
daß sie nicht zu lang gerinnt, und findet es gewiß
besser, als wenn sie zu süß geworden wäre.

Moral und Zeitvertreib, sind leider! sehr
schwer für gewisse Jahre und Situation, so zu
vereinigen, daß der Geschmack befriedigt, und der
erste Endzweck erreicht wird. Befriedigung des
Geschmacks allein, oder untermengt mit Sophis-
nen, ist eine höchst schädliche Seelenwürze. Ern-
tes Nachdenken — gut für den ders mag. Dar-
um, liebes Publikum, danke Gott, wenn du vom
Drang des Lehrers getrieben, auf einen gutmü-
higen Schriftsteller stößt, dessen philosophisches
Steckenpferd nicht gar zu grämlich ist; und wenn
er dann und wann mit dir spazieren geht, so for-
dere nicht, daß er um deinetwillen seinen lieben viel-
jährigen Gefährten, länger oder anders, an der
Trense führen soll, als es ihm gut dünkt.

Weiß der Himmel, was dieß eigentlich sagen
soll? vermuthlich eine Vertheidigung des Quader-

stein-Lieferanten — vielleicht auch die Vorrede eines Schriftstellers — nun wir wollen uns deßfalls nicht den Kopf zerbrechen, unsre Leser haben Verstand und werden schon eine Erklärung finden.

2. Capitel.

Gefahr der Notificationen für Todte und Lebendige, nebst einem Anhange.

Die Gräfin v. Lauremont in der Freude ihres Herzens, unterließ nicht Fräulein Beauchamp Verbindung der Fräulein Durville durch einen eignen Boten wissen zu lassen; vermuthlich weil sie eine sanfte Beruhigung darin fand, ihr zu verstehen zu geben, daß sich früher auf Laumiére als bey Hof ein Freyer angegeben hätte. Fräulein Durville indeß glaubte, daß diese Heyrath in der That nicht das Glück des Anscheins haben mögte; und wie sie vom Boten erfuhr, daß Ritter Monneville am Leibe wirklich nicht ungestalt sey, urtheilte sie, er müßte entweder sehr einfältig oder (wofür der Himmel behüte) vielleicht gar ein verkleideter Räuber seyn. Bey alle dem glaubte sie, diese Heyrath möchte noch so unglücklich ausfallen, so hätte sich Fräulein Beauchamp das durch ihre Welt bekannt-

In

Intriegûe mit Bonfort zugezogen, von der sie vieles in Erfahrung und Umlauf gebracht hatte, was sie bey Gelegenheit der Neuigkeit, die sie jetzt mittheilen konnte, nicht der Vergessenheit überließ.

Dieß alles beyseite gesetzt, übersandte Fräulein Durville ihrer Gräfin Tante die theilnehmendeste Gratulation von der Welt, und nun noch mehr zu beweisen, wie sehr sie sich für das Vergnügen derselben interessire, übersandte sie der Gräfin die Abschrift der Rede des Abt Du-Pré zum Geschenk, die sie von der Herzogin erhalten hatte; und deren im ersten Theil dieses Buchs gedacht ist. Hr. v. Monneville sahe die Rede durch, und fand sie so gut, daß er, an einem der ersten Tage seines Ehestandes in Vorschlag brachte, sie der Gesellschaft vorzulesen; und meine Leser können sie hier ebenfalls lesen, wenn es Ihnen gefällig ist, und davon in Ausübung bringen, was sie für gut finden.

Rede
über den rechten Gebrauch der Güter dieser Erden.

Gehalten vom Abt *Du-Pré*, vor der versammleten, theils reichen theils wohlhabenden, Hofhaltung der Königin Elisaberh, Gemahlin des Königes von Frankreich Philipp August.

Ueber den Text:

Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelohr gehe, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes komme.

Die unwidersprechliche Wahrheit der heiligen Schrift und das heimliche Gefühl eines jedweden Menschen, überzeugen uns so zuverlässig von der Gewißheit eines Lebens nach dem Tode, von unwiderruflicher künftiger Strafe oder Belohnung unserer, in dieser Prüfungszeit verübten Handlungen, daß den Reichen dieser Welt mit Recht diese starken Ausdrücke unsers liebevollen, sanften Erlösers, durch das feineste Geäder beben mögen. Der einzige Trost, der für sie in diesen Worten liegt, ist, daß es heißt: **es ist schwer**; nicht es ist unmöglich. Wir dürfen daher aus der Verbindung schließen, in welcher sie gesagt werden, daß dieß zurückschreckende Gleichniß nur diejenigen angeht,

angeht, die auf eine oder die andere Art im Besitz des Reichthums ihre höchste Glückseligkeit so sehr suchen, daß sie darüber die Regeln, die ihnen andere Schriftstellen, als z. E. diesen: "den Reichen "dieser Welt gebeut, daß sie nicht stolz seyn, auch "nicht hoffen auf den ungewissen Reichthum, sondern "auf den lebendigen Gott," zur Anwendung desselben geben, aus der Acht lassen. Nicht stolz seyn, heißt, alle Menschen lieben, auf Gott hoffen; nicht blos allein ihn anbeten, sondern auch zugleich durch die Ausübung jeder hohen sanften Tugend seinem Vorbilde nachleben und Menschen um sich her, nach seinen Kräften glücklich zu machen suchen.

Die Menge der Mittel verschafft die größere Möglichkeit des Erwerbs. Von dieser Seite betrachtet, war es also eben so wenig die Absicht Gottes, diejenigen seiner Geschöpfe, die er in Besitz des Goldes setzte, von dem Genuß unaussprechlicher Glückseligkeit auszuschließen, als es wenig seinen Willen erfüllen heißt, wenn sie ihr Pfund vergraben. Wir werden sehen, wie sich am besten damit wuchern läßt, indem wir

von dem rechten Gebrauch der Güter dieser Erde reden, und uns zu beweisen bemühen:

1) Daß ein mehr als simpler Genuß dieser Güter möglich ist.

2) Daß

2) Daß der Reiche sich nicht mit gutem Gewissen den gerechten Ansprüchen des Dürftigen, auf ihn, entziehen kann.

3) Wird daraus die Anwendung des Ueberflüsses und der Ersparungen von selbst fließen.

Wir hoffen mit lebendiger Ueberzeugung, zum Trost derer, an denen diese Ermahnungen nicht verlohren sind, daß derjenige, dem alles möglich ist, durch sein kräftiges Wort, auch — Gleichnißweise geredet — ein Kameel durch ein Nadelohr bringen kann.

Geradezu wird es freylich niemand leugnen, daß sich die Güter dieser Erden weit simpler und eingeschränkter als auf die gewöhnliche Weise der Reichen genießen lassen. Aber mißlicher sieht es um das Detail dieses Genusses aus, wenn wir nicht diejenigen bedenken, die der liebe Gott wie die Sperlinge unter dem Himmel ernährt; sondern die Mannichfaltigkeit der Dinge, aus denen Eitelkeiten und Thorheiten der Menschen, derer Reichen und Wohlhabenden ein unumgängliches Bedürfniß gemacht hat.

Mode, Tafel, Spiel, Gemählde, Möbeln, Vergnügungen, Bediente, Pferde, Hunde u. s. w. wel-

welche ein unerschöpfliches Maaß von Forderungen machen alle diese Dinge an der Ausgabe des Reichen? und wie stark reicht der Glanz, den ihr Besitz giebt, den Wohlhabenden, nach und über seine Kräfte, mit ihm, um Pracht, zu wetteifern?

Gott will, daß der Arbeiter seinen Lohn nehme, das Vieh und seine vernünftige Geschöpfe ernähret werden; er schenkte dem Künstler die Kraft, Aug und Ohr zu erfreuen. Er ließ der Erde zum Genuß alles in seiner Art hervorbringen. Er, das toleranteste, liebreichste aller Wesen, kann nicht anders, als nach der Ordnung der Natur, dem Reichen, mehr wie andern Menschen, das Vergnügen erlaubt und bestimmt haben, was der Besitz dieser Dinge gewährt; allein mit dem äußersten Mißfallen muß er es nothwendig ansehen, wenn dieses Erdenglück gemißbraucht wird. Das beweiset der Schaden, den der übertriebene Genuß der Freuden des Lebens, durch natürliche Folgen einem jeden bringt, der sie zu seinem Alles macht.

Wer die hinreissende Gewalt der Mode auf Ordnung, Reinlichkeit und guten Geschmack einschränkt, ist weit zufriedner mit seinen Sachen, als derjenige, der sich von einer so elenden Tyranney sklavisch beherrschen läßt, wer die übermäßige Vermischung der Speisen unterläßt, weit gesünder,

als der seinen Bauch zum Gott macht; wer das Spiel nicht wie einen ordentlichen Geldhandel treibt, weit ruhiger, als der, der seine ganze Wohlfahrt für ungewissen Gewinn riskirt; wer das Vergnügen nie unregelmäßig genießt, findet es niemals kraftlos, ihm Freude des Herzens zu gewähren, wie derjenige, der es bis auf die Hefen erschöpfte; wer die Pracht auf das Anständige einschränkt, findet sie nie ekelhaft, und wer nicht mehr Menschen und Creaturen in seinem Hause unterhält, als er den Umständen und einer vernünftigen Beschäftigung nach bedarf, hat ungleich weniger Sorge und Verdruß, als selbst derjenige, der seine Pflichten gegen einem Ueberfluß davon, einem dritten zu erfüllen aufbürdet.

Nichts ist leichter, als daß die Vernunft die Wahrheit dieser Erklärung einsieht, nichts natürlicher, als daß der Wille, von Besorgniß für die Dauer zeitlicher Glückseligkeit getrieben, alle die Einschränkungen annimmt, die sie als möglich anzeigt und als nützlich empfiehlt, mit der philosophischen Toleranz empfiehlt; die hinlänglich beweiset, daß wir an den Reichen und Wohlhabenden nicht die Forderung machen, irgend einer Sache gänzlich zu entsagen, die ihnen reelles Glück des Lebens zu seyn dünkt.

Doch da die Leidenschaften der Menschen gar leicht Wünsche zu Bedürfnisse, und Ueberfluß zum Unentbehrlichen machen, ist es zur Folgeleistung unsrer Erklärung unumgänglich nothwendig, die Lebensart die man führt, nach gewissen Regeln einzurichten und zu prüfen.

1) Muß der Reiche und Wohlhabende nie vergessen, daß ihm die Erdengüter nicht als ewig fortdauerndes Eigenthum, sondern zur klugen und guten Verwaltung, während seiner Pilgerzeit auf Erden, verliehen sind.

2) Muß er aus diesem Grunde, nie suchen, sie sich auf eine pflichtwidrige Art zu erhalten, wenn sie ihm die Vorsehung zu rauben für gut findet; noch sie auf eine Weise erwerben, gegen die sich das Gewissen auflehnt.

3) Muß er allezeit willig seyn, eignes Vergnügen, fremden Nutzen aufzuopfern.

4) Muß er wichtig darauf denken zu sammeln, — denn es ist Gott leicht seiner Verwaltung mehr anzuvertrauen, wenn er ihn, als einen guten Haushalter, erfindet, — er muß aber dafür sorgen, daß er nicht zerstreuet, damit er nicht aus eignem Versehen die Freude verliehret, Gottes Geschöpfe zu beglücken.

5) End-

5) Endlich muß er bey dem, was er für sich von seinem Vermögen nutzen will, denken, daß er das Individuum einer grossen Menge ist; und auch ihm nur der Lohn des Arbeiters gebühret.

Jetzt werden wir in dem zweiten Theil unsrer Rede zeigen, daß der Reiche sich nicht mit gutem Gewissen den gerechten Ansprüchen des Dürftigen entziehen kann.

Wir mögen unsere Blicke auf diesen oder jenen Gegenstand in der Natur wenden, so ists unmöglich einen aufzufinden, dem es nicht als Endzweck beygelegt ist, zu nützen; und daß dieß, nicht blos einzelner Gegenstände willen, so ist, beweiset, daß Gott noch heutzutage regnen läßt, über Böse und Gute, daß er von den Freuden der Freundschaft und Liebe, den innigsten Freuden des Lebens; von der seligen Empfindung der Religion und Tugend keins seiner Geschöpfe ausgeschlossen, wer die Wege sich dazu zu veredlen wandeln will.

Zu der Kette der Dinge gehörte Armuth und Reichthum. Ohne Bedürfniß des Unterhalts würden die Menschen in Müßiggang versunken und, ihrer verdorbnen Natur nach, ungleich lasterhafter geworden seyn, wie sie jetzt sind. An diesem Bedürfnisse zu arbeiten, gränzt die Noth wendig

wendigkeit zu lohnen, an dieser die Bekanntschaft mit dem Elende, an dieser Bekanntschaft das Erwachen der Naturtriebe, Mitleid, Dankbarkeit und der Wunsch zu beglücken. — Angebohrne Empfindungen, die da schon erstickt sind, wo man sie nicht antrifft. Warum legte sie Gott im Herzen der Menschen, wenns nicht war seinen Leidenschaften die Wage zu halten, und dem begüterten zu beweisen, daß auch er aufgefordert werde, zu nutzen, den Reichen daran zu erinnern, daß der Dürftige an ihn gerechte Ansprüche habe?

In der ganzen politischen Einrichtung des Israelitischen Volks sehen wir weiter, wie Gott durch gesetzmäßige Verordnungen den ärmern Theil seiner Geschöpfe, auf die Gaben des Reichern berechtigte, und unser Erlöser konnte nicht ausdrücklicher diese Berechtigung erneuern als er gethan hat, indem er diejenigen auf ewig von sich weiset, die den Hungrigen nicht gespeiset, den Durstigen nicht getränket, den Nackenden nicht gekleidet haben. Er macht keine Ausnahme des schuldlosen Armen, sagt unbedingt, wir sollen dem Hungrigen das Brod brechen und den Elenden ins Haus führen. — Beweis genug für die gerechten Ansprüche des Armen — Beweis genug, daß man sich nicht ohne Ungehorsam und strafbar zu seyn, der ersten Pflicht entziehen kann, Barmherzigkeit zu üben.

Es ist daher keine zweydeutige Frage, wie die Reichen und Wohlhabenden ihren Ueberfluß anwenden sollen, sondern sehr entschieden, daß es ihnen als Schuldigkeit aufgelegt ist, zum Nutzen ihrer Nebenmenschen, diejenige simplere und eingeschränktere Lebensart zu wählen, durch die sie fähiger werden, sich und andere glücklicher zu machen. Nur der Art zu geben und zu unterstützen, müssen wir noch mit einer kleinen Bemerkung erwähnen.

Der Mensch ist zu den wichtigsten Unternehmungen fähig, wenn er sie seines Nachdenkens und seiner Aufmerksamkeit werth findet, auch Schwierigkeiten, die ihm unüberwindlich scheinen, schrecken ihn nicht von seinen Vorsätzen zurück, wenn er den vesten Sinn gefaßt hat, sie auszuführen, und Muth, mißlungene Versuche zu widerholen. Die Ueberzeugung dieser Wahrheit ists, die die Reichen eines Orts und ganzer Gegenden, zum besten ihrer nothleidenden Brüder verbinden sollte, — nicht einzelnen, die sie anflehen, sich ihre Gewogenheit verdienen oder erwerben — nein: allen durch allgemeine Einrichtungen zu helfen, bey denen der heimlich und öffentlich leidende — nicht auf königliche Rechnung, sondern unter ihrem wachsamen Auge Arbeit für seine Hände und Brod für seine Familie; der Kranke, Alte, Schwache, mehr als das kümmerlichste Brod finden kann.

Klei

Kleine sorglose Gaben sind eigentlich gar nichts, wenigstens ists für Einzelne Pflicht, nachzusinnen, wie man dringenden Bedürfnissen abhelfen kann, wo sie anzutreffen sind? welchen man zuerst wehren muß; und auch die Klugheit, das Fürwort, das Bestreben und die Wohlthaten Einzelner, vermögen, nach einem solchen Plan verwandt, sehr viel.

Jedem edlen, der schon seine Pflichten gegen Menschentreu erfüllte, werde der herrlichste Lohn; jeder unter ihnen, nehme hier den Dank, den seine Handlungen so sehr verdienen.

Jeden, den dieser Vortrag erschüttert, stärke Gott zu guten Vorsätzen, und mache ihn aufmerksam auf seine Handlungen, damit ihn nicht Beyspiel und Gewohnheit durch den Gedanken vom Wege der Besserung führe: "Er habe noch Zeit."

Ihr aber, geliebte Wohlthätige, denen eigner Mangel, bey dem reinsten wärmsten Wunsch für eures Nächsten Wohl, nichts zu seinem Bedürfniß übrig läßt, fahrt fort eure letzte Rinde Brod willig mit dem Dürftigen zu theilen, und durch euer Exempel zu erbauen. Ewiger Friede, Freude, die keinem Wechsel unterworfen ist, wird euer Lohn seyn!

3. Capitel.

Vermischten Inhalts.

Niemand geht leicht in einer ihm ganz neuen Verfassung über, ohne auf seine Weise nachzudenken, welche Gesinnungen er ablegen oder beybehalten will; ohne einen Plan seiner künftigen Lebensart und Handlungen zu machen. Sollte es aber unter meinen Lesern auch einige geben die den Nutzen der Ideenplane gänzlich verwerfen, so hegte doch Ladi Monneville davon eine entgegesetzte Meynung, denn seit Herrn Bonforts Abreise war sie schlechterdings mit dem Gedanken beschäftigt, wie sie für sich und andre die Zukunft am erträglichsten machen würde.

Das Resultat dieser Ueberlegungen war, die Neigung für Bonfort, so sehr sie könnte, zu unterdrücken, untadelhaft gegen ihren Gemahl zu handeln, wenn's möglich wäre, ihn zu lieben immer seine Hochachtung zu verdienen, Kräfte für Bonforts Beruhigung zu sorgen, und weil sie den Menschen nicht geschaffen glaubte elend zu seyn die Freude dankbar anzunehmen und zu genießen die sie auf ihrem Wege durch die Welt antreffen würde.

Sir Monneville liebte das Vergnügen, und seine Frau war jetzt sein ganzer Stolz. Der Beyfall, den sie fand, war Befriedigung seiner Eitelkeit; er würde es als ein Compliment für seinen Geschmack angenommen haben, wenn man in sie verliebt gewesen wäre, und empfand es sehr übel, wenn er sie zu übersehen glaubte. Dieß Betragen seiner Gemahlin gefiel ihm ausserordentlich; er begriff nicht wie sie auf dem Lande so ganz das geworden war, und konte sich unmöglich die Freude versagen, am Burgundischen Hofe zu zeigen, daß er sich wohl so gut auf eine Wahl verstünde wie andre.

Ladi Monneville war von ihres Gemahls Absicht, einen Besuch bey Hof abzustatten, sehr zufrieden. Die Reiseroute gieng durch das Städtchen, in dem Herr Bonfort lebte, nach dem Schloß des Herrn v. **Caumont** von da nach **Rosebeau** weiter nach der Residenz und auf die Weise zurück, und denn nach Engelland.

Die Neuvermählten kamen unerwartet bey Hr. Bonfort an, dem der Anblick seiner **Isabelle** unter allen Umständen so angenehm war, daß er nichts von der Trauer seines Herzens bemerken ließ, und Monneville ein sehr angenehmer Mann zu seyn schien; auch gefiel dieser Herr Bonfort so gut, daß

sich von da an die Art Freundschaft unter ihnen entspon, die zwar nicht enthusiastisch anzieht, aber doch macht, daß man sich gerne sieht und ungerne trennt.

In der Folge mußte Hr. Bonfort Ladi Monneville und seine Gemahlin zu Hrn. v. Caumont begleiten. Hr. v. Caumont hatte Mühe sein Erstaunen zu verbergen, als er diese Gesellschaft miteinander ankommen sah. Lieber Gott, Bonfort rief er, wie führt der Himmel sie und Sir Monneville allenthalben zusammen! mein Seel, das habe ich nicht erwartet!

Einen Augenblick Geduld, sagte Ladi Monneville, indem sie Herr v. Caumont die Hand auf den Mund legte, so werden Sie erfahren, daß wir Herr Bonfort bey der Durchreise besuchten, Sir Monneville hat ihn so angenehm gefunden, daß er nicht aufhörte ihn zu bitten, bis er sich entschloß uns zu begleiten; ich glaubte, wir hätten Ihnen einen großen Gefallen erzeigt, indem wir ihren Freund mitbringen.

O ihr Weiber! ihr Weiber! erwiederte Herr v. Caumont, — mit einer gemäßigten Stimme — was macht ihr nicht aus uns armen Sündern!

Es wäre wohl nöthig, euch ein Bischen am Bande zu führen, antwortete die Ladi, wenn ihr eden Augenblick auf dem Punkt steht, alles zu erderben.

Hr. Bonfort fühlte sich natürlich bey dieser leinen Unterredung nicht sehr frey. — Nun rief dr. v. Caumont, indem er die Fremden ins Haus ührte, ich muß gestehen, Sir Monneville, ihre Gemahlin hat den Ton der verheiratheten Damen hr schnell gefaßt.

Meine Frau, erwiederte Sir Monneville, ist elehrig, sie weiß, daß ich die Freyheit liebe, und at die Güte, gegen meine Launen gefällig zu seyn.

Auch hat sie zu viel Verstand und Vorzüge, ßte Bonfort hinzu, um über die Gränze einer tigen und anständigen Freyheit hinaus zu gehen.

Fr. v. Caumont versicherte nach den Bewill-mmungskomplimenten, Ladi Monneville hätte e Wahrheit von dem, was Hr. Bonfort sagte, s Mädchen bewiesen. Man hätte ihr bey allen elegenheiten Verstand angemerkt, aber sie hätte, ne stumm zu seyn, doch nie viel gesprochen, wenn nicht wäre dazu aufgefordert worden, ihre Mun-rkeit wäre immer sehr angenehm, ihr Scherz sehr

naiv und fein gewesen; sie hätte niemand schnippisch abgefertigt, und ohne im mindesten zudringlich zu seyn, hätte sie jeden mit zuvorkommender freundlichen Höflichkeit begegnet; aber, setzte sie hinzu, indem sie sich an Ladi Mainville wandte werden sie auch meine Liebe jetzt, die Heiterkeit und die gleichförmige Laune behalten, die sie so angenehm auszeichnete?

Ich werde mich bemühen, sagte Ladi Mainville, indem sie sich Fr. v. C. in die Arme warf und einige Thränen verschluckte, die ihr das günstige Urtheil in die Augen gebracht, was die Empfindung geweckt hatte, gegen die sie sich durch das gewaltsame Mittel der Betäubung zu stählen suchte, ich werde mich bemühen das reizende Muster nachzuahmen, was mir Ihr häusliches Leben darstellte. Hr. Bonfort stand, in sich selbst versunken, an einen Stuhl gelehnt.

Sir Mainville war so froh wie ein König Fr. v. Caumont die er noch nicht kannte, hatte sie durch ihr Compliment gegen seine Isabelle, so hoch ihm in Gunst gesetzt, daß er sie von da an, unter die Herzensguten natürlichen Weiber rechnete, auf die er einzig was hielt; seine und Caumonts Aufrichtigkeit stimmten vortrefflich zusammen. Sie sind, sagte er, Hr. v. Caumont ein Engelländer

in Frankreich, wenn mich nicht meine fehlgeschlagenen Erwartungen wieder nach Engelland schickten, ich würde es für ein Glück halten, mein Leben in einem so angenehmen Zirkel zuzubringen. Hr. v. Caumont nahm die Gelegenheit wahr mit Sir Mainville, über ein Etablissement im Vaterlande zu reden und von seinen Oekonomischen Umständen etwas gründliches zu erfahren, wie er sich das vorgesetzt hatte.

Während dieser Zeit, erbarmten sich die Damen des armen Bonforts. Fr. v. Caumont, um ihn recht glücklich zu machen, Ladi Monneville aus verschiedenen Absichten, — deren eine war zu versuchen, wie sich Sir Monneville dabey benehmen würde — wiesen ihm einen Stuhl in der Nähe an, der ihm das angenehmste vis á vis von der Welt verschaffte.

Sie müssen nicht so in sich selbst vertieft seyn, lieber Bonfort, fieng Ladi Mainville an, wenn sie wollen, daß ich glücklich bin.

Herr Bonfort. Nicht Ladi Mainville!

Ladi M. Nein, Hr. Bonfort.

Fr. v. Caumont. Nun das wird eine schöne Unterredung geben, nicht? nein! Ladi Mainville.

Herr Bonfort, es ist doch nun nichts anders darauf, als daß sie, wie Freunde und Vettern, mit einander umgehen, oder will die Ladi nicht mehr ihre Cousine seyn?

L. M. Auf einen solchen Gedanken, wird ja wohl Bonfort nicht gerathen, sonst soll er Strafe geben, so oft er Lady sagt.

Herr Bonfort. Also Cousine! Der Titel blendet sie nicht? und hat sie nicht geblendet?

L. M. Das muß Ihnen im ganzen Leben nicht einfallen, lieber Bonfort, sie wissen, so gut ichs erklären konte durch Hr. v. Caumont, meine Bewegungsgründe; was ich deutlich erinnere, ist die Empfindung einer Aengstlichkeit, die sich nicht schildern läßt, und der Gedanke, daß mein Widerstand Ihnen nie nutzen und mir schaden würde. Behalten Sie das, lieber Bonfort; denken sie weniger an dem, was jetzt unerträglich ist, als an dem, was uns die Zukunft durch Vernunft und Freundschaft angenehmes gewähren kann; hübsch heiter, lieber Bonfort, wenn ich nicht noch traurig seyn soll.

Herr Bonfort sah L. M. an, als hätten ihre Augen unbezweifelt eine Menge Fragen beantwor-

ten

ten können, die seine ganze Seele unwillkührlich beruhigten. Sie wollen mein Freund seyn, fuhr sie fort, ich habe gethan was ich konnte, um sie in das Verhältniß zu setzen; es ist kein anders für uns, Bonfort!

Fr. v. Caumont. Seyn sie artig. Da kommt Sir Monneville.

Hier ist ja wohl noch ein Stuhl übrig, sagte er lächelnd, indem er sich neben Fr. v. Caumont übersetzte und seiner Frau die Hand küßte, zu der Hr. Bonfort näher rücken mußte, um ihm Platz zu machen.

Monnevills Handlung erwarb ihm Bonforts Bewunderung, die Gunst der Fr. v. Caumont, und in dem Herzen seiner Gemahlin die Dankbarkeit, die unfähig ist zu beleidigen.

Unnachahmlich flüsterte Bonfort, als Sir Monneville die Hand seiner Frau fahren ließ, und eine muntere, allgemeine Unterredung über die Gräfin v. Lauremont und ihrer erwählten Gesellschaft anfieng, bey der auch Bonfort mehr wie einmal lachte; bey der ebenfalls die Gräfin hätte lachen können, wenn sie eine heimliche Zuschauerin gewesen wäre, weil sie im mindesten nicht, auf

eine

eine ihr nachtheilige, oder unartige Weise, mitgenommen wurde. Sie sind doch wohl nicht eifersüchtig, rief Sir Monneville Hr. v. Caumont zu, als er ihn im Zimmer zurück kommen sah, sonst brauchen Sie Vergeltungsrecht, und setzen sich da bey meiner Frau; den armen Bonfort, der hier nichts eignes hat, wollen wir in die Mitte nehmen, damit er von allen einen Theil bekömmt.

Sind sie denn gar nicht eifersüchtig, antwortete Caumont lachend?

S. M. Ich, eifersüchtig? da müßte ich ja wol ein Narr seyn. — Sollte ich mich darüber ärgern, wenn andere meine Frau eben so angenehm finden als ich? Ich habe nie an einer Wohlgefallen gefunden, die andere Leute nicht billigten.

Hr. v. C. Aber wenn Ladi Monneville jemand Vorzug zu geben schien, wie denn?

Sir M. Ich fordere nicht, daß meine Frau blind und taub für anderer Verdienste seyn soll, was ich nicht leiden würde, wäre Leichtsinn — hörst du, Frau, wenn du leichtsinnig bist, oder handelst, schiffe ich dich ein und schicke dich nach Frankreich; wenn du dich aber gut aufführest, und dir außer mir ein anderer ehrlicher Kerl gefällt, —

e

y nun, darum wollen wir uns wohl vertragen
nd gute Freunde bleiben.

Ladi Monneville, die mit Unruhe den Aus-
ang von den Gedanken ihres Gemahls erwar-
et hatte, gieng und klopfte ihm auf die Schulter:
hr Betragen, Sir, sagte sie, ist so verbindlich,
aß sie nichts zu befürchten haben. Bonfort dachte
as ebenfalls.

Hr. v. Caumont fragte, ob man in England
en angehenden Ehemännern Unterricht gäbe, wie
e ihre Weiber am besten erziehen sollten?

Sir Mainville versicherte, so nützlich das auch
yn möchte, geschähe es da so wenig, wie in einem
ndern Lande; er habe aber bemerkt, das die Män-
er nirgend mehr betrogen würden, als in Italien
nd Spanien, wo sie eifersüchtig wären, wie die
ieger.

Aehnliche Unterredungen machten die Abend-
ahlzeit und den folgenden Tag, den diese kleine Ge-
llschaft bey Hr. v. Rosiére zubrachte, so vergnügt,
s es immer nach der Situation einiger anging.

Hr. v. Rosiére, der auf den ersten Augenblick
r Ankunft, eben so sehr bey Bonforts Anblick er-
staunte,

staunte, wie Hr. v. Caumont, wenn er das gleich nur durch seine Miene verrieth, ward bald von ganzen Verhältniß unterrichtet, was er eben s allerliebst fand, als Mainville ganz nach seinen Sinn war.

Habe ich's nicht gedacht, sagte er zu Hr. v Caumont, daß Isabelle noch wohl einen liebens würdigen Mann von ihrem Stande antreffen würd mit dem sie glücklich leben könnte? und für Bon fort, sollen sie sehen, findet sich auch noch ein gu tes Mädchen.

Für Bonfort, erwiederte Hr. v. C., ist m weniger bange, wie für Ladi Mainville, die d Erlaubniß hat, einem jeden zu gefallen — i weiß wohl, daß sie nicht streben wird, sie sich z Nutzen zu machen, und daß sie immer thun wird was sie kann, aber loben wollen wir das Din nicht eher, bis wir sehen, daß es gut geht. Ic halte nichts davon, seine Frau zu bewachen; ab mein Seel! ich halte auch nichts von der Eitelkei die sie der Bewunderung eines jeden Gecken un der augenscheinlichsten Gefahr ausgesetzt.

Hr. v. Rosiére nahm seine Zeit wahr, der l benswürdigen Ladi Man. viel nützliches auf ei angenehme Weise über ihre Verfassung und Ve halt

alten zu sagen die Art, wie sie mit Hr. Bonfort mgieng, versprach ihm so viel, daß er für sie ätte bürgen mögen. Hr. v. Caumont aber blieb abey, auch in der Hinsicht sey ihm weniger bange ir Bonfort, als für einen andern.

Ladi Monneville ließ nicht ab zu bitten, bis r. v. Caumont und seine Gemahlin sich entschlos- n, sie nach der Residenz zu begleiten. Der Ab- hied, der ohnehin durch die Hoffnung des nahen Viederſehens gar viel von seiner Unannehmlichkeit rlohr; ward noch durch die Reisegesellschaft ihrer ugendfreunde mehr gemildert. Während sich un- re Leutchen unterweges die Zeit vertreiben, so ut sie können, wollen wir uns einen Augenblick sruhen, um in dem nächsten Abschnitt desto ehr zu erzählen.

4. Capitel.

Der Sonnenschein des Hoflebens.

Wir könnten zwar von den Reiseaventüren unsrer jungen Ladi auch ein Wörtchen sagen. Denn wiß, man reist nicht leicht, ohne auf der Land- aße oder in den Wirthshäusern etwas bemerkens- wer-

werthes zu finden; aber erstlich paßt das nicht zu unsrer Ueberschrift, und zweytens wird dies Capitel lang genug werden, ohne daß wir nöthig haben, uns an Titel und Rangordnung zu vergehen um es auszufüllen.

Ladi Monneville, als sie zum zweytenmal wie eine Neuigkeit am Burgundischen Hofe vorgestellt ward, entwandte nicht nur ihrer artigen Gefährtin der Fr. v. Caumont alle Aufmerksamkeit sondern veranlaßte in den Gedanken sehr viele Vergleiche, die eben nicht zum Vortheil ihrer ehemaligen Gefährten ausfielen.

War Fräulein Durville schöner, so verursacht doch die Bekanntschaft mit ihrem Gesichtchen, da man die Züge der Ladi nicht weniger reitzend fand Anstand, Unterhaltung, Betragen, Putz, alles an ihr war vorzüglich angenehm; und ihre launigten Einfälle machten den Umgang, den keine Eigenschaft der Seele oder des Herzens verbittert völlig zu dem allerbesten, den man haben konnte.

Herzog Eudo verklärte zwar, die Ladi sey gar artig; aber bey weitem nicht das liebenswürdigste Frauenzimmer, was er je gesehen: indeß geschah dem Zeitvertreib der Fr. von Monneville durch die Gesinnungen des Durchlauchtigen Herzogs —

r sie doch mit vieler Artigkeit unterhielte — nicht
n mindesten Abbruch; vom Morgen früh, bis
n späten Abend, mußte sie um die Herzogin
yn; und außer, daß Sir Mainville ihr die Merk-
ürdigkeiten des Orts zeigte, die er allenthalben,
bemerken gewohnt war, brachten Ladi Mainville
d Fr. v. Caumont die dazu bestimmten drey Ta-
schlechterdings bey Hof zu.

Sir Monneville und Hr. v. Caumont fanden
y weitem nicht den allgemeinen Beyfall der Ladi;
wurden zwar als Fremde hervorgezogen und ge-
meichelt; allein man nahm sich in Acht mit ih-
n ins Detail der Sachen zu gehn. Sir Main-
lle der sich allenthalben zu finden wußte, und den
veck seiner Reise erreicht sah, bedauerte die auf-
wandten Kosten gar nicht; Herr v. Caumont
er, der hier für den Mann der Ladi keinen Platz
fen fand, wünschte schon in den ersten 24 Stun-
n von ganzem Herzen zu Hause zu seyn.

Unterdeß hatte der Herzog, der, wie so viele
dre Menschen, gerne sahe, wenn man zu seinem
esten sprach, um an Richards Hofe von seiner
racht reden zu lassen, am zweyten Tage einen ge-
schmückten Nachmittagsball, nebst einer, nach dem
Geschmack der Zeit, kostbaren Gartenerleichtung,
nd am 3ten die damals am allermeisten geschätzte

seltene Belustigung der Maskerade angestellt. De
Herzog war überzeugt, daß seine Ideen bey de
Ladi die gewünschte Wirkung nicht verfehlten; da
Sir Mainville sowol wie sein Herr diese Höflich
keiten gleichfach anrechnen würden. Mathilde er
freute diese Aufmerksamkeit in Betracht ihrer per
sönlichen Verbindungen mit Flandern und dahe
mit König Richard, und Hr. v. Caumont mocht
denken was er wollte, das Gute mußte nun ein
mal erst genossen werden.

Der Ball ist jetzt in allen Gegenden der Wel
eine so bekannte Sache, daß wir diesem Hofba
des Herzogs von Burgund, mit jeder kleinen Ca
bale und Herzensangelegenheiten, die ihn bezeich
nete, ungerügt wollen beruhen lassen, indem er fü
unsre Hauptpersonen ohne Folgen geblieben ist
wir wollen dagegen von der Maskerade reden, d
so vielen jungen Lesern noch ein Vergnügen sey
wird, und was sie gar sehr zu erleben wünschen.

Ladi Monneville, die die Juwelen gar nich
liebte, erschiene in dem einfachen Anputz eine
Bäurin, weißes seiden Zeug mit blassem Blau
ein kleines Hütchen, was die Phisionomie eben s
wenig versteckte, wie eine sehr kleidsame Mask
machte ihren Anzug aus, an dem eine kostbar
Leibbinde und ein paar Diamanten Hancken die da
Wäms

Wämschen und die Ermel und Aufschläge befestig-
en, das einzige glänzende waren.

Fr. Durville war äusserst prächtig, als eine
Nimphe gekleidet, der Herzog stellte den Apol vor,
Herr von Branchenard den Pan.

Die Herzogin war im Fürstlichen Ornat, und
Madame Paravinette in Witwenkleider. Drey
übsche Hofdamen stellten die Grazien vor; und
ndem sie der Fürstin ein von allen Bewohnern des
Olimps unterschriebenes feines Lobgedicht über-
richten, versicherten sie, daß sie nie etwas voll-
ommeneres angetroffen, und also keinen Wunsch
egten, als ihr Leben dem Dienst einer so edlen
nd liebenswürdigen Fürstin zu widmen.

Sir Monneville prophezeihete als Zauberer,
en Damen nach seinen Kenntnissen ihr künftiges
Schicksal. Fr. von Caumont theilte, als eine
Dame, deren Einkünfte wenig Juwelen verstatte-
n, in der Maske einer Gärtnerin, Blumen aus;
Herr von Caumont stellte einen Spanier vor. Hr.
Pommore, sagte in der Maske des Hymens
hr viel lustiges und ernsthaftes über den Ehestand.

Verschiedene junge Hofleute, waren ein Ge-
olge eines Gesandten, den der Kriegsgott mit ei-

ner galanten Anrede an den Herzog abschickte, d
deren Ende Eudo ersucht ward, die Venus m
Gleichgültigkeit anzusehen, weil Mars durch sei
Vollkommenheiten ihre Zuneigung erreicht, ab
sehr leicht zu verlieren geschienen habe. Nachde
wandte sich dieser Gesandte an die Herzogin u
feyerte durch ein feines Compliment, das Ande
ken ihrer Voreltern.

Ladi Mainville wollte über alles, was sie sa
schon seit mehr als einer Stunde vor Lachen ers
cken, da eine Maske in römischer Tracht sie zu
Tanz aufforderte; so schön und gerne sie tanz
war dieser Zeitvertreib doch da ihre Sache nic
wo sie so viel zu sehen und zu hören fand, als
noch nie auf einem Flecken Beschäftigung für ih
Augen und Ohren angetroffen hatte; unterdess
fürchtete sie, sie durch eine abschlägige Antwort
beleidigen und folgte der Maske.

Vor und nach dem Tanz, mahlte der Röm
der Ladi den Buchstaben ihres Namens in d
Hand, und suchte sie zu necken, furchtete aber d
besondre Galanterie eines Unbekannten, schütte
einmal lächelnd mit dem Kopfe und machte sich na
einer Verbeugung schnell davon zu den übrig
Damen.

Na

Nach einiger Zeit, begleitete L. M. Fr. von
aumont durch ein Nebenzimmer und einem Gange
n ein Cabinet. Fr. v. C. hielt sich für das Ver-
nügen, was sie in der Gesellschaft fand, zu lange
uf; sie gieng daher vor ihr aus dem Cabinet,
m durch die Thüre des Nebenzimmers in den Saal
u sehen. Wie erschrack sie aber, als sie im Gange
y schwachem Lichte den Römer zu ihren Füßen
h; sie war im Begriff Fr. von C. zu rufen, als
e Bonfort erkannte.

Werden sie nicht ungehalten, sagte er, theure
sabelle; ich habe es mir, auf den Ruf eines all-
meinen Vergnügens, nicht versagen können, an
em ihrigen Theil zu nehmen.

L. M. Himmel! Bonfort, was machen sie?
Barum sagten sie mir das nicht im Saal? scho-
n sie mich nicht mehr, als daß man uns so über-
schen könnte? Geschwind stehen sie auf und las-
n mich gehen!

Bonfort hielt die Ladi fest in seine Arme ge-
hlossen. Nun, Bonfort, sagte sie, bey Ver-
ust aller meiner Gunst lassen sie mich!

So muß ichs ja! sagte Bonfort, und ließ die
rme sinken.

L. M. Wenn sie mir gut sind B. so vermeiden si
alles Aufsehen! im Saal spreche ich sie gerne; si
reichte ihm die Hand, die Bonfort, wie man denke
kann, nicht küßte; darauf gieng sie zurück im Ca
binet, und mit Fr. v. C. der sie ihre Begebenhei
verschwieg, in Maskensaal. Sie suchte den Rö
mer mit den Augen, fand ihn aber nicht. Un
sich von ihrer Erschütterung zu erhohlen, sah si
einer Gesellschaft zu, die um großes Geld an einen
geräumigen Tisch paar- oder unpaarweise spielte.

Nicht selten hilft uns Aufmerksamkeit auf di
Leidenschaften andrer, unsre eignen verachten, un
terdrücken, oder vergessen. Ladi Monneville war
in dieser Gesellschaft bald fähig, aufs neue heite
und froh zu seyn.

Herr Bonfort war nicht der einzige Fremd
den die Maskerade und L. M. nach der Hauptstat
geführet hatte; auch Sir William Durcy, war
da er zufällig erfahren, daß die Lustbarkeit, w
man überall erzählte, der Ladi wegen angestel
würde — durch Neugierde angetrieben, einig
Meilen zu reisen, um beyde zu sehen.

Sir William war zu spät gekommen, um a
dem Tage dem Herzog vorgestellt zu werden; un
wie er zur Maskerate gehen wollte, siehe da fehl
e

am allernöthigsten, an einem Maskenkleide; ich weil damals noch bey weitem nicht so wie jetzt für gesorgt ward, die auflodernden Wünsche nes jeden Erdenkindes zu befriedigen an einer Maske.

Indem Sir William, ziemlich verdrießlich, he, daß dem Uebel nicht abzuhelfen sey, und uf und ab gieng, fiel ihm ein, daß seines Vaters Dorfschulmeister sehr oft über die Unbesonnenheit r Jugend moralisirt und ihn ermahnt hätte, bey ner jeden Sache auf die Folgen zu denken. Nie atte er die Erinnerung des Schulmeisters, noch gegründet gefunden. Wie aber lebhafte Einbildungskraft und eine schnelle Gedankenfolge junge eute sehr oft ein Versehen vergüten hilft, dachte ch Sir William den Anzug dieses Mannes und in ner halben Stunde war er in einem ähnlichen ufzuge mit einem von Mehl gefärbten Gesicht, uf die Maskerade, wo seine gar nicht elegante Figur, sich unter der Menge verlor.

Sir William ward zuerst auf den Zauberer ufmerksam und erkannte an seiner geschwinden usrede Sir Monneville, dieser aber, der einen hönen bemittelten Ritter, nicht unter so elender lussenseite vermuthete, verkannte Sir William urchaus.

Sehr aufgeräumt, wie Sir William war, un
gänzlich Freund am burgundischen Hofe, verfolgt
der Schulmeister, um sich einen Spaß zu machen
mit der Zauberey unaufhörlich; wo sich auch Mon
neville hinwandte, fand er Durci müßig, der ei
großes Buch hatte, es mit der Ruthe schlug, un
wichtige Anmerkungen oder Zusätze bey seinen Pro
phezeihungen machte, den fragte Sir Mainville, we
er wäre? bat er Durci, sich zu erkennen zu geben
ärgerte er sich über das monotonische Geräusch
von dem er ohnehin kein Freund war, so zog sie
Sir William schnell zurück, um in dem nächste
Augenblick wieder da zu seyn. Alles Nachforsche
blieb vergebens, und wenn man einmal den Schul
meister entdeckt zu haben glaubte, fand man imme
seine Muthmaßung unter einer andern Mask
verhüllt.

Endlich lockte Sir Monneville, — der nac
alle dem einen Hofmann unter dem Schulmeister
rock vermuthete — seinen Verfolger so nahe a
der Herzogin, daß dieser von Damen umgeben
nicht ausweichen konnte.

Ich muß, sagte Sir M., indem er sich a
die Herzogin wandte, Ew. Durchlaucht gnädigst
Hülfe in einer Sache anflehen, die mir den äußer
sten Nachtheil drohet. Es steht im Buch der Ster

geschrieben, das ich nur von einem Verfolger zu fürchten habe, den ich nicht kenne; bisher traf ich keinen den meine Kunst nicht entdeckte, allein an diesen Schulmeister — indem er Durci sanft zu der Fürstin hinzog — scheitert meine ganze Wissenschaft.

Sir Williams Aufzug und die naive Manier, womit er ihm noch mehreren Ausdruck gab, erregten allgemeines Lachen.

Ich bin verloren, fuhr Sir M. fort, falls Ew. Durchlaucht mir ihr gnädiges Mitleid versagen.

Die schönen Hoffnungen, versetzte die Fürstin, mit denen sie die Herzen dieser Gesellschaft erfüllt haben, verdienen Belohnung. Zauberer, ich kann Ihnen weder mein Mittleiden, noch meinen Beystand versagen; was fordern ihre Wünsche?

Den Namen des Schulmeisters auf höchsten Befehl, Durchlauchtige Fürstin!

Hier beugte Sir William — mit der natürlich anständigen Würde, die aus dem Schulmeister einen ganz andern Mann machte, und Mainville zeigte, daß er sich nicht geirret hatte — ein Knie vor der Herzogin. Durchlauchtige Prinzeßin, sagte

er, ich bin vom Amor geschickt, um den französischen Damen das A B C der Liebe zu lehren; ich habe mich an diesen Zauberer gewandt, weil ich ihn mit den Unterhaltungen des Elisens vorzüglich bekannt glaube; wenn ich aber seinen Prophezeiungen trauen soll, wird auf Erden schon ziemlich fertig gelesen; und da ich selbst bloß nur noch buchstabire, bleibt mir nichts übrig, als zum Amor zurück zu kehren, um ihm Nachricht vom Diensteifer und Verehrung der Sterblichen zu bringen. Erlauben Ew. Durchlaucht unterdessen, daß Sir William Durcy ihnen dieß Lesebuch und dieß Werkzeug der Züchtigung überreichen darf, was Amor beym Unterricht nöthig findet. In so gnädigen Händen ist die Macht sehr vertheilt. Auch unterwirft sich, der unterthänigste Knecht Ew. Durchlaucht, jeder ihm zuerkannten Strafe.

Alle Zuschauer waren von dieser Scene zufrieden, selbst die Damen, die auf dem ersten Blatt im Lesebuch eine kleine Abbitte von Sir William wegen der freyen Reden des Schulmeisters finden; die Strafe lief dahin aus, daß Sir William das Gesicht abwaschen und in seinen gewöhnlichen Kleidern erscheinen sollte, weil alle Frauenzimmer sehr neugierig waren zu sehen, ob es der Mühe werth sey, einen solchen Einfältigen klüger zu machen. Während nun Sir William mit M. davon

gieng,

zieng, um diesen Befehl zu vollziehen, und sie sich des Wiedersehens und ihrer Neckereyen erfreuten, fragte Darcy: aber wo ist ihre Gemahlin, Sir M.? haben Sie die Güte, mich ihr vorzustellen.

Sir Mon., der in großen Gesellschaften, die Lady ihrer eignen Führung überließ, wußte doch, durch die Sorge, die sie selbst dafür trug, immer wo sie zu finden war. Da steht sie, sagte er, am Spieltische, aber warten sie doch nur ein Viertelstündchen, bis sie umgekleidet sind.

Darcy meynte, es wäre Schade, wenn ihn die Ladi nicht so sehen sollte; und wer ist sie denn, lieber Monneville, die Sultanin, die Gärtnerin, doch nimmer die Witwe?

S. M. Keine von den dreyen. Das ist meine Frau! indem er der Ladi die Hand küßte, und das Liebe ist Sir William Darcy, den du die Güte haben wirst, als einen meiner Freunde aufzunehmen.

L. M. that sich alle mögliche Gewalt an, um der traurigen Figur, die ihr so sehr verlegen schien, etwas artiges zu sagen.

Sir William ward beym unerwarteten Anblick der Lady von vieler Bewunderung eingenommen, es war,

war ihm unmöglich, etwas hervorzubringen, was nicht von seiner Bewegung zeugte; unter einer Menge Reverenzen zog er sich sehr ängstlich und eilfertig mit Sir Monnville zurück. Während er seinen Rock ablegte, setzte er sich vor, für dasmal der Lehre des alten Brubri unwiderruflich treu zu bleiben, und die Ladi, die er nicht kennen würde, ohne sie zu lieben, in seinem Leben nicht aufzusuchen oder zu sprechen.

Indeß Ladi Monneville sich mit Fr. v. Caumont über den schöpsartigen Freund lustig machte, der sich ihr hatte vorstellen lassen, um ihr nicht ein Wort zu sagen, traten ein Spanier und ein Grieche zu den Damen hin, der Spanier nahm die Ladi, der Grieche Fr. v. Caumont, beyde baten sich die Erlaubniß aus, mit ihnen im Saal zu spazieren.

Bey dieser freyen Manier glaubten unsre Damen, der Spanier sey Hr. v. Caumont, und der Grieche einer von seinen Bekannten; als sie aber, gleich andern Spaniern, bemerkten, fürchteten sie, mit Fremden in Aventüren zu gerathen, sie nöthigten daher ihre Begleiter, sich mit ihnen auf eine Bank, ohnweit des Spieltisches, zu setzen, weil sie in diesem Zirkel nicht mehr unbekannt waren. Der Grieche nahm seinen Platz zwischen den beyden Damen, und unterhielt Fr. v. Caumont nicht galant

lant, aber sehr artig, und zugleich wußte er die Unterredung so zu binden, daß nicht abzubrechen war, ehe er selbst wollte.

Wenn ich ihnen sage, schöne Ladi, fing der Spanier an, — der sich auf die Ecke der Bank bey Isabelle gesetzt — daß ein gewisser Römer mir das Recht abgetreten hat, was sie ihm auf eine Unterredung in diesem Saal gegeben, werden sie mir denn wohl ein Viertelstündchen von ihrer Zeit gönnen?

Ihr Sprachton, erwiederte die Ladi, hat so viel Gleichheit mit der Stimme des Römer, daß ich glauben mögte, es sey mit meinem Freund eine Verwandlung vorgegangen, und wenn dieß Wahrheit seyn sollte, werde ich eine halbe Stunde nicht besser zubringen können, als in ihrer Gesellschaft.

B. Sie verkennen also Bonforts Stimme nicht, theure Isabelle, unter welcher Gestalt ich ihnen auch erscheine?

L. M. Nicht leicht, Bonfort, und gewiß werde ich immer für sie thun, was Pflicht ist, und meine Grundsätze irgend erlauben.

B. Auch ich werde suchen, Liebenswürdigste unter allen Weibern, richtigen Grundsätzen und der

Pflicht

Pflicht treu zu bleiben, die Sie mir aufgelegt haben. Verzeihen Sie einer Liebe, die durch schnell aufblühendes Glück sich täuschenden Hoffnungen überließ, und eine Stärke gewann, die ich nicht gleich vermag, bis zu ruhigerer Empfindung, herab zu stimmen. Glauben sie, ich will alles, was sie wollen; nur nicht der Störer ihres Glücks werden.

L. M. Schweigen Sie von meinem Glück, ich habe keins, als den Gedanken zu unterdrücken, daß Sie und ich durch meine Schuld höchst unglücklich sind. Ist es — oder kann es Freude für ein vernünftiges Geschöpf seyn, sich dem lärmenden ermüdenden Taumel öffentlicher Zusammenkünfte zu überlassen? was denken Sie von jemand, der wie ich wünschte, diese Maskerade möchte nie aufhören, damit ich das Hülfsmittel wider mich selbst, eine Zerstreuung, nicht verliere, die unentbehrlich für meine Zufriedenheit ist, damit ich der Téte à Téte mit S. M. entgehe, was, so dankbar ich auch für seine Güte bin, unerträglich ist, und ewig unerträglich bleiben wird.

Ich denke, daß sie sehr zu bedauern sind, Isabelle, sagte Bonfort, und daß das feine Gefühl der liebenden in ihrer Schilderung viele Gründe zur Beruhigung findet. Verzeihen Sie einer Schwäche die ich selbst an mir tadle; ich werde Ihnen immer

pred

predigen, Sir M. zu lieben, so sehr es in Ihrer Gewalt ist; aber jetzt würde der, der einmal im Besitz Ihres Herzens war, nicht ertragen können, wenn Sie sich neben Ihrem Gemahl glücklich fühlen. Zeit, Abwesenheit, Geschäfte, werden mir möglich machen, so uneigennützig zu denken, wie ich soll, denn lieben sie Sir M. suchen und finden Sie Ihr Glück bey Mann und Kindern, ich will Sie nicht um die Freuden bringen die ihr Stand gewährt. Bleiben Sie meine Freundin, und erhalten Sie von ihren stärkern Empfindungen für mich so viel als nöthig ist, damit kein anderer S. M. die Zuneigung raube die Sie ihm schuldig sind.

L. M. Bonf. Bonf.! welche Vorstellungen kreuzen sich in Ihrer Seele? gar eine neue Liebe! sind Sie etwa selbst so flatterhaft. Ich begreife fürwahr nicht, worin die große Freude besteht verheyrathet zu seyn! vielmehr rathe ich Ihnen, sie wieder zu suchen, wenn sie nicht ein Mädchen antreffen, deren Umgang Ihnen ausserordentlich angenehm ist. Lassen Sie uns itzt mit Fr. v. Caumont reden, wer ist ihr Grieche?

Sind Sie auf einmal eine Heuchlerin geworden? fragte Bonfort.

L. M. Sie werden es noch ganz mit mir verderben! was fragen Sie? was wollen Sie? ich

kann

kann Ihnen nicht mehr sagen, als daß ich so unglücklich bin wie irgend ein Weib auf Gottes Welt seyn kann!

Ums Himmels Willen, flüsterte Bonfort, mit wehmüthiger Freude, vergeben sie einem unglücklichen, in dessen Gewalt es nicht steht, zu seyn wie er soll! Ich weiß daß sie wahr sind, ich weiß genug, beste Ladi! beruhigen Sie sich, bleiben Sie mir gut und Ihren Pflichten treu! Sie werden mit der Zeit in Ihrer Situation eine Annehmlichkeit finden, die sie jetzt nicht darin entdecken können. Thun Sie nie etwas, das Ihnen selbst tadelnswürdig vorkommen würde. Wer weis, wie das Schicksal den Knoten auflöset. Ich reise jetzt mit Hr. Arnaud zurück, der den Griechen vorstellt und sich so wenig zu erkennen gegeben hat wie ich. Bonfort nahm Isabellens Hand, die er sanft drückte; morgen auf dem Wege nach Hr. von Caumont treffen wir uns wieder. Die Ladi druckte auf Bonforts Hand und sie sagten sich zu, einander gut zu bleiben so lange sie lebten. Darauf sprach Herr Bonfort ein paar Worte mit Fr. v. Coumont Hr. Arnaud mit L. M. und ohne weitere Begebenheit, beurlaubten sich der Spanier und Grieche von ihren Damen.

Frau von Caumont war erstaunend neugierig ihren Gesellschafter zu kennen, die Fragen, die sie

de

esfalls an verschiedene that, und neue Gegenstän-
e, die ihnen bey der Gelegenheit vorkamen, hal-
n L. M. die Bewegung verbergen und bemeistern,
der sie wider Willen gerathen war. Sie such-
n den Zauberer, weil sie ihn aber nirgend ent-
ecken konnten, giengen die beyden Damen, die sich
hon zu lange entfernt zu haben glaubten, wieder
ir Herzogin.

Sir William war vorher schon zurück gekom-
en, von Sir Monneville, der jetzt auch in andrer
leidung seinen Hofmeister vorstellte, begleitet.
urcy ward dem Herzog vorgestellt; er gefiel über-
is, besonders sagt man dem schönen Geschlecht,
an wüßte nicht was den Vorzug verdiente, seine
igur, sein Verstand, oder seine Annehmlichkei-
n. Sir William, wie sichs denken läßt fand
eschäftigung genug, um ohne Zwang, eine Un-
rredung mit L. M. zu vermeiden. Ich sollte
ol, sagte er zu Sir M., ihrer Gemahlin noch ein-
al ein Compliment machen, allein sie verzeiht,
offe ich, daß ich unter so vielen Fremden, nicht
rade ihre Unterredung aufsuche; empfehlen Sie
ich der Lady gehorsamst, bis aufs Wiedersehen
London.

Sir William bemerkte unterdessen Lady Mon-
ville in der Ferne, und was er von ihr sahe oder

hörte, befestigte seinen einmal gefaßten Ent
schluß.

Als die Ladi zur Herzogin kam, fand sie si
in Unterredung mit einer Maske, die viel von einer
jungen Mann sprach, über den er die Aufsicht führt
die Herzogin sagte ihm so viel verbindliches, da
Ladi Monneville, die Sache für Wahrheit annahm
weil der fremde Herr blos im Gesicht vermumm
war — aber, sagte sie, wenn ihr Untergeben
so liebenswürdig ist, wie Sie ihn schildern, mu
Ihnen sicher Ihr Amt mehr Vergnügen als Müh
machen.

Meine schöne Ladi? erwiederte die Maske,
sind vielleicht immer ein sehr folgsamer Zögling g
wesen, aber mit allen ists nicht so: das Amt ein
Hofmeisters bringt gewöhnlich für die größte V
antwortung, Mühe und Sorge, nur den erbärm
lichsten Lohn; die Jugend, ist stolz, eitel, unvo
sichtig; und weil Kopf und Herz zu warm sin
kochts gar leicht über und über.

L. M. Sie scheinen mir, mein Herr, n
nicht so weit über die Jahre der Jugend zu sey
daß diese Fehler ihrer Laune unerträglich fal
müssen.

S. M. Schöne Ladi, ich habe nur Gedult
it den Fehlern der Damen; wenn sie sich meiner
ührung anvertrauen wollen, werden Sie mich an
edult und Gefälligkeit unerschöpflich finden.

L. M. Das Anerbieten, mein Herr, muß ich
ir Monneville bekannt machen, ehe es mir er-
ubt ist zu entscheiden, ob ich Ihre Güte auf die
obe setzen darf; sollten sie aber alsdenn eine ab-
lägige Antwort bekommen, so darf es Ihnen
cht reuen, weil ich in vielen Stücken, einen un-
ähmten Eigensinn besitze.

Die Maske entfernte sich, um Sir Monne-
le über die streitige Sache zu fragen, und die
di ward nicht wenig geschoren, als man erfuhr,
ß sie wirklich ihren Gemahl nicht gekannt habe.

Der Herzog tanzte mit Ladi Monneville, und
. Durville gab sich alle ersinnliche Mühe, mit
r William Durcy eben so gut zu tanzen, als
abelle und Fr. Crousset, die in dieser Kunst eine
isterhafte Fertigkeit hatten, aber es wollte doch
ht recht gehen.

Durcy, der das Auge immer nur mit Mühe
n der Ladi abzog, machte einige Fehler, die sei-
Ungeschicklichkeit nicht veranlaßten; im Begrif

Isabelle aus der Hand des Herzogs aufzufordern erhielt er die Gewalt über sich, sich zu Fr. C Crousset zu wenden.

Ladi Mainville beschloß eben eine kleine inter ressante Unterredung mit der Herzogin, als zwe Juden die Nachricht brachten, daß der fremd Herr den S. M. im Duel erstochen, und sich jet die Erlaubniß ausbäte, der Ladi aufzuwarte Als sich die Intrigue erklärte, die viel zu lache gab, war einer von den Juden Hr. v. Coumon und der andere Sir Mainville.

Bald nachher endigte die Maskerade, die He zogin rief noch L. M. einen Augenblick in ihr C binet, umarmte sie, versprach ihre Freundscha und befahl der Ladi, ihr oft zu schreiben. Dara beschenkte sie jedwede Dame mit ihrem Miniat gemählde, die Herren erhielten vom Herzog ein Ring, und nun ward alles nach Stand und Wi de beurlaubt.

Hat diese Maskerade in ihnen den Wun nicht vermindert, eine anzusehn, meine jungen ser, so kann das dem Verfasser in der Hinsi nicht gleichgültig seyn, weil er den Endzweck reicht hat sie zu amüsiren. Unterdessen mag er so wenig auf ihre Kosten belustigen, daß es i schr

chwer fällt, ihnen zu verschweigen, "wie kecke Dinge in der Welt, mit eingerechnet die Maskerade, sich am besten in einem Roman ausnehmen." In der That und Wahrheit bringt man sich elbst allenthalben mit, und wenn man in der Runde aufrichtige Bekenntnisse erwarten dürfte, so ürde sich in großen Gesellschaften die eine um ein aar ungewaschner Manchetten willen, eben so unlücklich fühlen, als die andre, aus Mangel an nterhalt für ihre Familie, und die dritte, weil r der kleine Amor einen schlimmen Streich spielte.

L. M. Die Fr. Durville, gar nicht nach ihm Sinn gefunden, hatte sie zwar sehr freundlich, ber nicht vertraut begegnet, wozu sie denn, durch ne erst stolze Aufnahme, gute Gelegenheit bekam.

Kurz, ehe sich die Maskerade endigte, gab Fr. urville der Ladi schnippisch zu verstehen, daß der hönste Ritter, den sie je gesehen habe, mehr feien Geschmack zu haben schien, als Msr. Bonrt — es ist darum noch nicht entschieden, wer n richtigsten urtheilt, erwiederte Ladi Monneville.

Isabelle, die, nach der Unterredung mit dem panier, mehr aufgeräumt schien, als sie es ar, schlief in den 3 Stunden, die dazu übrig ieben, fast gar nicht, sie wiederhohlte sich unauf-

hörlich alles, was ihr Bonfort gesagt hatte, und freute sich auf die nächsten 2 Wochen, die sie noch im Vaterlande größtentheils bey Hr. v. Caumont zubringen sollte. Endlich im Wagen, überließ sie und Fr. v. C. sich dem Schlaf; bis sie von einem Geräusch geweckt wurden, was Freude verkündigte, ihre Männer, Hr. v. Rosiére Hr. Bonfort und Hr. Arnaud, machten diesen Lärmen, indem sie sich einander entgegen riefen.

Diese Gesellschaft blieb so lange S. M. sie noch in Frankreich aufhielt, bald hie, bald da, unzertrennlich beysammen. Fr. v. Louremont wo eingeladen, kam auch, stutzte nicht wenig, als s Bonfort fand, ward mit Achtung begegnet, ob ob sich gleich L. M. noch immer für sie fürchtet durfte sie doch nichts einschränken, und mußte len in Ruhe ihr Steckenpferd reiten lassen.

Fr. v. C. und Ladi M. die sich gar nicht ve liessen, nahmen Bonfort oft mit sich, wenn der n der Maskerade und durch alles was er sah, v ruhiger geworden, und beynahe in dem Stan der Erwartung zurück versetzt war, in dem er v der Reise nach Spanien lebte, er betrug sich u tadelhaft gegen seiner geliebten Isabelle, und g ihr einen Theil ihres Muths und ihrer Heit keit durch seine veredelte ruhige Empfindung wied

Sie haben mir ja, sagte Bonfort, einmal ich gar nichts von dem schönen Ritter William urcy gesagt. der wie Sir Mainville in Frank- ich gebohren ist, und in Engelland bey Hof dient.

L. M. Ach, von der traurigen Figur, das äre der Mühe werth, die Zeit damit zu verderben.

F. v. C. } traurige Figur?
Sr. B. }

L. M. Ja wohl, sie hätten ihn sehen sollen, n Schulmeister; ich muß noch lachen, sie wis- ns ja, Liebe — läßt sich mir vorstellen — und ht da — indem sie ihn nachäfft — bis ihn, m Himmel sey Dank, Sr. M. fortschob; der hl ein bischen verlegen war, wie sich sein Freund hölzern nahm.

Bonfort glaubte, es stecke ein Irrthum dar- ter, ich kenne Sir William, das ist ein aller- bster Mann, nichts weniger als hölzern, er ist ch bey Hof, und man hat überall von seinem itz und seiner angenehmen Manier auf der Mas- ade gesprochen.

Fr. v. C. Ich weiß wohl, liebe Isabelle, daß r über den Schulmeister lachten, den sie mir schrieben, aber sahen sie Durcy nicht nachher?

wirklich ein vorzüglich schöner angenehmer Mann!

L. M. Das habe ich wirklich nicht bemerkt, wenn ich von S. W. höre, denke ich immer an den Schulmeister. Ha, ha, ha, ha, ha!

B. Nehmen Sie sich nur in Acht, liebe Cousine, daß Sie nicht einmal, neben Sir W. den Schulmeister, vergessen werden.

L. M. Bonfort! ich dächte —

B. Ja, ja, Liebe! Sie verdienen, daß ich S. M. erzähle, wie blind und taub sie ohne sein Forderung gegen Schönheit und Vorzüge sind. —

Bonfort, verlies die Damen wirklich; erzählt Sir Monneville was vorgefallen war, und natürlich gab dies Anlaß zu einer aufgeräumten Unterredung, als sich die Ladi wieder in der Gesellscha zeigte.

Wir sind von Natur so weichherzig, daß w von keinem Abschied reden können; und unsre Lese so viele sich darunter finden mögten, die eine G legenheit zum Weinen nicht gerne aus der Acht la sen, müssen uns verzeihen, daß wir Isabelle

A

Abschied aus dem Vaterlande, so kurz machen als Herr v. Monneville, der kein Freund der Thränen war, die nichts einbringen.

Indeß wird es jedem begreiflich seyn, wie beklommen sich der Ladi kleines Herzchen fühlte, und wie sie der inneren Bewegung willen, der sie keinen Ausbruch verstatten durfte, alles was ihr auf der Reise vorkam, von den vortrefflichsten Dingen an, bis auf die verwerflichsten herunter, mit einer Gleichgültigkeit ansah, die kaum Diogenes mit aller Ueberzeugung von Nichtigkeit der menschlichen Dinge, würde behalten haben, wenn er im Anfang December 1197. die Reise aus dem Herzogthum Burgund nach Londen gemacht hätte.

5. Capitel.

Für neuvermählte Damen.

Endlich erreichte die Ladi die Hauptstadt London, ein banger Schauer überfiel sie, als sie ins Stadtthor fuhr, und er hatte sie noch nicht verlassen, wie sie in ihre neue Wohnung trat. Wie man London für eine schöne Stadt halten, und besonders ihre Zimmer sehr hübsch finden konnte, be-

griff sie erst viele Jahre nachher. Damals schien ihr alles, was sie umgab, finster, unangenehm, und die hohen Häuser von denen sie sich umgeben sah, die Einschränkung die sie allenthalben antraf wo sie hinblickte, war nach ihrem Bedünken, das redende Gemählde einer fürchterlichen Gefangenschaft, in der sie sich ohne alle Bekannten sahe, als Sir Monneville und zwey junge Narren, die sie einmal zufällig bey Herr von Rosiére vorgefunden, und mit vieler Mühe einige Stunden ertragen hatte.

In dieser unglücklichen Stimmung zog sie ihren Blick von den Vorübergehenden ab, auf den sie ihn einige Minuten gedankenloß geheftet hatte, und warf ihn flüchtig auf alle Gegenstände des Zimmers umher, was Sir Monneville kurz vorher verließ. Hier ward sie auf einem Tisch ein Buch gewahr, was sie der Form nach für eines ihrer Lieblinge hielt, voll des Glaubens, — so gut wie wir, daß man bey nichts so leicht, als bey einem guten Buch alle seine Sorgen verschmerzen kann, — eilte sie dem Tischgen zu, um sich durch Lesen zu vergessen, — aber leider! war das Buch ein Kästchen, und unsre Ladi blieb sehr unzufrieden in einem kleinen Nachdenken stehen, was sie wol am besten thun könnte, da ihre einzige Hoffnung vereitelt sey?

Es

Es war noch frühe am Tage, als sich Ladi Monneville bey dem kleinen Kasten, der sie getäuscht hatte, an andere Kisten und Kasten erinnerte, in denen es wol eben nicht am ordentlichsten aussehen möchte; sie gieng daher hin, theils häusliche Anordnungen zu machen, theils welche auszuführen. Und wie Sir Monneville von einem Geschäffte nach Hause kam, indem er den Augenblick nach seiner Ankunft war gerufen worden, fand er zu seiner großen Erbauung alles mit Aufräumen beschäftiget, und was seine Bequemlichkeit erforderte, völlig eingerichtet.

Die ersten Eindrücke sind so leicht nicht zu tilgen. Die Frau ist der Hochachtung ihres Mannes auf immer gewiß, die von Anfang für eine räthliche Haushälterin von ihm angesehen wird, so wie es für die auf immer ein bischen mit der Hochachtung hapert, die im ersten Jahr in diesem Punct Prise über sich giebt. Herr von Monneville hielt seine Gemahlin von der Minute an, wo er sie so beschäftiget fand, für eine Frau, die ihre Pflichten in aller Hinsicht kannte, und traute sich niemals über den Gang des Hauswesens mit Galle zu raisonniren, zu brummen, oder der Ladi auf irgend eine Weise in dem Damenstück oder Küchenrecht einzugreiffen; wie vielleicht dann und wann möchte geschehen seyn, wäre das Kästchen questionis, wirk-

wirklich, — wir wissen nicht genau welches, — poetisch oder romantisches Werk gewesen..

Da unser Wunsch nun schwerlich hinreichen wird, jedes Buch Schreib- oder Nähzeug, was die lieben Damen zur Zeit angreiffen, in ein Kästchen zu verwandeln, empfehlen wir ihnen gehorsamst, diese mitgetheilte Anekdote aus dem Leben der schönen Ladi, zum gütigen Andenken, indem wir recht sehr bitten, eben so viel scharfsinniges Nachdenken über die Wirkung dieses glücklichen Zufalls anzuwenden, als Ladi Monneville, die nie aufhörte, ihn zu ihrem Vortheil zu nutzen.

Hier ward Isabelle abgerufen, um ihrem Gemahl bey der Collation Gesellschaft zu leisten und ein paar Freunde desselben, Sir Gondfrey Burton und Sir John Streison, zu bewillkommen. Beyde gefielen ihr gar nicht, eben so wenig die Nothwendigkeit, ihre Arbeit im Stiche zu lassen, die sie gerne vollendet hätte; dem ohngeachtet nahm sie Ladi Monneville mit einer freundlichen Gefälligkeit, die nicht Verstellung, sondern Bewußtseyn ihrer Schuldigkeit war, ihrer an. Wäre sie eitel gewesen, so würde der aufrichtige Beyfall dieser junger Männer, Ladi Monneville ihre Aufopferung reichlich belohnt haben.

Der Ruf dieser reizenden Französin, brachte nicht nur in den nächsten Tagen, die beyden Gecken, die sie in London kannte, sondern von Neugierde getrieben, sehr viele andere zu ihr hin, die sie nicht kannte. Weil nun Lavater und die für ihn geschworen haben, auch behaupten mögen, daß der Mensch keinen sichern Stempel seiner Empfindungen trägt, und der vernünftige Mann sehr oft, dem äußern nach, mit dem Narren zu verwechseln, selten aber auf dem ersten Blick infalliblement für seinen wahren Werth zu unterscheiden ist; so stieß die Ladi mit ihren Urtheilen bey sehr geringer 18 jahrigen Menschenkunde so vielfältig an, daß sie alle Lust verlohr, Sir Monneville etwas weiter von ihren Meynungen — die Herren und Damen betreffend — zu sagen, die sie zu sehen bekam. Die Männer, die Weiber, die Mädchen, die schöne Stadt London, und deine auserlesenen Zimmer, dachte sie heimlich, alles ist, eins so uninteressant, so unangenehm wie das andere; es war ein Glück für die Ladi, daß sie sich einer Frau erinnerte, die nie von etwas anders sprach, als von dem Ort, den sie verlassen hatte, und der Menschen, die ausser sie niemand kannte; sonst wäre sie eine lebendige Relation aus der Ideenwelt für andere ihres Gelichters geworden.

Es ist in der That eine empfindliche Situation in einem ganz und gar fremden Zirkel von Menschen

schen versetzt zu werden, und an einem uns völlig unbekannten Ort leben zu müssen. Sein Vaterland verlassen, mit ihm seinen verjährten Sitten, Gewohnheiten, ja gar der Kost entsagen, die einem schon vom Kinderalter her lieb ist, um so zu essen, wie andere es für gut finden, um Gewohnheiten anzunehmen, die manchmal lästig fallen, und Sitten nachzuahmen, an denen uns vielleicht mehr wie ein Punct als lächerlich auffällt, behält unleugbar auch denn noch etwas bitteres, wenn wir aufgenommen werden, wie die Engel im Himmel die Landessprache vollkommen inne haben, und Menschen antreffen, die nach unserm Sinn sind. Ist aber denn ein unbeschreiblich peinlicher Zustand wenn wir ungerne sehen werden, mit niemand sympathisiren, oder unvermögend sind, uns auszudrücken; unterdessen weiß der Verfasser aus Erfahrung, daß es bey diesem Uebel so wenig wie bey irgend einem andern nützt, die große Trauer anzulegen, und daß in einem fremden Lande wie in fremden Gesellschaften, derjenige immer am beste durchkömmt, der den guten Vorsatz faßt und ausführt, jedes Ding von der besten Seite anzusehen

Unglaublich darf es jedem scheinen, daß die Menschen, die ihm fremd sind, und die Gebräuche die ihm auffallen, ganz und gar kein reelles Gut haben sollten? In dieser Voraussetzung liegt der

Kein

Keim zur Aussöhnung mit allen Unannehmlichkeiten
iner uns neuen Welt; ein bischen Ueberwindung,
Geduld und vernünftiges Forschen lehrt bald, daß
ie Erde allenthalben des Herrn sey, im Herzog-
hum Burgund sowol, als im Königreich England,
Unkraut und Weizen trage.

Die Fr. Herzogin Mathilde, die uns hier eben
u rechter Zeit ins Gedächtniß kommt, erzählt an
iner Stelle ihrer Memoiren: sie wäre einen Tag
ufs Land gefahren, und habe einen jungen Edel-
mann in ihrem Gefolge gehabt, der Flandern sehr
ngerne verlassen, und aus Nothwendigkeit in die
Dienste des Herzogs Eudo getreten sey. Bey aller
atürlichen Munterkeit, sagte sie, die man an ihm
emerkte, sprach er wenig, sah unzufrieden aus,
nd machte manchmal meine Mädchen fürchten, daß
r an Gram sterben würde, weil er am liebsten
llein seyn mochte, und ganz versunken saß, wenn
e ihn irgendwo überraschten; ich sah nach der
ollation, daß er etwas auf ein Täfelchen schrieb,
as an der Wand hieng; neugierig seine Gedan-
en zu wissen, schickte ich jemanden hin, zu sehen,
as es sey, als er sich gleich naher entfernt hatte,
s war nichts als: Gedult, Vernunft und Zeit.
Ich bat den Hauswirth, dies Täfelchen niemals
egzunehmen, und die Worte zum Andenken mei-
es Willens immer stehen zu lassen, denn sie ge-
ielen mir sehr wohl.

Zwey

Zwey Jahre nachher hatte Rougnoi in des Herzogs Dienst viel Glück gemacht; und weil er von den Vorzügen meiner kleinen Crousset eben so eingenommen war, als sie von ihm, willigte mein Gemahl in ihre Vermählung, zufällig fuhren wir wieder an denselben Ort, wo er zwey Sommer vorher so besonders traurig gewesen war. Der Wirth erinnerte mich an die Tafel, und zeigte mir daß er meinem Befehl gehorcht hätte, Rougnoi sagte ich, besinnen sie sich wohl, daß sie dies ge schrieben haben?

O ja, versetzte er, sehr gut erinnere ich mich es in einer Zeit geschrieben zu haben, wo ich vo vom Gefühl des innigsten Schmerzes, an alle glück liche Aussicht auf die Zukunft verzweifelte. Frem de Raisonnements schienen mir kahle Tröstunge und meine eigne ließen mir die Empfindung nie zu Hälfte ausdenken. Wir assen, wissen Ew. Durch laucht, an verschiedenen kleinen Tischen, an der meinigen sollte jeder Gesellschafter eine Gesundhe ausbringen, ich wußte nichts zu sagen, als d Reihe an mich kam, der Marquis von St. Pier flüsterte mir ins Ohr: Gedult, Vernunft und Zei macht möglich die Unmöglichkeit. Der Reim g fiel mir zwar nicht, aber ich fand mehr practische Verstand in seinem Sinn, als je in zwey Stro phen ungeräumte Poesie mag zu ergrübeln seyn —

d

ich beyläufig nicht gerne lese, weil ich mir nicht rne den Kopf darüber zerbrechen mag, wie die inge, die gar mit der Sache nicht zusammen ssen, nach Ersteigung vieler Felsen, Fahrten in bgründe und auf dem brausenden Meere, Eichen, turmwinde u. s. w. bey dem einem die Haare zu erge stehen, endlich aus dem Wege geräumt rden sollen, damit doch auch von dem Gegen- nde geredt werden kann, dem es eigentlich gelten ll.

Gedult, Vernunft und Zeit macht Unmöglich- ten möglich. Das Motto fiel mir mit seiner nzen Stärke auf, schien mir der erste Trost für n blutendes Herz; ich nahm ihn willig an, und ickte dem Marquis fester ins Gesicht als ich sonst ch gethan hatte. Nach der Mahlzeit, gieng ich ie Strecke mit ihm spazieren. Marquis, redete ich ihn an, ihre Züge scheinen mir bey aller Freund- hkeit, die sie belebt, Spuren des Grams zu tra- n; haben sie je die Wahrheit von dem empfun- n, was sie mir ins Ohr sagten, so erklären sie ir aus Mitleid, wie man ihren tröstenden Rath n besten anwendet?

Die Sache, erwiederte er, mein lieber Roug- i, bedarf keiner Erklärung, — falls sie nicht n Willen haben, sich in den Grund zu bohren,

oder sie bey Leibesleben als ein Taugenichts ode
ein Narr in die Luft zu sprengen, das ihnen con
trairer Wind in die Seegel bläst, — so erklär
sichs von selbst, daß sie gedultig laviren müssen
Setzen sie sich in die Caijüte und berechnen ihr
Fracht, so wird ihr Fahrzeug bald leck werden
Heraus aufs Verdeck mit Ihnen, das Tackelwer
frisch mit Vernunft gerichtet; so werden sie scho
sehen, daß es da was zu thun giebt, was ihne
den Dreidecker, dem sie nachseegelten, aus dem Ge
sicht bringt. Wenn denn einmal eine Kapergalliott
auf sie ein bombardirt, so donnern sie mit allen
Geschütz dagegen bis sie unter Wind sind, eh' si
auf- oder umsehen, werden sie im Hafen seyn
und vielleicht noch eher wieder auslägen können
als wenn ihre Fregatte ohne Attaque geseegel
hätte.

Fest entschlossen, dem Rath des Commandeur
zu folgen, schrieb ich diese Worte an die Tafel
Es ist nicht zu leugnen, daß mich der Marqui
noch durch manches Fahrwasser lootste, aber in
ganzen habe ich gefunden, daß sein Compaß auc
ohne Lootse richtigen Seestrich hält. Die Herzo
gin setzte noch hinzu, daß der alte Commandeu
über diesem Vorfalle recht in der Mode gekomme
sey und bey Hof eine Zeit die Schiffsausdrücke s
geherrscht hätten, daß sie gefürchtet habe, ma
würd

ürde den bon ton ganz darüber vergessen; da er ch dennoch bis zum 18ten Jahrhundert erhalten at, hoffen wir, er wird noch einmal aus der Asche vieler Dinge hervorgehen, die sich mit dem himelschreyendesten Unrecht seines altadelichen Titels nmaßen.

Ich glaube nicht, theure Leser, sie durch meine disgreßion so weit von der Ladi Monneville abgeracht zu haben, daß sie mit Hrn. v. Boug. denn, sie müßten über ein Felsengebürge wieder zu r hinklettern? wenn Ihnen aber einfallen sollte, ich mit den eignen Memoiren der Herzogin von urgund zu steinigen, so darf ich Ihnen sagen, aß wir so weit nicht vom Zweck gekommen sind, nd die Geschichte des Hrn. v. Rougnoi sehr wohl uf die Verfassung der schönen Ladi anzuwenden . Ehe wir uns aber weiter die Mühe nehmen, n derselben ein Wort zu sagen, werden wir uns arlich ein wenig von langer Erzählung ausruhen.

6. Capitel.

Worin die Medisance freylich wol Anlaß, aber keinen Stoff findet.

Wie Ladi Monneville Gardienen den aufgehangenen Schränke ihren angewiesenen Platz verschaft und für das Vergnügen derer hinlänglich gesorgt hatte, die sich gerne spiegeln, auch Canap und Stühle an ihren Ort versetzt waren, sucht sie — wir wissen nicht, ob durch Staatsvisiten oder auf eine andre, zu ihrer Zeit gebräuchlich Art — die Bekanntschaft der Damen in Londo auf. Wir sagten schon im vorigen Capitel, da sie auch unter diesen keine fand, die sie gerad zu, — wie das oft durch ein, ich weiß nicht was von Annehmlichkeit zu geschehen pflegt — zur sanften Gefühl von freundschaftlicher Interresse a sich gezogen hätte.

Indeß mögen dies andre, beym Anblick de Ladi, empfunden haben, oder sie fühlten sich durc dem allgemein vortheilhaften Urtheil, was di Herren von ihr fällen, durchaus zu der guten Aufnahme verbunden, die sie Isabelle wiederfahre liessen. Warum das? meine schönen Leserinnen ach, man thut so viel in der Welt aus gefällige Falschheit, aus der unumgänglichen Verbindlichkei

der

r Conectionen, in der Hofnung eines Erfolgs, ren Wahrscheinlichkeit man nicht untersuchte, as Parallel, gleichförmiger Denkart mit dem harisäer im Evangelio, daß sie vermuthlich mit iesen Erläuterungen ihre Frage völlig beantwor- finden.

Die Ladi bemerkte demungeachtet in dieser Auf- hme, eine gezwungene Freundlichkeit, ein stei- s zurückhaltendes Wesen, was ihrem Selbstge- hl von Güte und Redlichkeit kein Compliment chte; so gerne wir gesehen, daß sie es über die- n Punkt nicht sehr genau genommen hätte, so war ihr doch unmöglich, sich so in diesen Ton hinein- stimmen, wie sie hätte thun müssen, wenn ihr ugang mit den Damen, die sie vorfand, der ussenseite nach, freundschaftlich hätte werden sol- ; aber so oft sie ein dazu abzweckendes Project realisiren suchte, fiel der Besuch auf eine Unter- ltung hinaus, deren Sonderbarkeit sie verdrieß- h oder zu gähnen machte. Der Ladi Einfälle d Vortrag ward mit einer Miene verworfen, e deutlich genug verrieth, daß eine solche Wen- ng des Verstandes in London weder zu Hause , noch gelten sollte, und man nahm sich nicht ten die Ehre, ihre wunderlichen, aufgeweckten, nschenfreundlichen und toleranten Ideen, aus fahrung auf eine noch wunderlichere, spitz- digere und intolerante Weise zu berichtigen.

Ladi Monneville fühlte sich mit einem Wort unter den Damen in London, im geringsten nich anders, als ein Sünder, der jeden Augenblic mitten in Gesellschaft der versammelten Gemein eine derbe Canzelrede risquirt, die er den Umstän den nach weder auf sich ziehn noch beantworten darf und obgleich diese Gemeine ihr mit sehr freundli chen Manieren 10 Plätze für einen anbot, mach ten ihre reinen Begriffe von gegenseitiger Schul digkeit, ihre wenige Bekanntschaft mit der Welt in der man einzieht, um wenn man völlig ovien tirt ist, nach Seeländischem Gewicht — wa glauben wir eben so schwer ist, als das Cölni sche — wieder auszutheilen; sammt dem Man gel an Ueberzeugung, es sey Pflicht gegen sich selbs zu biegen wo aus dem Wege räumen nicht sta findet — eine Sache die Ladi Monneville alles An schauens von gutem Erfolge an so vielen Exempel ungeachtet nicht lernen konnte, so lange sie lebte — das sie gegen die englischen Damen bog, sonder ihren Umgang mit ihnen auf die leidigen Erfo dernisse der Nothwendigkeit und des Ceremoniel einschränkte.

Sir Monneville, Sir Gondfrey Burton, un Sir John Streison, machten dagegen einen sel guten Umgang für die Ladi aus, ob er ihr glei auch in der Hinsicht nicht angenehm war, daß s

ke

in Weib um sich hatte, der sie ihre feinern wei-
ern Empfindungen mittheilen konnte, sondern
nöthigt war, alle die tausenderley Dinge und
edanken, die nur gegen einander theilnehmendes
eib zu sagen sind, in sich selbst zu verschliessen.
ne Cammerjungfer hatte Ladi Monneville aller-
ngs, doch müssen meine Leserinnen schon gemerkt
ben, daß die Bediente hier nicht zum Geheimen-
th gehörten.

Sir Monneville und seine besten Freunde (denn
s waren Sir John und Gondfrey) legten die
te Hand an die Erziehung der Ladi, drey Män-
, die unendlich viel Verstand, viel Menschen-
ntniß besaßen, viel gehöret und gesehen hatten,
enkten ihr auch den Gedanken nicht, den sie sehr
ergründeten. Die Ladi war mitten unter
chmeicheley und der größten Zerstreuung, in ei-
fortdauernden Vorlesung von Logik praktischer
ilosophie und Menschenkunde. Sir Monneville
r im mindesten nicht eifersüchtig, aber Sir John
d Sir Gondfrey, die einmal unter dem Schein
Höflichkeit berechtigt waren, der Ladi auf jeden
chritt zu folgen, beobachteten ihre Blicke, Worte
d Handlungen mit einer Genauigkeit, deren kaum
strengste Duenna fähig ist! Ladi Morival fühlte
h, in Rücksicht auf ihren Gemahl, äusserst un-
hängig, und von Seiten seiner Freunde, in ei-

nem so strengen Zwang, als Liebe und Eifersucht immer auflegen können.

Wahr ist's, daß die Ladi richtig muthmaßte nur diese Empfindungen, könnten die bitter-süssen Aufmerksamkeiten der Freunde ihres Gemahls her vorbringen; denn sie hatten beyde — wie man heut zu Tage sagt, — einen starken Schuß. Allein davon war niemals die Rede, die Meynungen der Ladi, berechtigten sie also nur ihren Gemahl von allen Unannehmlichkeiten, die ihm der Zwang auflegte, indem sich seine Freunde setzten, frey zu sprechen; daß sie ihnen gut begegnen, und hier, so schwer ihr die Verstellung ward, dennoch aber Verstellung gegen sie anwenden mußte, erforderte die Umstände durchaus.

Ladi Monneville konnte — vermöge der guten Meynung, die ein jeglicher Sterblicher, der am stärksten von seinen Verdiensten hegt, wenn er am dümmsten ist, — unmöglich bemerken, wie alle die herrlichen Anlagen ihres Kopfs und Herzen unter der Ausbildung gewannen, die sie in ihrem Verhältniß allein dadurch bekam, daß sie gern hörte und sich gerne besserte, — denn wenn sie eigensinnig gewesen wäre, hätten an ihrem Mann und seinen Freunden die vorzüglichsten Eigenschaften zu nichts gedient, als sie für Annehmung ob

Befolgung derselben zu bewahren. — Unterdessen fühlte sie den Dank, den sie diesen 3 Herren schuldig war, erst als eigne Erfahrung, und mehrere Jahre ihren Verstand zu voller Reife gebracht und ihr die Gefahren hatten kennen gelernt, denen sie ohne alle Aufsicht, als Sir Monneville's Zutrauen bey ihrem ersten Eintritt in die Welt, wäre ausgesetzt gewesen.

Sir Gordfrey und Sir John nutzten nebenher den Geschmack der Ladi an Musik, Mahlerey, Geschichtkunde, und ähnlichen Wissenschaften, um ihre weiblichen Kenntnisse davon, zu gründlichen Kenntnissen zu machen. Ladi Monneville, war mit einigen Hülfsmitteln, im 20sten Jahr schon im Stande, in einer Wüste ohne Langeweile zu leben; hätten Sir John und Gordfrey die zu hell sahen, um nicht ihr ganzes Verhältniß durchzuschauen, ihr das unruhige Sehnen nach selbstgewählter Glückseligkeit benehmen können, was die Jahre der Jugend fast unzertrennlich begleitet, ihre redlichen Wünsche für das beste der Ladi würden es sicher gethan haben; sie hätten sie gerne von der Lehre befreyt, die sie allenthalben fand, ihr gerne alles wahre Glück einer Situation begreiflich gemacht, die bey ihren Lücken dessen sehr viel gab; allein sie konnten weiter nichts als predigen, aufmerksam machen, abwenden, und zwar bey einem Zögling der

sich darauf bezieht; mein Gefühl ist kein Vorurtheil und auch nicht unrichtig; was aber in diesem Gefühl zu untersuchen und zu verwerfen seyn kann, ist nicht viel zuverläßig dauernde Glückseligkeit zu hoffen. Sir Gondfrey besonders, fürchtete von der Gleichgültigkeit gegen alles, gerade eben so viel als er von dem Geist und den Tugenden der Ladi erwartete.

Monneville und seine Freunde, so gut wie die Ladi auf ihren Antheil, fehlten nach meinem Bedünken nur in einem Stück; es war der Isabelle das Geschäfte der Wohlthätigkeit aufzulegen, und das Uebermaaß von Empfindung, — was sie aus Mangel an Gegenständen denen sie sich mittheilen durfte, unglücklich machte, — auf den richtigen Punkt des allgemeinen Wohlwollens, und der Menschenliebe zu lenken, die mit Gott und aller Welt aussöhnet, die so vieles so mannigfaltiges, so starkes Interresse giebt, daß daneben kein bitteres Gefühl von Leere statt findet, und das Herz erfüllt genug ist, um, wenn es so seyn soll, von Leidenschaft frey zu bleiben.

Wären die Ritter reich gewesen; gewiß, sie hätten nicht unterlassen, thätig für das Wohl ihrer Nebenmenschen zu sorgen; jetzt fanden sie sich gerade in dem Fall, bey weitem nicht so viel Aufwand

and machen zu können, als andre, und dachten
cht daran, wie leicht es möglich sey von dem
rigen zu nützlichen angewandten Ausgaben etwas
nzuschränken. Gerade so dachte auch die Ladi,
ie ihren natürlichen Trieb, andre zu erfreuen, dar-
ı übte, daß sie im Jahr einige Pfund ohne weitere
ntersuchung für einen Gotteslohn austheilte, und
ne andre Mühe als ein Kommt bald einmal wie-
r, immer sehr arm an Nadelgeld war. In die-
r Stimmung war es der Ladi zu verzeihen, daß
von den Worten: "Es ist leichter, daß ein
Kameel durch ein Nadelohr gehe, als daß ein
Reicher in das Reich Gottes komme," nichts
f sich zog, bis sie erfuhr daß unter dem Ausdruck
ich verhältnißmäßig alle Menschen verstanden
erden, und wir werden in der Folge sehen, daß
di Monneville nicht fehlte um zu fehlen.

Aufmerksame Leser müssen uns längst die unwi-
rstehliche Neigung abgemerkt haben, daß ein jedes
ing — es sey Katzen- oder Krokodillartig —
eylich bey seinem gelindern, aber doch eigentlichen
amen zu nennen sey; denn wir halten nicht viel auf
ücher, die sich im schmeichelnden Conversations-
n mit den Abweichungen vom rechten Wege einlas-
n, sondern sind dagegen der Meynung, daß allein
Wahrheit fähig ist zu bessern. Diese auch ists,
ie uns antreibt, noch etwas eigentliches von Sir

John

John und Gondfrey zu sagen, damit ein jeder edl
der empfunden hat, wie schwer es ist, Mensch z
seyn, und als Engel zu handeln, den vortrefliche
Männern huldige, und im ähnlichen Fall bemüh
sey, sie zu erreichen.

Ladi Monneville war, wie meine Leser wisse
eins von den weiblichen Geschöpfen, deren genauer
Bekanntschaft die schönste Apologie der Neigun
machte, die man gegen sie hegte, so gar in ihre
Fehlern blieb sie unangenehm ihre Freundlichkei
ihre Güte, siegte allemal über die kleinen Anwand
lungen von Laune oder Empfindlichkeit, die ihr
Verfassung in sie hervor brachte. Diese durc
Willen und Ueberlegung erlangte Sanftheit an ei
nem natürlich lebhaften Frauenzimmer würkte wi
Zauber, man war einmal der Sclave der schöne
Ladi, und davon galt keine Appellation.

Freylich hielt die Hochachtung der beyden Rit
ter der Liebe, die Sie für Isabelle fühlten, di
Waage; freylich hätten sie nicht getraut sich ih
zu verrathen, ohne ihre Empfindlichkeit zu erregen
und sich zu fürchten die gute Meynung zu verlieren
die Ihnen die Ladi, das wusten sie, nicht ver
sagen konnte, freylich munterte sie sie durch nichts
zu Hoffnungen auf — aber wer mit allen diese
Bewegungsgründen zum Schweigen nebst hunder
an

ndern, die sich angeben lassen, Jahre lang mit
iner schönen Frau seines Freundes umgehen, sie
eben, sicher von sich selbst, sie nicht fliehen darf,
icht seufzt, nicht mürrisch ist, einzig sein Glück in
em Ihrigen findet, mit ausdauernder Heiterkeit
or ihr erscheint und Vergnügen genug in ihrem
mgang und in ihrer Veredlung sucht; wer jedes
hngefähr ungenutzt läßt, was Schauspiel, Ball,
Spaziergang, Garten, Laube, Mondenschein,
Dämmerung, unerwartete Einsamkeit erschaffen,
nd nie von seiner Empfindung überwältigt, nie
i seinem eigenen Nutzen hingerissen wird, der
ge: "ich danke Gott, daß ich bin wie Sir John
und Gondfrey und moquire mich von Herzen über
alle andre Menschen, die nicht fähig sind so unbe-
schreiblich edel zu handeln, als sie und ich."

Doch wir haben unsre unterthänige Zwei-
l, daß sich so ganz leicht im 18ten Jahrhundert
Subjecte finden, die mit gutem Gewissen diese An-
de auf sich deuten können, wenigstens erfordert
e 3 Probejahre, so wie die strengste Erfüllung des
ngeführten Betragens, auch wird man gütigst
griffen haben, daß Sir John Streison und Sir
Gondfrey Burton nichts weniger als Holzäpfel
aren.

Sir John suchte so viel Mißtrauen in andre
Männer, daß er immer verhütete, die Ladi mit ei-

nem

nem in ein genaues Verhältniß von freundschaftlichen Umgang zu bringen.

Einen Abend bemerkte er, daß Milord Barley, ein schöner Mann, dessen Unterhaltung ausgedacht schien, um die Damen zu amüsiren, vertieft Gedankenlos neben der Ladi über saß; dann und wann blickte er furchtsam, ungewiß, auf sie hin, denn saß er wieder für sich, ohne auf jemand zu merken. Ladi Monneville erklärte vermuthlich diese Pantomime so gut wie Sir John; denn ohne etwas für Barley zu empfinden, sahe sie, ihn aufzuheitern, ein paarmal mitleidig nach ihm hin, und sagte ihm bey Gelegenheit einiger Strophen des Schauspiels etwas verbindliches, was zugleich von ihren Grundsätzen zeugte.

Wenn ich mich, redete Sir John Ladi Monneville am folgenden Tage an, dicht neben Sie übersetze, und nicht allein Ihnen, gn. Frau, sondern ihrem ganzen Zirkel ohne Worte erzähle, daß ich in Sie verliebt bin, werden Sie mich denn auch mit gütigen Blicken und freundlichen Worten lohnen?

L. M. Sir, wie kennen sie so grausam fragen? Zuweilen tadeln Sie meine unschuldigsten Absichten.

S. J. Was meynen Sie denn wol, liebe Ladi? glauben Sie, daß jeder, der Mitleiden zu erregen sucht, Mitleiden verdient?

L. M.

L. M. Mitleid, Sir, ist zu wenig, um es
em zu versagen, der sich in einer unbehaglichen
Situation fühlt.

S. J. Mitleid, liebe Ladi, könnte sehr leicht
ür Sie den Grund zu einer wirklich unbehaglichen
Situation legen; versagen Sie es also ohne Aus-
ahme jedem, der sie darum anfleht?

L. M. Das wäre sehr hart!

S. J. Und doch sehr nothwendig!

L. M. Sehr nothwendig! ich danke Ihnen
ir den freundschaftlichen Rath, Sir!

S. J. Danken Sie mir immer im Ernst, lie-
e Ladi. Wenn Milord Barley, oder irgend ein
hnlicher Mann, Sie öffentlich um Mitleid für
ine Liebe anfleht; so versagen Sie es ihm eben
öffentlich, und lachen Sie — versteht sich ohne
beleidigen — über alles, was er Ihnen sagen
nn; denn fände er sie in der Stimmung ihn gün-
ig anzusehen, so würde er, liebe Ladi, bald über
e lachen. Gefallen müssen Sie jedem, die aber,
enen Sie gefallen, verdienen dafür keinen Dank.
Das Glück, mit Ihnen umzugehen, liebe Ladi, ist
Glück genug; wer mehr wünscht, wünscht für sich,
nicht

nicht für Sie; wer es Ihnen sagen darf, verdien
nicht ihre Hochachtung, und weil er um seinet
willen ihre Ruhe, ihren häuslichen Frieden zu stöh
ren sucht, um sie — gewiß Miladi — zu ver
lassen, wenn ihn eine Convenienz, die seinem Ei
gennutz schmeichelt, dazu antreibt, verdient er nich
Ihr Mitleid, sondern alle Kälte, deren sie gege
andere fähig sind. Wer sie wirklich liebt, ver
meidet Sie, oder verschweigt es Ihnen ewig.

L. M. Es ist eben nichts seltenes, Sir, da
unsere Meynungen verschieden sind; unterdesse
deucht mir, über diese Materie mag ich Sie wol
hören; sagen sie mir immer mehr davon, ich wi
meine Fehler gerne bessern, das wissen Sie, Si
werden darum ja wol nicht denken, daß ich ge
keinen festen Gedanken haben kann?

S. J. Um Verzeihung, liebe Ladi, ihr Nac
geben ist Beweiß, daß sie wirklich einen festen Vo
satz haben, stark an dem nemlich Gedanken hä
gen — daß ich dem Uebermaaß von Güte zu wel
ren suche, der weiblichen Weichherzigkeit, die s
ohne Leidenschaft und ohne Willen verwickeln, hi
ziehen und unglücklich machen könnte, das wei
ich, danken Sie mir, so bald die kleine Laune d
beleidigten Eigenliebe vorüber ist.

L. M

L. M. Reiben sie sich schon wieder an meine Eitelkeit? denn das Wort wollten Sie gewiß brauchen; aber es mag hingehen: ich fühle wohl, daß ich Ihnen und Sir Gondfrey oft Dank schuldig bin, ich muß mir's so gefallen lassen — aber, Herr Hofmeister, wollen Sie auch etwa eine Prude aus mir machen?

S. J. Ey bewahre! lieber beynahe eine Coquette, in so ferne die Weiber dafür gelten, die ohne arg zu seyn fehlen.

L. M. Nun das ist mir doch lieb, denn ich hasse den scheinheiligen Charakter der Pruden.

S. J. Und ich hasse ihn so gar, auch wenn er nicht Scheinheiligkeit, sondern Gedanke des Herzens ist. Sie sollen nicht, liebe Ladi, irgend etwas für gefährlich halten oder ansehen, was es nicht ist — als zum Exempel den anständigen Umgang mit Männern auch dann, wenn sie versichert sind, daß sie Ihnen gefallen. Sie sollen eine Höflichkeit, selbst wenn sie etwas eigentlich für sie bestimmtes enthält, weder spröde abweisen noch ängstlich annehmen, sie sollen nicht für unbedeutende Dinge erschrecken, nicht aus Dingen eine Sünde machen, die unschuldig sind und bleiben können, sie sollen sich, ihre Gesellschaft, ihre Un-

terredung nicht kostbar machen. Sie sollten, sagte sie vorher, über eine Leidenschaft, die man ihnen verrieth, lachen, ohne zu beleidigen. Die Prude, liebe Ladi, lacht Hohn, und entehrt ihre Denkungsart, in den Augen des Rechtschaffenen, indem sie den zerreist, der ihr Theilnehmung versagte. Verachtung desjenigen, der für sie eingenommen war, tritt an die Stelle der Zuneigung, erstickt sie schnell und raubt ihr die heimliche Freude ihres Sieges in dem Augenblick, da sie ihn genoß.

Sie sollen sanft bey einer Sache lachen, die sie nicht zum Ernst machen dürfen, und den Mann, der von Liebe redete, durch ihre Güte und ihren Scherz nöthigen, mit ihnen darüber zu lachen, daß er weniger Klugheit und weniger Güte besaß, als sie; sie sollen dem, der sie nicht dauernd geliebt hätte, eine dauernde Hochachtung abgewinnen, indem er sie strenge gegen alle seine Launen und Manieren findet, die eine Consequenz nach sich ziehen könnten, und aufgeräumt, so bald sein Betragen den Ausdruck der Ruhe und Artigkeit hat. Fassen Sie das? Liebe Ladi!

L. M. Den Unterschied des Betragens, lieber Sir John, fasse ich sehr wohl; die Möglichkeit, gerade so zu handeln, wie Sie fordern, finde ich noch nicht; ich fürchte, es ist leicht mitten im Lachen

chen zum Verdruß, oder zur Theilnehmung überzugehen. Helfen Sie mir da heraus!

S. J. Wer sollte Sie, auch um dieser Naivetät des Gefühlvollen Herzens nicht schützen? lassen Sie das Ihrige immer gleichgültig bleiben, so werden sie ohne Mühe ruhig, sanft und heiter, jede Pretension abweisen können, die auf sie gemacht wird.

L. M. Ich glaube freylich, Sir, daß eigne Empfindung, in diesem wie in manchem andern Fall, sehr viel thut — aber —

S. J. Darf ich das unterbrochne aber ergänzen? Liebe Ladi!

L. M. (lächelnd) Nun ja, Sir, ergänzen Sie —

S. J. Aber wenn das Herz einmal mit dem Kopf davon läuft? getroffen? die Ladi nickte. Nun Sir!

S. J. Liebe Ladi, ich glaube an keine Leidenschaft, die stärker ist als der Mensch, der seine ganze Stärke dagegen setzen will.

L. M. Sir, Sie haben vielleicht nie geliebt, jede andere Leidenschaft ist wohl mehr in unserer

Gewalt, als die, bey der wir unwillkührlich nur einen Gegenstand denken; wie der Berauschte den Gebrauch der Vernunft, nicht in unsrer Gewalt haben.

S. J. Liebe Ladi, jede Leidenschaft ist nicht mehr in unsrer Gewalt als die Liebe, wenn wir sie die Höhe erreichen lassen, die uns unfähig macht, Vernunft anzuwenden; wenn man aber weiß, daß ein kleines Uebel sehr arg werden kann, wer wird denn nicht, bey den ersten Anwandlungen zuvorkommen?

L. M. Kann man das immer? Sir!

S. J. Wenn man immer die Folgen seiner Handlungen bedenkt: Ich getraue mir zu behaupten, liebe Ladi, daß auch der allervollkommenste Sie nie um Ihre Ruhe bringen wird, wenn Sie neben dem anziehenden Bilde, was Ihnen vorschimmert, immer den Unwillen Ihres Gemahls, den unausbleiblichen gerechten Tadel der Welt, die Nothwendigkeit hundertfältig zu betrügen denken wollen. Zu dem, liebe Ladi, ist nicht alles Gold was glänzt; unter 100, die Ihnen Liebe vorsagen, ist nicht einer, der etwas anders — ich wiederhole es — für Sie empfindet, als Absichten des Eigennutzes, die ihn vielleicht selbst täuschen. Daß man von einem

einem solchen Taumel erwacht, begreifen Sie, liebe Ladi, welche unter Ihrer Bekanntschaft, so wenig Werth hat, daß sie verdient, durch wahre Empfindung — denn die allein bringt, meiner Meynung nach, ein gutes Weib nur zum Fehlen — ein Opfer des Leichtsinns und der Unbesonnenheit verlassen, vergessen, und mit alle den heimlichen Grausamkeiten behandelt zu werden, die erloschne Neigung, auszuüben vermag?

L. M. Bey einer solchen Schilderung, Sir, muß einem nothwendig die Gleichgültigkeit so theuer werden, daß man alle Mühe anwendet, sie zu erhalten, wenn man sich in Gefahr glaubt, sie zu verlieren. Ueberdem, weiß der Himmel — mit einer Thräne im Auge — daß es immer mein Vorsatz war und seyn soll, nichts zu thun, was Sir Monneville, oder seine Freunde berechtigen kann, mich mit Unzufriedenheit anzusehen.

In ganz London ließ sich ausser Sir Monneville kein Mensch träumen, daß die Unterredungen seiner Frau mit Sir John und Sir Gondfrey einen so ernsthaften — freylich wohl — aber auch einen so kalten Inhalt haben könnten. Die liebe Medisance, fuhr also aus dem Herzen der Hausbediente, — die, wie das auch den besten Herrschaften begegnet, nicht immer alle treu und Plau-

dereyen feind sind — in dem giftigen Erdreich der Wesen, die in guten Häusern ihre Waare theuer an den Mann zu bringen suchen, und wird von Unkrautsliebhabern, so sorgsam beschattet, begossen, gesonnt, daß die arme Ladi in weniger als 6 Monaten nach ihrer Ankunft in London, auf die unumstößlichsten Beweise von der Welt, — von denen die nicht werth waren, ihr und ihren Freunden die Schuhschleifen zu lösen, — für ein Frauenzimmer von sehr zweydeutiger Aufführung erklärt war.

Die Freunde der Ladi in Frankreich — wohin dieser gute Ruf freylich erscholl — fanden in Ihren Briefen glücklicher Weise eine kräftige Widerlegung böser Gerüchte, doch erregten sie oft ihre Besorgniß. Die genauern Bekannten der Ladi widersprachen dem Geschwätz, belachten es, ärgerten sich darüber. Sir John und Gordfrey fertigten einige Spitzfündigkeiten, die man an sie wandte, so fein und nachdrücklich ab, daß man sich nicht wieder an sie wagte.

Ladi Monneville stand da in voller Unwißheit des nichtswürdigen Geklätsches, erschien allenthalben mit der edlen ruhigen Zuversicht des reinen Gewissens und der Unschuld. Man urtheilte daraus, sie hätte es schon sehr weit gebracht.

Doch

Doch wir wollen die medisanten Todten ruhen lassen; sie aber, liebe lebendige Leser, die sie der Schwachheit der Zungensünde unterworfen sind, erlauben Sie uns ein Wort an Sie.

Ich selbst habe durch besondern Zufall einmal erlebt, daß eine Sache, bey der ich den Kopf im mindesten nicht gebrauchte — oder deutlich zu sagen, bey der ich mich einer großen Unbesonnenheit schuldig fühlte — einen sehr glücklichen Ausgang gewann. Die ganze Welt rühmte meine Art zu handeln, und pries die Klugheit, mit der ich die Dinge, die auf einander gefolgt waren, eingeleitet und genutzt hatte. Ich konnte mir oft kaum des lauten Lachens erwehren, unterdessen fand ich keinen beruf, die Leute durch ein öffentliches Bekenntniß von meiner Thorheit klüger zu machen, und dachte, es wäre so am besten.

Kurz darauf begegnete mir ein Vorfall, der mir Einfluß auf meine ganze Glückseligkeit zu haben schien. Keine einzige Leidenschaft wirkte von meiner Seite ein; ich handelte völlig wie ich sollte, ruhig, kalt, bedacht, forderte den Rath meiner Freunde, prüfte und nützte ihn. Wider alle Erwartung fiel die Sache völlig schlecht aus. Man kann nicht mehr getadelt werden als ich es ward. —

Ueberzeugt, daß ich in keinem Stück ander
hätte handeln können, verdroß mich zwar das nach
theilige Urtheil, was ich nicht verdiente, aber di
günstige Meinung — wenn sie gleich nicht so herz
stärkend als dieses bitter war, — tröstete mic
desfalls.

Urtheilt die Welt, dachte ich von da an, nac
dem Ausgang, nach dem Schein, und nach de
Auslegung, die man einer Sache geben kann; s
ist es umsonst sich um ihren Beyfall zu bewerber
man wird ihn nie erhalten, darf nie auf Schonun
rechnen, wenn man nicht mehr Glück hat als Verstand
ist aber dies der Fall, so lacht man wol, die Klug
heit angeführt zu sehn, die von allen authentik
Nachricht haben will; unterdessen wiegt da fremde
Lob eignen Tadel nicht auf.

Es ist also kein Mittel als so Schuldlos z
handeln, daß einem jedes bittre Urtheil, jed
Medisance, als eine vollkommen gleichgültige Sa
che vorkommen muß, die nicht Wahrheit, un
nicht Kraft genug hat, einem eine trübe Stunde z
machen, und nur alsdenn muß man sich die Müh
nehmen, jemand zurecht zu weisen, wenn er einen
so nahe kömmt, daß man seinen Mann nicht ver
kennen kann. Verzeihen muß man alles, wenn's
noch mehr wäre als das Vergnügen zu sprechen
wer

ver's kann, suche so gar diejenigen auf, von denen
r sicher ist, daß sie ihn dadurch beleidigten und
noch künftig beleidigen werden. Aber mancher
Mensch, z. E. ein Katholik, der Erzfeind aller Ketze-
reyen ist, kann das nicht.

Wenn diese Denkungsart, allgemein angenom-
nen wäre, theure Leser, und denn jedermann, ein-
mal im Leben Gelegenheit bekäme, sein Glaubens-
bekenntniß über diesen Artikel öffentlich abzulegen,
o endigten wir vielleicht hier schon unser Capitel,
und ließen Ihnen die Anwendung, der vorausge-
schickten Sätze, selbst machen, allein die Welt ist
einmal so, daß sich über den bösen Gebrauch der
Sprache nicht zu viel sagen läßt.

Wahr ist's, daß wer einmal ein Wolf heißt,
n seinem Leben nicht wieder für ein Schaaf ange-
sehen wird, daß böse Nachrede einem Menschen nach-
heiliger wird, als ihm der Versuch der sieben egypti-
schen Plagen seyn könnte, daß man durch einige
Worte zu seiner Zeit jemand um zeitliches Glück,
Ehre und guten Ruf zu bringen vermag, ihm alle
die Freude rauben kann, die für ihn wesentlich ist;
a daß es sich bewirken läßt, jemanden aus einer
Freundschaft zum Feinde zu bekommen, ihn von
allen Vergnügen auszuschließen, und ihn, wenn
r gleich noch das Brodt behält, was er im Mun-

de stecken hat, der Bitterkeiten so viele verursacher darf, daß alle philosophische und christliche Grosmuth beynahe nicht hinreicht, ihn für Menschenhaß zu bewahren.

Indessen stehen doch auch die Mächtigen, di durch ihre bloßen Unterredungen schon viel zu thun im Stande sind, gegen dem übrigen kleinen Thei des Menschengeschlechts, in einem besondern Verhältniß. Sie sind überall bekannt, gefürchtet, und wie sehr man sie auch fetiren und schmeicheln mag herzlich gescheut. Sie haben unter allen ihren Freunden keinen einzigen; und ich weiß fast nicht, wenn mir jemals — wofür der Himmel behüte, — die Lust ankommen sollte, jemand im höchsten Grade zu schaden, ob ich ihm etwas anders nachsagen würde, als — er ist Medisant — denn nach meinen Erfahrungen bringt Medisant seyn, um das Vertrauen, das Wohlwollen und die Achtung aller ehrlichen Leute. Andre Fehler lassen sich durch Tugenden verbessern, Schwachheiten vergißt man bey einer Reihe schöner Handlungen; aber auch der Klätscher, wenn er im Schaafspelz einher geht, war einmal als Wolf bekannt, und man glaubt ihm schwerlich, daß er nie wieder beißen wird.

Darum, theure Leser, wenn Sie unwiderstehlichen Beruf fühlen, "nichts zu sagen, als was

"die

die Wahrheit ist," bedenken Sie, nach meinem ganz gehorsamen Autorrath, daß es beynahe eine gute Unmöglichkeit ist, an den Handlungen und der Denkungsart eines dritten, Wahrheit von Lüge, Schein von That bis zum Grad positiver Richtigkeit zu unterscheiden; hauptsächlich da, wo man es mit klugen Leuten zu thun haben, im Fall ihre eigne Augen sehen, und ihre Ohren hören. Aus schmutzigen Quellen aber, schöpft sich durchaus kein reines Wasser.

Von Herzen gerne verstattet meine Toleranz die Mogüerien, die bloß das Aeußre der Menschen betreffen; ich gebe Ihnen daher die reichhaltige Materie des Anzugs, der Möbeln, der Gastereyen und die unbedeutenden Thorheiten preiß, die jemand öffentlich anschlägt. Doch wenn es Ihnen einwandelt, den armen Sünder zum Gerichtsplatz zu führen, und ihm den Staubbesen und Brandmark auszutheilen, um nach der Execution seine Blößen mit dem Mantel der Liebe *) zuzudecken; so erinnere ich Sie hierbey gütigst, daß derjenige der den Staupenschlag austheilt, nicht weniger unehrt gilt, als derjenige der ihn bekömmt.

Wir

*) Siehe Emerich, aus den Papieren des braunen Mannes, die Beschreibung dieses Mantels.

Wir können dies Capitel nicht besser beschlie
sen, als mit den Worten Ludwig des 15t
„Mon. Cousin, on à jetté bien des Pierres dans Vot
„Jardin aujourdh'ui„ und mit der Replique des He
zogs von Richelieu: „ Sire on y à jetté si forteme
„qu'elles sont volées jusque dans les fénéstres de Ve
„sailles.

7. Capitel.

Sagt noch etwas von den verschiedenen Ursache der Menschen.

Sir John und Sir Gondfrey hörten nicht nach theilig von der Ladi reden, ohne ein jede für sich zu überlegen, wie dem Uebel, was ihr Freundin betraf, am besten abzuhelfen sey. Seh genau wogen sie den Nutzen und den Schaden ihre Umgangs mit der Ladi ab. Sir Gondfrey, der Burtons ganze Denkungsart zu gut bekannt wa um im mindesten daran zu zweifeln, daß er de Fall prüfen würde, der seinem Verstande wenige wie dem Verstande seines Freundes zutraute, be schloß, was es auch kosten möchte, zu handel wie er.

Si

Sir John, ob er gleich mit einer Verleugnung, selten Männer in den 20 Jahren haben werden, Gedanken des tausendfachen Reizes von sich ernete, den für ihn der Umgang im Monne- schen Hause hatte, fand doch, daß die Ladi Vergleich, mehr durch Fortdauer, als Auf- ing desselben gewinnen würde. Er war mit der Meynung, daß wenn man völlig schuldfrey es am richtigsten sey, der Medisance dadurch n Lauf zu lassen, daß man in seinem Betra- gar nichts ändert, und glaubte ehender, wenn e Frau seines Freundes verließe, als wenn er äglich sähe, möchte man mit Grund etwas theiliges von ihr sagen oder denken können. also die Nebenabsichten konnte gehegt haben, Freundschaftsbund zu zernichten, sahe seine nungen vereitelt; denn Sir John, der sich so nicht trennte, wo er wahren Werth fand, suchte bey seinen Verbindungen, die gegenseiti- Schuldigkeiten genau, und kam, nachdem ge- n, daß mancher nur raisonirt, um im Trü- u fischen, ohne gelaunt zu haben, in Monne- Haus, wie er immer gethan hatte. So te es auch Sir Gondfrey; doch bemüheten sie die Ladi mehr in Gesellschaften zu bringen, veranlaßten dann und wann auch wol kleine turen, bey denen keine Gefahr war, damit

die

die Ladi und ihre Denkungsart mehr bekannt wa
Die Idee dazu gab folgende kleine Begebenheit:

An einem Tage, nicht lange hernach, n
dem Milord Barley und Ladi Monneville sich
der Comödie gesehen hatten, war Assemblee
der Ladi; Milord Barley, der viel früher als
andern kam, traf Sir Gondfrey mit dem Schn
hündchen der Ladi neben ihr auf dem Canape sit
an, Sir Monneville in der andern Ecke des
mers mit Lesen beschäftigt, und Sir John,
gleich nach Milard Barley gekommen war,
sich mit seinem Freunde in eine muntere Unt
dung ein.

Milord Barley konnte den Canape, der
beym Eintritt im Zimmer alle gute Laune be
men hatte, mit der er gekommen war, nicht
der vergessen; um aber der Ladi Monneville
Sünde recht begreiflich zu machen, setzte er
als Sir Gondfrey aufstand, neben sie in
Lehnstuhl. Ihre Herrlichkeit rekelten sich á son
und verriethen in allerley kleinen Manieren,
allein der Stempel des Bon tons entschuldiger
so wenig Respect, daß ein vernünftiger M
der in völliger Unbekanntschaft mit diesen Sit
dem Augenblick hereingetreten wäre, von

Ronneville und Milord Barley eigene Gedanken
ätte fassen dürfen, so wie dieser vorhin von der
adi und Sir Gondfrey, betreffend den Schoos-
und und den Canape. Die Ladi, die einige quere
ntworten eingesteckt hatte, denen das Salz fehlte,
nd das Betragen des Lords unanständig. Mi-
rd, sagte sie, ich bedaure, daß sie Langeweile
ben werden; sie sind schläfrig!

M. Schläfrig? nein, meiner Seele nicht —
an kann nur nicht das Glück haben — indem er
if S. J. und S. G. sah — so sehr ihren Bey-
ll zu erhalten als andere.

L. M. Ja so, Milord! Man muß wirklich
stehen, daß der Werth einer so guten Sache
sserordentlich ist.

M. (bitter lachend) Man weiß es, man weiß
, daß sie ihn zu schätzen wissen!

L. M. Ganz gewiß, Milord, mache ich mir
ne Ehre daraus, daß man mir so viel Ueberle-
ng und Dankbarkeit zutraut.

M. (spöttisch) Die Dankbarkeit ist wenig-
ns gegenseitig.

L. M.

L. M. In so fern natürliche Güte, und eine Höflichkeit, die zur Nachahmung auffordert, Kleinigkeiten nicht unverdankt aufnehmen.

Milord Barley, der vermuthlich epuisé war, fieng an, ein Couplet zu singen, was ziemlich spitzfündig und zu seiner Grille paßte.

Ladi Monneville sann einige Augenblicke nach, darauf sang sie nach derselben Musick eine treffende Antwort.

Milord Barley saß bey dieser Antwort ein Bischen verstummt, doch pfiff er par contenance.

Ladi Monneville, die von Natur heftig war, fand sich ohnehin schon und durch dies pfeiffen — was sie in ähnlichem Fall nicht einmal gegen ihr Cammerjungfer würde schicklich gefunden haben — noch mehr beleidigt; sie fühlte, daß es kochte, schwieg daher, und half sich, wie in folgende Zeit viele Damen gethan haben, damit aus, daß sie ihre Handarbeit mit keinem Auge verließ.

Sir John und Gondfrey hatten alles gehört, sahen, daß es mit der Arbeit viel schneller gien wie sonst, daß die Ladi glühte wie eine Rose.

Und wie heist denn, fragte der gutherzig Gondfrey, indem er seinen Platz auf den Canap wi

ieder einnahm, der dritte Vers von dem Liede, as sie eben sangen?

M. B. Es hat keinen mehr.

L. M. Nun, Milord, so werden sie, weil hnen die Verse kein Geld kosten, sehr wohl thun, enn sie noch einen dazu machen, in dem der junge err seinen dreisten Vorwurf abbittet.

S. G. (lächend und ironisch) Hat er sich so rplappert, daß er nicht ohne Abbitte davon kom- n kann?

M. B. Die Ladi meynts, so muß es ja wol hr seyn?

Milord Barley behielt das letzte Wort, weil Ladi, noch ehe das seine gebohren war, auf- hn und einige Damen bewillkommen mußte. Mi- d Barley bewies den nehmlichen Abend, daß im hohen Grade zu denen gehörte, die bey mög- hstem Mißwachs und theurer Zeit allenthalben ost in ihren Scheuren zu sammeln wissen. Sir hn bekam natürlich von der Ladi einige freund- he Gesichter und Beweise von Achtung, weil er die Wahrheit so treu, so unverkenntlich gesagt tte, daß sie sich nicht, wie man von ihr erwarte,

verhalten hätte, doch verdroß es sie auch, daß sie meh
Realität hatte, als der Eindruck ihrer Reitze.

Lange behielt die Ladi diese Erfahrung sehr le
bendig in ihrem Herzen, und sie erfüllte bey alle
Begebenheiten, die das strengste in cognito beob
achteten, um nur von ihr bemerkt zu werden, ziem
lich genau die Forderungen ihres ganz gehorsame
Dieners Sir John. Ihre Eitelkeit, die nicht un
begränzt war, fand Befriedigung genug, in d
allgemeinen Aufmerksamkeit die man ihr bewie
und sie würde so gar gefürchtet haben, durch b
sondre Gefälligkeit mehr zu verlieren als zu gewi
nen, wenn sie auch König Richard damit beeh
hätte, der die Ladi allenthalben unterschied, w
er sie antraf, und ihr oft Geschenke machte.

Doch werden meine Leser das **Aber** der La
erinnern, was Sir John ergänzte.

An Richards Hof lebte ein Mann der vi
Seiten des Herzens und Verstandes mit niema
so gut zu vergleichen ist, als mit Milord Roch
ster, der sich nachmals unter Karl den zweyte
durch seine heterodoxe Lebensart, durch seine So
derbarkeit, und über alles, durch seinen Malicie
sen Witz, bekannt und berühmt gemacht hat.

M

Milord Clevly sahe Ladi Monneville von An-
ung nicht mit Gleichgültigkeit an, aber die Kälte,
e das Eigenthum eines Charakters ist, wie der
Seinige war, erlaubte ihm, ohne voreiligen Eifer
i handeln, und seinen Plan so anzulegen, daß
e Absichten und Endzwecke Sir Johns immer dun-
l blieben. Die Denkart, der mit aller Welt
n Frieden lebenden aufrichtigen Ladi, war leicht
isstudiert; Sir John mochte, von bösen Ahn-
ungen erfüllt, gerne einmal Milord Clevley nach
m Leben schildern, Sir Gondfrey und Sir Mon-
ville mochten ihm allenfalls beypflichten, Mi-
rd Clevley war aber in Gegenwart der Ladi nie-
als malicieus, erschien als ein Mann von den
engsten Grundsätzen, und reinsten Sitten, wie-
rsprach nie, als auf die gefälligste angenehmste
t. Begriff die Meynungen der Ladi auf einen
Wink; hatte — das mochten die Herren nicht
el deuten — weit mehr Leichtigkeit und An-
hmlichkeit im Ausdruck, als jeder andre, sprach
n allem und über alles, mit dem Verstande ei-
s Engels. Scheuchte Unmuth und Langeweile,
o es hinkam; nahm das Leben und die Freude
r Gesellschaft mit sich, wenn er weggieng; wuste
r Ladi seine Achtung auf eine so feine, so rei-
de Art zu erkennen zu geben, daß man nicht
ahin konnte den Vorzug, der an ihm — vis à vis
nes Frauenzimmers — selten war, — schmei-

chelhaft zu finden, seine Dauer zu wünschen — aber nie gab Milord Gelegenheit, sich durch etwa bestimmteres, auf irgend eine Art abweisen zu la sen, die Ladi Monneville hätte gefällig seyn könne

Milord Clevly, dem es auch an Welt- u Menschenkentniß nicht fehlte, begriff gar wohl d eigentlichen Seelen- und Herzenszustand der sch nen Ladi, es kam ihm unglaublich vor, daß Ih Tugend, und Ihrer Freunde Wachsamkeit unübe windlich seyn sollten, er meynte nur durch die M thode sey der Endzweck zu verfehlen. Milord ha in London eine Cousine, ein Frauenzimmer v ohngefähr 30 Jahren, schön und bis auf den klei sten Charakteristischen Zug eine leibhafte Juno.

Diese Dame war so wohl Ihrer ungeprüft Tugend, die nur ein unglücklicher Ixion zu schüttern gewagt hatte, als auch der Strenge n gen, mit der sie die Ordnung im Hause erhie unaufhörlich das Exempel, was in Gesellschaft l benswürdiger Weiber, von weniger liebenswü digen Damen citirt, und als ein reizendes na ahmungswürdiges Muster vorgestellt ward.

Ueberdem stand es im Willen der schönen Gi fin von Exchester mit einem Wort so leicht, r mit einem Blick jemand an seine Unwürdigkeit

ergleich mit ihr zu erinnern, und ihr Reichthum
tsprach vollkommen ihrem hohen Range.

Miladi Monneville konnte sich aller Citatio-
n ungeachtet nicht erwehren, die Vorzüge der
räfin auf ihren Werth und Unwerth beruhen zu
ssen, und sich, wie von meiner starken Beäng-
igung befreyt zu fühlen, wenn die Strahlen ihrer
oheit nicht mehr auf sie treffen könnten.

Was hat ihnen denn Miladi, sagte Lord Clevly
Ladi Monneville, meine Cousine Excheſter zuwider
than, daß sie gar keinen Umgang mit ihr haben?

L. M. Umgang, Milord, erfordert Gleichheit;
ir Monnevils Einkünfte stehen mit den Einkünf-
n des reichen Grafen von Excheſter in gar keinem
erhältniß. Doch daran fehlt es gewiß nicht,
ß ich nicht der Fr. Gräfin oft aufwarte, um ihr
einen Respect zu bezeugen.

L. Clev. Die Gräfin, versichere ich Sie, wird
gerne sehen, wenn Sie sich von der Menge un-
rscheiden, und oft an den Tagen zu ihr kommen,
o sie sonst weder versagt ist, noch Besuche an-
mmt. Haben Sie die Güte das zu erinnern,
Miladi; morgen ist so ein Tag; darf man sie er-
arten?

Miladi durch die Aufmerksamkeit auf ihre klei
Person geschmeichelt, verbeugte sich sehr tief, u
antwortete unter vielen Complimenten bey den
ihr war, wie einem Mann im Brodt und Ansehe
der vom Minister hervorgezogen wird, daß sie si
viele Ehre daraus mache, die Befehle der Gräf
zu erfüllen.

So viel kommt es auf das Air an, was d
Leute anzunehmen wissen, daß alle Freundlichkeit
der Herzogin Mathilde von Burgund, der La
Stolz nicht halb so viel gewesen waren, als d
Rücksicht der Gräfin von Exchester auf Sie. De
um diesen mehreren Werth eines günstigen Blic
ziehen wir das steife hohe Air, der biedern Gi
vollen Freundlichkeit nicht vor, die allein die Hö
zen um uns her erwirbt und bindet.

Alles Air, was den Gedanken des Selbstg
fühls zu verrathen scheint, von demjenigen
was das Kopfnicken veranlaßt, bey dem die N
auf einige Zoll mehr steigt als sinkt, bis zu d
Reverenzen, die den eigentlichen Sinn einer Re
renz ganz und gar verleugnen sollen, bringt sich
das Blutthermometer, jedes dadurch begnad
oder beleidigt vom Caldissimo zum Gefrierpun
und nur da, wo es in allen Fächern des Kop
nicht ganz geordnet ist, kann eine ausserordentli

H

erabstimmung, Freude, oder einen kleinen Wir-
el verursachen.

Wir wissen aus der Folge, liebe Ladi, daß
ir Ihre Verzeihung dafür erhalten, wenn wir sie
n 19ten Jahr ihres Alters nicht von allen Feh-
rn und Irthümern frey vorstellen, die gewöhn-
ch die Jugend begleiten, und bey ihren vorzügli-
en Eigenschaften des Herzens und Kopfes mehr
r gnädigen Tante, als Ihnen selbst beyzumessen
aren; darum dürfen wir frey bekennen, daß der
ebel der Leidenschaften der Ladi Monneville auch
er nicht erlaubte, klar zu sehen, und statt sie
Milord Clevleys Absicht hätte erkennen können,
e von ihren Bekanntschaften abzulenken, um sie
uf eine feine Weise in die Seinigen zu verweben,
daß Sir John und Gondfrey gänzlich aussen
rblieben, bemerkte sie einzig das Glück von der
räfin, so vielen vorgezogen und mit besonderer
unst beehrt zu werden.

Eigentlich aber war dies der Gräfin von Ex-
eter nicht in den Sinn gekommen. Sie hatte
ie alle Damen, denen Herz und Verstand nicht
fällig bey einer vernachläßigten Grundlage, rich-
ge Wegweiser sind, sehr viel schiefe Urtheile in
hrem schönen Kopf versammelt, diese mit der
fernen Kette des Vorurtheils fast angeschmiedet,

und Ihre unabläßigste Sorge war den edlen Vo
rath durch den Drachen des Eigensinns zu bew
chen, damit nicht ein Lichtstrahl fremder Ide
eindrang, der das ganze Gebäude Ihrer Tuge
über den Haufen warf.

Diese geheime Verfassung der Gräfin, brach
ein strenges Aeussre an ihr hervor, was not
wendig jeden zurückscheuchte, und auch diejenig
Damen, die sie am meisten citirten, mochten si
sie nichts thun, als was der Wohlstand erfordert
Diese Cour ausgenommen, sahe sich die Gräfin v
Excheſter nun oft allein: So lange sie mit der A
ordnung, Einrichtung nnd Aufsicht ihres Hau
wesens zu thun hatte, giengs noch; weil ab
dies bis zum eintönigsten Einerley in Regel u
Ordnung war, gab es wenig unterhaltende B
schäftigung darin für eine Dame, der es auch i
12ten Jahrhunderte nicht anständig war, selbst
kochen. War nun die Gräfin wieder in ihrem G
mach, so kamen natürlich beym Stickrahme au
regelmäßig die Stunden der Langenweile: de
der traurige Labirinth ihrer Ideen, verstattete d
Feinheit im Denken nicht, die eine unversiegen
Quelle des Zeitvertreibs, bey allen ersinnlich
Geschäften ist. Für die Music hatte sie immer
wenig Sinn gehabt, um auch nur die ersten A
fangsgründe, auf der Laute zu klimpern, welch

fi

für ihre Zofen zwar sehr erbärmlich, für Sie selbst aber nicht wenig schön würde zu hören gewesen seyn. Denn alles was sie that, glaubte sie, sey schön.

Die Abhandlung der Stadtneuigkeiten hatten schon so oft mit einer scharfen Nutzanwendung geendet, daß die armen Mädchen — die Cammermädchen meyne ich — lieber sahen, wenn ihre Dame schwieg als sprach, und daher einen Bund gemacht hatten, keine zu erzehlen. Die beyden Fräulein Töchter der Gräfin, ein paar allerliebste Kinder, von 4 bis 6 Jahren, waren so rein gewaschen, so glatt gekämmt, so sauber angezogen, daß es Schade gewesen wäre, dies Werk der Kunst durch natürliche Wendungen aus der Simmetrie zu bringen. Wenn sie also im Zimmer der Gräfin waren, sassen sie mit einer kleinen Arbeit, oder einem sehr reinlichen Spielzeuge beschäftigt, auf ihren angewiesenen Platz, und gaben wenig andre Materie zur Unterredung, als die unausbleiblichen Grimmassen auch der frömmsten Kinder hervorbringen können.

Die kleinen Mädchen giengen aus dem Bette in die Wäsche, aus der Wäsche in die Kleider, denn zum Morgensegen, so zum knapp abgemessenen Frühstück, so von einer Lehrstunde in die andre, bis zum Mittagessen Zeit war, denn erschie-

nen sie einen Augenblick bey der Mama, die sie während der Cour in Betracht der Reinlichkeit genau untersuchte. Nachmittag gieng es wieder in die Lehrstunden, und endlich wenn diese geendigt waren, in Gesellschaft der Aufseherin zur Mama, bis die dazu bestimmte Zeit verlaufen war, falls nicht eine andere Bestimmung sie hinderte diesen Besuch anzunehmen.

Glücklicher Weise hatte sich doch eine von den schönen Unordnungen für die lieben Mädchen in der Gräfin Haus eingeschlichen, auf die sich mit Wahrheit die Worte des Dichters anwenden lassen: "Vernunft ist das Steuer Ruder, und Leidenschaften sind der gute Wind.

Milord Exchester hatte bey einem Kriege mit Frankreich in Coigni ein sehr hübsches und edles Mädchen kennen gelernt. Milord war von der Bekanntschaft zur Liebe übergegangen, und verschwendete alle Künste, um sich beliebt zu machen. Aufrichtig, sagte Mademoiselle de Lüz, Milord in welcher Verfassung leben Sie? man will, sie sollen verheirathet seyn? — nur nicht so betroffen; — Aufrichtigkeit fordre ich; sie ist eine schöne Tugend.

Ja schönes Mädchen, erwiederte der Graf, indem er sich Mademoiselle de Luzi zu Füssen warf,

ich

ch bin der unglücklichste Ehemann von der Welt
ch bin seit 4 Jahren an der schönen Bildsäule des
Pygmations vermählt, die mein Hauswesen mit
iner solchen Ordnung regiert, und sich in einer so
tarken Unfehlbarkeit zu erhalten weiß, daß mir
bis auf das Vergnügen versagt ist, sie durch einen
Zank in Bewegung zu setzen, bey dem nicht alles
Unrecht auf mich zurück fällt. —

Fr. de Luzi lachte überlaut: Sonderbar! son-
derbar! rief sie, da ist einmal ein Mann, der
über zu viel Ordnung im Hause klagt. Geschwind
stehen Sie auf, Milord, Sie möchten Flecken auf
ihre Kleider bringen.

Ach, Fr. stampfte der Graf unwillig mit den
Füssen, Sie sind so kalt, wie meine Gemahlin
was nützt es, Ihnen zum Hohngelächter zu dienen?
Er wollte gehen.

Milord, setzen Sie sich ruhig nieder, und er-
zählen Sie weiter. Denn ein Ehemann, der sich
an ein hübsches gutes Mädchen wendet, kommt
oft sehr wohlfeil davon, und denn lacht man über
sein angethanes Unrecht noch obendrein. Haben
Sie Kinder?

Ja, rief der Graf von Exchester, indem er in
einen Lehnstuhl sank, ein liebes Mädchen hat meine
Ge-

Gemahlin — aber wenn ich denke, daß sie steif und kalt wird wie die Mutter —

Ey nun, so taugt sie wenigstens zur Nonne. Miladi war vermuthlich nicht des Herrn Grafen eigne Wahl?

Der Graf stotterte .... Sie war das schönste tugendhafteste Mädchen in London, meine Eltern wünschten die Verbindung so gut, wie die Ihrigen.

Das ist eine sehr schöne Apologie, Milord, für eine selbstgetroffene Wahl, besser wie Sie je eine für die Blindheit Ihres Amors und die Verwirrungen Ihres ehelichen Herzens machen können.

Es ließe sich leicht darüber eine bessere machen gn. Frl. Ist der 20jährige Jüngling ohne Mentor fähig, die Eigenschaften zu übersehen, die aus einem Mädchen eine für ihn geschaffene Gattin bilden können? Wie, wenn ihn da gar sein Führer in den Grund stürzt, an dessen Rand er so gern wandelt? Wird der Mann nicht, wenn seine Vernunft reift, Augen für andere Gegenstände bekommen? und ist es seine Schuld, wenn er den Geist da vermißt, wo er fehlet, da er ihn mit hoher Empfindung schätzt, wo er ihn antrifft?

Ich

Ich weiß nicht, Milord, was die Moral ihrer Gräfin dazu sagen würde; mich deucht nein. — Indessen kann ich Ihnen nicht erlauben, die Augen Ihres Verstandes anzuwenden, um Sie durch Ihre Leidenschaften noch unglücklicher zu machen. Ich glaube vielmehr, jedes edle Mädchen, das Sie zu lieben scheint, ist bedacht, Sie um destomehr herabzuwürdigen.

Herabwürdigen! Frl. Sie sind grausam!

Ey nun, Milord, nicht eben auf einmal; sondern so nach und nach, unter der Larve der Verehrung, Freundschaft und erlaubten Freyheit — —

Um des Himmels willen, wenn schiene Ihnen, Frl., Exchester anders als ein guter redlicher Mann einzufallen; der zwar seiner Stärke zu viel traut, weil er seine Schwäche nicht kennt.

Hören Sie, Milord, ich hatte eine Tante, die durch die Liebe des besten Mannes sehr elend ward, weil er ein Mönch war. — Und der vermählte Graf Exchester hat das mit einem Mönch gemein, daß er nicht heyrathen kann.

Ehe er Witwer ward oder geschieden ist!

Auf solche Hoffnungen bauen, Milord, heißt langsam morden.

Die

Die liebenswürdige Luzi war nichts weniger als gleichgültig gegen den liebenswürdigsten und wirklich guten Grafen; doch stimmte sie, die von der besten Mutter erzogen, und so manchen Ritter, Grafen und Priester in seiner wahren Gestalt hatte kennen lernen, durch ähnliche Unterredungen seine Gesinnungen gegen sie, und zwar im Geschmack der Ihrigen von Tugend, Ehre und Schuldigkeit.

An einem Tage fand er sie mit Einpacken beschäftigt. Was ist das? rief der Graf, der sein trauriges Erstaunen weder bergen konnte noch wollte.

Milord, antwortete das Mädchen, Sie werden, hoffe ich, nichts dawider einwenden, wenn ich nach London reise, um die Aufsicht, über Ihre Fräulein Töchter zu führen, da Ihre Frau Gemahlin, wenn gleich noch nicht völlig vom Wochenbett wieder hergestellt, mir eigenhändig schreibt, daß ich ihr in der Absicht, willkommen seyn werde, weil sie ihre Kinder lieber einem Mädchen von Stande, als einer andern Person anvertraute.

Unbegreiflich! murmelte der Graf mit in einander geschlagenen Armen.

Das gar nicht, erwiederte Luzi. Ihre Frau Gemahlin, handelt aus Stolz, Sie waren geneigt

einer

iner andern Leidenschaft zu folgen, und ich, seit
h nicht mehr befürchten darf, daß mir die Güte
achtheilig werden kann, die Sie gegen mich hegen,
e eile die Schuld abzutragen, die mir, — seit ich
:ltern, Brüder, Glück und Güter verlor — die mir
)ankbarkeit gegen einen grosmüthigen Wohlthäter
ufgelegt hat, den ich ganz vorzüglich schätze.

Exchester, der noch nie so viel vortheilhaftes
ie liebenswürdigen Luzi hat sagen hören, und von
ewunderung staunte, wollte sie umarmen, sie ver-
indert es aber.

Erinnern Sie sich Milord, sagte sie, daß Sie
ir nichts sind, und nichts seyn dürfen, als Freund.
in Kloster oder eine Aufnahme in Ihrem Hause,
t einzig die Wahl, die mir übrig bleibt. Wenn ich
ber, um mehr zu nützen, nach Engelland und
icht in eine Zelle gehe; ist darum mein Gelübde
s Gehorsams, der Unempfindlichkeit, und der
inen Tugend, nicht weniger unverbrüchlich, weil
h es einsam meinem Erhalter und dem Andenken
einer Mutter zusagte, als wenn ich es öffentlich
uf seinem Altar geschworen hätte.

Daß Milord heimlich ungehalten war, konnte
an leicht glauben; indem durch den Widersinn
s Schicksals, die Natur auch auf alle erdenkliche

Arten

Arten von Marmorsäulen, Figuren in weiblicher Bildung hervorbringt; indessen konnte er nicht begreifen, wie es besser sey, die edle Luzi so zu lieben wie sie geliebt seyn wollte. Aber durch den Lichtstrahl von Hofnungen geblendet, den sie Ihn hatt erblicken lassen, suchte er doch alle ersinnliche Künste anzuwenden, die ein gutes und gefühlvolles Weiso schwach machen können, daß der Mann ihres Herzens sich berechtigt weiß, sie eines Fehltritts fü Ihn zu beschuldigen; und warlich, diese Grosmut an Milord Excheſter bewieß, daß Frl. Luzi Ursach hatte, ihm Hochachtung und Dankbarkeit zu bezeugen.

Wie die Sache ablaufen würde, wenn Gre Excheſter und Frl. Luzi 600 Jahre später gelebt hätten, daß wissen wir gegen die besten Ausnahme von Regel, nur mit dem alten Sprichwort zu b antworten: "wer sich in Gefahr begiebt ꝛc. ꝛc." rathen daher jedem uns lieben Leſer, in keinen Brunnen zu steigen, oder hohe Leitern hinanzuklettern deren Steige morsch sind. Mit dem Grafen ab und Frl. giengs zu der Zeit, von der wir reden nu schon ins 4te Jahr so gut, als es bey festem Vo satz und geläuterter Moral, mit allen Menschen i kritischen Fällen gehen sollte, zum großen Glü der kleinen Betsy und Alwina von Excheſter: den

Fr

Fl. Luzi hatte der Gräfinn Ihren Werth so ein-
richtend zu machen, sich so in alle Strenge Ihrer
Gesetze zu fügen gewust, daß sie ihr ganz unent-
behrlich geworden war, als — ihr ein anderes
Frauenzimmer seyn konnte. Wenn Luzi es auch an
Ihrem Theil entbehren sollte, so sorgte sie, daß
die kleinen Dingerchen beym Frühstück und Vesper-
brodt, so satt wurden, daß Ihnen nach der Mahl-
zeit nicht gar zu stark hungerte, und wenn sie sich
sich selbst wieder waschen oder umkleiden sollte, so
waren sie unter Ihrer Aufsicht nie genöthiget, so
gepflöckt zu seyn, wie in der Fr. Mutter Ge-
genwart. Damit den Kleinen dieser Zwang nicht
Verstellung ins Herz gab, und die Liebe zur Mama
heraus bannte, sagte Ihnen Luzi: Sie müßten von
Kindheit an eine gewisse Ueberwindung ihrer Wün-
sche, ein zurückhaltendes ernstes Betragen lernen.
Die Zimmer der Gräfin, in denen alles sehr zierlich
und rein wäre, schickten sich am besten zu diesem
Unterricht. Die Comödie, die die Kleinen zu spielen
glaubten, machte ihnen den Zwang in Gesellschaft
ihrer Mutter unschädlich und erträglich. Der Graf
Stein, der um Luzi ihre ganze Erziehungsart wußte,
die sie mit Recht auf eigne Erziehung gründete,
lachte oft herzlich, wenn Betsy und Alwine sich in
der Stille die Langeweile mit allerley kleinen Possen
vertrieben oder übereilt von natürlicher Munterkeit

schnell aufsprangen und sich denn schnell ernst
wieder hinsetzten. Nach alle dem wirkte die Lau
der Gräfin und Frl. Luzi Verstand, daß Be
und Alwina freye, fröliche, und wenn's so seyn soll
auch sehr anständige Kinder waren.

Luzi verlies die Kleinen in keiner Lehrstun
wuste es immer so einzuleiten daß Ihnen jeder U
terricht begreiflich und angenehm ward.

Auch hatte ihr die Gräfin, unbewußt der V
bindlichkeit, daß Ihre Vorstellungen, und die A
nehmlichkeit Ihres Umgangs in einigen Stück
ordentlich erhielten, wo diese Möglichkeit der S
gularität auser den Kräften und dem Wirkun
kreise der Gräfin lag, die wir nach zurückgeleg
Disgreßion, so wie sie uns die Einbildungskr
an Ihrem Nähtahmen darstellte, wieder aufsuch
wollen.

Wenn's nun einmal unter den 200 Tagen v
Jahr — die noch keine Tage der Comödien, Asse
bleen und Bälle waren — einen leidlichern für
Hausperſonen der Gräfin gab, so kam an solch
Milord Clevly oder ein andrer eben so naher V
wandter Viscount Strenghs zum Besuch. De
auser so genauen Freunden, war der freye E
ti

tt in den Zimmern der Gräfin, auf eignen hohen
fehl, allen Mannspersonen untersagt.

Diesmal war es Milord Clevly, der der Frau
äfinn eine Parthie Schachteln anbot. Sie war
er eben nicht sehr aufgelegt, Plane zu machen,
ilord hatte also vielen Zwischenraum zum reden.

Warlich, meine gnädige Cousine, fieng er an,
wäre zu wünschen, daß Sie Ihre Tugend und
rdienste gemeinnütziger machten!

Schmeichler! — — Schmeichler! — Sehen
e mir die Reinlichkeit, die Ordnung in diesem
zen Hause an, würden Sie nicht Fürsten wün-
n? aber vergebens! denn eine so verständige
ffsicht wie die Ihrige, fehlt ganz. Die edle Zu-
khaltung in Ihrem Betragen, der Anstand, voll
rde! und doch läßt alle dieß Außre nur auf
Zustand einer sehr erhabenen Seele schliessen.

Wenn Stand und Erziehung nicht einigen
rzug für geringere gäben, was nützte es denn,
edlen Anlagen in einem hohen Range geboh-
zu seyn?

Es ist wahr, die alleräusserste Reinlichkeit,
m gleich nicht in prächtigen Möbeln, traf ich

neulich bey einer Bäurin, und einem sehr edlen An
stand hat eine Schauspielerin, Fr. Britwoorth
Aber so alles vereinigt wie hier. . . . .

Wollen Sie mich aufziehen, Milord? Wer hei
Ihnen die Gräfin Exchester mit dem niedrigste
Pöbel vergleichen?

Ach, Miladi, Verzeihung für die lebhaf
Einbildungskraft, die sich zuweilen in den gra
samsten Distractionen verliert. Ich war bemüh
etwas ähnliches an Vollkommenheit aufzufinde
und der Mangel an Gegenständen riß mich zu eine
Fehler hin, den Ihre Großmuth vergeben wir
Machen Sie Ihre Tugenden allgemeiner, so lau
ich nicht mehr Gefahr, eine Hirtin neben einer K
nigin zu nennen.

Die Gräfin machte eine Miene, wie eine Da
von Stande machen kann, wenn sich Stolz, U
wille, und beleidigte Eitelkeit in ihrer Seele n
den Gedanken kreuzen, daß ein vornehmer Man
oder ein Anverwandter seine gesagte Sottise dur
eine Albernheit wieder gut zu machen sucht,
der ihre Ohren so gewöhnt sind, daß sie den Kla
der Worte für den Klang vollwichtigen Goldes a
nimmt. Endlich kams heraus. Hätten Sie ni
noch mehr Lob und Herabsetzung zu vereinen?

Gnädigste Cousine, wie? Ich glaube Sie
nd im Ernst ungnädig? Bey allem was Ihnen
euer ist, verzeihen Sie mir das Unglück, Sie
ne Absicht beleidigt zu haben; machen Sie mich
cht zum unglücklichsten aller Menschen —

So! von einem Ende zum andern, von der
eleidigung zu einer Sprache, die bey mir nicht
ngebracht ist. Stehen Sie auf, Milord, es
ag so hingehen, wenn man nur in Zukunft für
nlichen Auftritten sicher ist.

Milords Dankbarkeit ergoß sich, wie man
nken kann, in dem feinen witzigen Lob, was nicht
lein auf die Adamskinder weiblicher Gattung all-
walligen Einfluß hat — Kein Wunder also,
ß die Gräfin die Beantwortung der Frage for-
rte: Wie sie es anzufangen habe, andern Damen
re Tugenden mitzutheilen?

Milord fand darunter 10 Ursachen gegen eine,
aß genauerer Umgang mit einigen, die diese Gna-
e zu verdienen schienen, der leichteste und bequem-
e Weg sey, den edlen Endzweck zu erreichen; und
uf seinen Rath und Vorschlag ward Ladi Monne-
ille ausersehen, um dem Versuch zu machen, in
ie ferne Weiber von anderm Schlage durch An-
chauen, Exempel und Gelegenheitslehren zu ver-

vollkommen stünden. Milord machte der Gräf
die Lectionen so pünctlich, daß allenfalls intriga
tere Köpfe, als unsere beyden Damen, nichts g
ahndet hätten, als daß alles Glück und alle Eh
bey der Sache auf ihren Theil kam. Worüber w
aber seine Gaben am meisten preisen, ist, daß
die kalte, strenge mißtrauische Gräfin von Erch
ster dazu vermochte, ihn zum Aufseher der La
Monneville zu ernennen. In dieser Hinsicht w
es ihm nicht allein erlaubt bey der Gräfin zu sey
wenn sie einen Besuch abstatteten; sondern er w
auch sicher, dann und wann mit Aufträgen an
abgeschickt zu werden, um sie in ihrem Hause
beobachten.

Man möchte beynahe aus dieser kleinen Be
benheit schließen, es sey nicht gut, ohne gena
Prüfung mancher Wahrscheinlichkeiten, alles
glauben, was Leute von bekanntem Verstande v
tragen, weil es der Möglichkeiten gar viele gie
die sie bewegen können, unsere schwächere Begri
zur falschen Ueberzeugung zu machen.

8. Ca

8. Capitel.

Ein Besuch, wie es in der Welt viele giebt.

Das 12te und 13te Jahrhundert versagte den Damen von Rang noch sehr viel von den Freyheiten, die sie heutzutage nicht mehr als solche anspen; dahin gehörte auch, daß sie ihren Eheherrn n ihren Bekanntschaften, und von den Parthies achricht zu geben schuldig waren, die sie wählten d sich zu geniessen vorgesetzt hatten. Wir reden cht von allen ohne Einschränkung, — das hieße enbar, den Glauben an Geschichte verleugnen, wir sehr lieben und schätzen — sondern von n Bekanntschaften, oder Parthien, die der Mann rne wissen darf, bey denen aber in der Folge ele 1000 Männer nicht um ihre Stimme gebeten urden und jetzt nicht gebeten werden.

Ladi Monneville unterwarf sich diesem Gebrauch sehr gerne, und ihr Gemahl hätte ganz anrs denken müssen, wie er that, wenn er sie nicht lbst daran erinnert hätte, daß sie der Gräfin von rchester aufwarten sollte.

Am bestimmten Tage also fand sie sich zum Beich ein. Die Gräfin erhob sich bey ihrem Eintritt im Zimmer ein wenig von ihrem Sitz, und

ihre gezwungene Verbeugung gab der Ladi eine bi
tere Reue, daß sie sich dieser Ehre ausgesetzt hatt
Man wird erinnern, daß auch sie stolz war, wen
sie es mit Grafinnen zu thun hatte, daß jede ihr
innern Bewegungen, sich ihrer Phisionomie mi
zutheilen pflegte. Die Gräfin, die sie mit d
Augen maß, erröthete, wie die Ladi gethan hatt
und sagte mit einer freundlichern Miene, als il
gewöhnlich war: "Setzen Sie sich, Ladi, es
"mir angenehm, Sie hier zu sehen."

Ich würde, erwiederte die Ladi, Ewr. Gn
den nicht an einem ungewöhnlichen Tage beschw
lich gefallen seyn, wenn mir nicht Milord Clevl
gesagt, daß sie dieß befehlen, und eben auf Hei
meine Aufwartung bestimmt hätte.

Es ist auch so recht gut, Milord hat sein
Auftrag ausgerichtet.

Wie ein jeder sich ein Vergnügen machen wi
Ewr. Gnaden Befehle zu erfüllen.

Wie lange sind Sie verheirathet?

Ein Jahr, Frau Gräfinn.

Haben Sie Kinder?

Ich habe keins.

Und noch keine Hofnung dazu?

Auch das nicht.

Sind Sie aus Burgund gebürtig?

Ja, aus Burgund; bin auch da, weil meine Eltern zeitig starben, von einer Mutter Schwester der Gräfinn von Lauremont erzogen.

Haben Sie kürzlich Nachricht daher?

Noch in voriger Woche erhielt ich Briefe von meiner Tante, und von mehr Freunden, die mir viel Freude machten, die Nachricht ausgenommen, daß die Herzogin am Fieber liegt.

Am hitzigen Fieber?

Wohl nicht ganz, doch soll sie sehr krank seyn; und das ist immer für eine der liebenswürdigsten Prinzeßinnen von ganz Europa zu bedauren.

Ich kenne sie nicht.

Ewr. Gnaden würden Sie nicht sehen ohne sie zu schätzen.

Ihr Portrait habe ich gesehn, da ist sie eben nicht hübsch.

Schön, Miladi, ist sie nicht, die Herzoginn am wenigsten im Gemählde, was man von der tausendfachen Annehmlichkeiten nicht sagen kann die Güte, Freundlichkeit und Geist über ein — wenn ich so sagen darf — recht gutes Gesicht verbreiten. Ihr Wuchs ist der schönste und feinst von der Welt, und ihre Sanftheit unnachahmlich. Auch hat sie eine im Fürstenstande ganz seltne Gnade für die, die sie umgeben, vergißt auch abwesend die nicht, die einmal das Glück hatten, sich ihr zu nähern.

Die Gräfinn sah Ladi Monneville an, al dachte sie, welch eine Schwätzerin! Da ist j auch eine Frl. Durville am Burgundischen Hof aus die der Herzog viel machen soll, sagte sie, al sie einhielt.

Frl. Durville, erwiederte die Ladi erröthend mit einer verlegen und entschuldigenden Miene, i sehr schön!

Die Herzoginn hat doch kein Gallenfieber?

So viel ich die Gnade habe Ihro Durchlauch Denkungsart zu kennen, ist die Herzoginn dafü sicher; auch schätzt sie der Herzog ausserordentlich

So!

Geleg

Gelegner konnte Milord Clevley nicht kommen,
n von Ladi Monneville, der es auf ihren Stand-
unkt gar nicht behagte, recht freundlich angesehen
i werden; sein guter Genius ließ ihm diesen Au-
enblick wählen, und warlich, es wär auch ohne
iebenabsicht Ritterpflicht gewesen, daß er dem
ngenehmen Geschöpf in der ängstlichen Stunde
eystand, die er für sie begonnen hatte.

Aber bald entstand für Ladi Monneville eine
eue Verlegenheit. Viscount Strenghs kam
it einer seiner Schwestern, die durch London
ißte, die Gräfinn Blyfort, eine 20 jährige Wit-
e deren Charakter wir nicht entwerfen wollen.

Ladi Monneville wollte Abschied nehmen; blei-
en Sie, sagte die Gräfinn, also war nichts zu
hun, als auszuhalten.

Miladi Blyfort, und die Gräfinn Exchester,
etrugen sich vollkommen so gegen einander, als
wäre ältere Bekanntschaft und Gleichheit das ein-
ige Ding auf Erden, was Worte, Leben und
Freundlichkeit in Gesellschaft zu bringen vermag.
Ladi Monneville war durch den Ton und den Ge-
genständen der Unterredung eine Zeit davon aus-
geschlossen. Indeß nutzte sie die Gelegenheit,
Idee von einer Art Betragen zu sammeln, was ihr
ganz neu war.

End-

Endlich kam auch Milord Exchester, der sich mit Ladi Monneville, in eine verbindliche Unterredung über die Verdienste ihres Gemahls einließ.

Die Gräfinn Blyfort wandte einmal das Aug nach ihr hin, und glaubte, Milord hätte Mi leid mit der kleinen stummen Frau gehabt. Wa machen ihr denn mit dieser hier? flüsterte sie de Gräfinn Exchester zu; das ist Zufall, antwortete sie

Glücklicher Weise war die Zeit der Milad Blyfort so präcipitirt, daß sie nicht den gänzliche Ausgang der Collation abwarten konnte. Milor Exchester, weil er sehr aufrichtig war, und M lord Clevley, weil ihm das viel Vergnügen macht sprachen noch ein wenig von der Gräfinn. D Gräfinn Exchester, die sehr viel an ihr auszusetze fand, daß bey dem strengen Modezwang ihre Anzug ein fond de propreté fehlte, und daß ma ihr ein halb Dutzend Liebhaber nachrechnete, äu serte hierüber auch ihr Misfallen.

Es war so Ladi Monneville ihre Weise, d Auftritte im Leben, die andre manchmal in Aerg setzen, comisch zu finden, und grace à Madame Lauremont sich von unangenehmen Dingen im mer etwas heraus zu heben, das sie amüsirte. E bald es dazu kam, hätte sie auch in Gegenwa

d

er römischen Kaiserin sich nicht anders als ganz
ihrer liebenswürdigen Natur zeigen können.

Das Etiquette, fieng sie lächelnd zur Gräfin an,
ordert, daß ich hier meinen Besuch endige; aber
w. Gnaden verzeihen, wenn ich ihn noch ein Vier-
elstündchen verlängere. Es ist gar zu erbaulich zu
emerken, wie himmelweit Milord Clevleys Urtheile
on seinem Betragen gegen ein hübsches Frauen-
immer verschieden sind.

Machen Sie, theure Leser, selbst einen beliebi-
gen Commentar über die Meynung der Gräfin, von
der dreyfachen Impertinenz der Ladi, die sie ausser
iniger völlig säulenmäßigen Pantomine beantwor-
ete, so daß ihre Augen dadurch ein wenig größer
wurden. So wie von dem schnellen Uebergang
des siegenden Spottes zum gänzlichen decondenan-
cement von Milord Clevleys Gesichtsmuskeln durch
die Worte der Ladi abgenöthigt ward, auf deren
Seite sich Milord Exchester einen Augenblick durch
ein herzliches Lachen hinzog.

Lady, sagte er, es ist wahr daß Ihre Lands-
männinnen einen ganz eigenen leichten Ton besitzen,
der den Umgang unbeschreiblich angenehm macht.

Freylich, erwiederte Ladi Monneville, hat die französische Art zu leben sehr viel Annehmlichkeit, * man spricht, man spielt, man singt, man tanzt man lacht, man sagt, was man denkt; ohne daß es jemanden einfällt, darin etwas Arges zu suchen und die Franzosen, die an jedem Menschen das Gute zu schätzen wissen, haben den Vortheil, daß sie sich nicht bey steifen Ernst und Menschenhaß einander durch Langeweile tödten.

Die Franzosen, sagte die Gräfin bitter, besitzen viel Etourderie.

Myladi, — versetzte Lady Monneville die über und über erröthete, indem sie sich in Engelland oder vielmehr im vis à vis der Gräfin einer Etourderie schuldig fühlte — allgemeine Sitte erwirbt ihnen Verzeihung für die Freyheit und Aufrichtigkeit die sie so glücklich macht. So weit aber geht doch meines Wissens die Etourderien meiner Landsleute nicht, daß sie jemals die Absicht aufgeben sollten, den Beyfall der Vernünftigen zu verdienen.

Do

*) Es ist hier nicht die Rede von der französischen Lebensart, die, Dank sey es vielen jungen Teutschen, außerhalb am meisten bekannt ist, sondern von der feinen natürlichen Politur die Leute von Geschmack und Sitten als unnachahmlich schätzen.

Da wirds wohl sehr darauf ankommen Ladi, ıgte Milord Clevley, der sich wieder erhohlt hatte, b Ihre Landsleute einen richtigen Begrif vom ver- ünftigen Leben haben.

Ich glaube, Milord, erwiedeete die Ladi lä- elnd, daß auch der kleinste in jeder Nation, Ge- hr läuft bey diesem Begriff anzustoßen. Neigung er Vorurtheil bestimmen gar zu leicht unsre Mey- ung übers vorzügliche.

Was meynen Sie davon? meine gnädigste ouſine, fragte Lord Clevley die Gräfin.

Ich bin, antwortete sie, an der witzigen fran- ſiſchen Unterredung nicht genug gewohnt, um mich rin einzulaſſen.

Ladi Monneville stand auf, um sie davon zu freyen; aber Milord Exchester, der sichs durch as Betragen seiner Gemahlin mehr wie jemals iesen Nachmittag, in der traurigen Verfassung der edauernswürdigen Ehemänner unbehaglich seyn eß, denen bey jedem Wort und Miene ihrer theu- r Ehehäften angst und bange wird, dachte eben, ey seiner schönen Gräfin läge es nur am Willen, n der Folge aber verlohr er alle Gedult.

Er

Er führte Ladi Monneville wieder zu Ihren Stuhl, gönnen Sie uns, sagte Er, noch ein Weil chen von ihrer Zeit, ich werde mir nachdem die Ehr ausbitten, sie zu begleiten.

Milord — erwiederte die Ladi, indem sie au die Gräfin sahe, — es wird Zeit seyn — — —

Es müste, fiel ihr Milord Exchester in die R de, einer Dame, die, wie ich weiß von der Herz gin von Burgund so besonders unterschieden if sonderbar vorkommen, und einen sehr mäßigen B griff von der Lebensart unsrer Damen geben, wen die Ehre, die sie meiner Gemahlin durch einen B such erzeigt, ihr nicht durch die möglichst gefälli ste Aufnahme vergolten würde, und man sich nic bemühte, ihr die Engelländerinnen von einer eb so vortheilhaften Seite kennen zu lernen als sie ur in Ihrer Person die Französinnen zeigt.

Die Gräfin biß sich auf die Lippen.

Die Engelländerinnen, sagte Ladi Monnevill indem sie eine Verbeugung machte, haben ein Werth, der unverkennbar ist.

Ihr Herr Gemahl, gnädigste Cousine, sag Lord Clevley, — dem die Verlegenheit der Dam und der Unwille des Grafen sehr viel Vergnüg

rursachte — ist ein so galanter Engelländer, ß er es mit jedem französischen Ehemann auf- mmen kann.

In der That, Cousin? rief Milord Exchester, sollte mir lieb seyn, wenn auch andre urtheil- , daß mich niemand in der schuldigen Höflich- t und Aufmerksamkeit überträfe, die nie ver- t, weil sie aus Güte des Herzens entsteht, und ch die Bildung guter Sitten zur Gewohnheit worden ist, aber wieder auf den Begriff vom rnünftigen zu kommen; die Materie ist gleichgül- er und interressant. Wie wärs, wenn ein jeder n uns darüber seine Meynung sagte? die fremde di wird Ihnen sehr gerne den Ihnen gebührenden ng lassen; Frau Gräfinn, wenn Sie uns die rige zuerst erklären wollen?

Ich habe schon erklärt, versetzte die Gräfinn, em sie ein weisses Schnupftuch glättete, was während der Unterredung aufgefaltet hatte und n von neuem aufzufalten anfieng, daß ich mich ht auf solchen Witz verstehe.

Um Verzeihung, Miladi, ich glaubte sie prä- n heute so gerne, wie sonst von der Vernunft, sie so oft erwähnen. Ladi, werden Sie mir hl auch ihre Meynung versagen?

Ich fürchte, erwiederte Ladi Monneville, Ihn
nur eine halbe Erklärung zu geben, und dadu
Milord Clevleys Gedanken von meinen Landsl
ten zu bestätigen; um aber zu sehen, in wie fe
Milord Recht hat, ihre Begriffe in Zweifel zu
hen, lassen Sie uns hören, welches die Seini
vom Vernünftigen sind. Es wird mir nachher
angenehm seyn meine Meynung Milord durch
Ihrige zu berichtigen.

Lord Clevley, der nie daran zweifelte, etw
gutes zu sagen ließ sich nicht weiter zu einer
finition des vernünftigen Menschen aufforde
nichts ist leichter, rief er: ein Vernünftiger ist
wenig Worten ein Mensch, an dessen Handlu
nichts auszusetzen ist.

Auf die Weise, sagten Ladi Monneville
Milord Exchester, mit Lachen, ist ein Vernün
ger ein Engel oder ein Unding.

Verzeihen Sie, erwiederte Milord Clevley,
Mensch dessen Handlungen durch eine glückliche
ge zeigen, daß seine Ueberlegungen jederzeit
tig sind.

Milord, versetzte die Ladi schalkhaft, sie
ren uns da mit wenig Worten in eine weitläu
Un

nterſuchung. Nicht wahr, Herr Graf? Milords
veifel an meine Landsleute hat ſeine guten Urſa-
en, und wir ſprechen ihn hiemit von weiterer Er-
irung frey.

Milord Clevley verlangte nichts geſchenkt,
ilord Excheſter meinte, man müſte ihn nicht ſo
cht davon kommen laſſen, aber die Ladi verſi-
erte, ſie würde den Lord ſchon darüber einmal
r ſeine Sünden büſſen laſſen, und bäte jetzt nur
n die Meynung des Grafen, weil es Zeit wäre,
ſh bey Miladi Excheſter zu beurlauben.

So iſt denn, ſagte der Graf, nach meiner
eynung derjenige vernünftig, der den Vorſchrif-
n der Religion folgt, ohne an Aberglauben zu
ben, der tugendhaft ohne Vorurtheil iſt, der
ſeinen Sitten und Betragen Verfeinerung an-
mmt, ohne von der Natur abzuweichen. Der
nen Verſtand aufklärt, ohne in Unſinn zu ver-
llen, der ſeine Fehler gerne einſieht und beſſert,
andlungen nach Wahrſcheinlichkeit oder nach Er-
hrungen beſtimmt: denn was man auch davon
gen kann, halte ich nicht dafür, daß eine glück-
he Folge, Beweiß von richtiger Ueberlegung iſt,
il der Zufall oft den weſentlichſten Theil an dem
usgang unſrer Unternehmungen hat.

Ladi Monneville, die da meynte, daß ei
gute Sache durch sich selbst schon genug erhob
sey, dankte der Definition des Milords blos dur
eine freundliche Verbeugung, und empfahl si
unterthänigst der Grace der gnädigen Gräfinn, d
sie nicht zum besten empfohlen zu seyn glaub
Aller Winke ungeachtet, hatte Milord Excheſ
einmal seinen Sinn darauf gesetzt, die Ladi
Hause zu begleiten, und das geschah denn, eb
wie wir noch heutzutage erleben, daß die folgsa
sten ruhigsten Männer, sich bey einer unerwarte
Veranlassung manchmal independent erklären.

Milord Excheſter, bat den, durch dieſe H
lichkeitsbezeugung gegen seine Frau sehr erfreu
Sir Monneville, um die Erlaubniß eine ihm
machte sehr angenehme Bekanntschaft in sein
Hause fortsetzen zu dürfen, und versprach der Le
ihr eine Landsmänninn in der Frl. Luzi vorzuſtel
deren Umgang ihr sicher Vergnügen machen wü

Frl. Luzi, sagte Sir Monneville, — der
über die Wahl des Umgangs seiner Gemahlinn
Hinsicht der Frauenzimmer eben so genau nah
als er sorglos über ihren Umgang mit Männ
war — mit freundlichem Blick und forschen
Ton.

Ach, Sir, antwortete der Graf aus voller Seele, fürchten Sie nichts, wenn Fräulein Luzi icht das würdigste edelste Mädchen von der Welt ire, ich würde nicht wagen, sie ihrer Frau Gemhlin an die Seite zu bringen. Die Uebereinmmung, die ich an beyden zu bemerken glaube, macht, daß ich beynahe bürgen möchte, Sie selbst, ir, werden mir für das Geschenk einer Gesellafterinn Dank wissen, die in allem Betracht eine sgezeichnete Hochachtung verdient.

Ladi Monneville, die Milord in so gutem Zusahe, und große Lust hatte, ihre Landsmänninn sehen, half dem Grafen beichten, bis ohngehr alle Zweifel ihres Sirs gehoben seyn konnten; ie sie Ursache hatte dies aus einer sehr höflichen nladung zu schliessen, durch die ihr Gemahl den rafen für die liebenswürdige Luzi, freyen Zutritt seinem Hause gab.

9. Capitel.

Ehestands-Scenen.

Milord Exchester fand seine Gräfinn, und ihren Vetter noch in Unterredung über die Strophe, die an ihrem Hofe unter den Solimans einige Jahrhunderte später, auch sehr viel zu sprechen gab: voila comme un petit nés remouché renverse les droils d'un Empire. Miladi, sagte er um einmal von etwas anderm zu reden, bitte ich Sie in Gesellschaft von Damen immer daran zu denken, daß Sie nicht Fürstinn sind, und daß mir die Airs de hauleur meiner Gemahlin, in den Männern dieser Damen, sehr leicht so viele Feinde geben können, als Baronets, Sirs und Gentlemens im Königreich sind.

Frl. Luzi kam mit dem kleinen Lädies in diesem Augenblick wie gerufen; denn die Conversation, wenn Milord Clevley nicht etwa eine Partie Schach vorgeschlagen hätte, würde ganz ausgegangen seyn, weil Clevleys Witz stockte, Exchester den Spleen hatte, und die Gräfinn wohl wußte, daß ihr Gemahl zu Zeiten keine Wiederrede gestattete.

Wir lieben eine jede Weise Anordnung, und
nen es uns bey dieser Gelegenheit nicht wehren,
n braven Männern unsern Beyfall zu geben, die
ren Frauen nicht erlauben, das Hausregiment
ein allgemeines Regiment über alles auszudeh-
n, was ihnen vom Menschengeschlecht bekannt
; sondern den schwächsten Theil in erforderlichem
ll ein Ziel setzen, was er nicht überschreiten
rf.

Fräulein, fieng Graf Exchester an, ich be-
ure, daß Sie nicht zu Hause gewesen sind, Sie
tten die Bekanntschaft der Ladi Monneville ihrer
ndsmännin machen sollen; aber das ist doch
r ein aufgeschobnes Vergnügen, denn ich bringe
nen der Ladi und Sir Monnevils Einladung,
ie zu besuchen. Ich hoffe, Sie werden mir die
efälligkeit erzeigen, dies bald zu thun, und wer-
mir die Erlaubniß nehmen Sie daran zu erinnern.

Das wird von der Frau Gräfinn abhängen,
enn ich Ihren Befehl erfüllen darf.

O! ich habe nichts in meines Gemahls Be-
hle zu reden.

Freylich nicht, Miladi, wenn es Ihnen ge-
llig ist, mir das Recht der Oberherrschaft aus-

üben zu lassen. Also, liebes Fräulein, bitte i
Sie, Ladi Monneville morgen schon und wenn
Ihnen, wie ich nicht zweifle, gefällt, nachh
recht oft zu besuchen; ich hoffe, Sie haben zu vi
Güte um mich, durch einen Eigensinn vergebli
Ihre Gefälligkeit gegen meine Wünsche erbitten
lassen. Alwina und Betsy gehen mit, und d
Wagen ist immer zu Ihrem Befehl.

Frl. Luzi fand in der ganzen Sache viel Latei
noch kannte sie den Grafen nicht so despotisch,
schrieb der Ladi Monneville diesen völlig entsch
denden Ton zu, und eine noch nie empfundene R
gung von Eifersucht machte, daß sie das Auge d
Gräfinn, mit einem Ausdruck von Theilnehmu
und Aengstlichkeit suchte, die ihr mehr wie jema
die Gewogenheit der Miladi Eycheſter verdiente.

Frl. Luzi, immer sehr rasch, legte sich vor d
Gräfinn hin, diese in vollem bittern Gefühl ihr
Leidens, streichelte und küßte sie, beyde verschlu
ten Thränen, indem sie in abgebrochnen Wort
von ganz andern Dingen sprachen, als woran
dachten.

Der Graf hatte seine Lust an der ungewöhn
chen Herablassung seiner Gemahlin und an d
schiefen Urtheilen, die sie und Luci über sich sell
un

nd ihn fällten; während der Zeit er mit Clevley
on Parlementssachen sprach, und mit seinen Kin-
ern spielte. Er ließ die Comödie ruhig fort-
auern; seine gute Laune während dem Abendessen,
ar für seine Gemahlin eine neue Kränkung, für
rl. Luzi ein neuer Grund ihn zu verurtheilen.

Milord Clevley muste so viel Gleichgültigkeit
ir die Theilnehmenden und so viel Vergnügen an
en Uneinigkeiten andrer haben, als er empfand,
m nicht in der unaussprechlichen Verlegenheit zu
yn, in der die Wirthe ihre Gäste, durch ein
äusliches Ungewitter setzen. Er lies sein Urtheil
on der Sache, die er angezetttelt hatte, in suspenso;
ofte aber auf jeden Fall, im trüben zu fischen.

Am folgenden Morgen gabs Erklärungen aller
rt.

Milord Exchester traf seine Gemahlin, die ver-
muthlich die Nacht wenig geschlaffen hatte noch im-
mer mit weinen beschäftigt. Aber sagen Sie mir,
Miladi, ob Sie gescheut sind? redete er sie an.
Mit mehr Nachsicht würde ich sie unerträglich und
mir mein Haus bey aller ihrer Ordnung und Pünkt-
ichkeit zu einer Hölle machen, die ich fliehen müßte.
Ist es nicht die offenbarste Kinderey, sich deßfalls zu
betrüben, daß ich eine Billigkeit von Ihnen fordere?

Sie begegnen mir so hart, Sir; so hart sind Ihre Worte nie gewesen. Daß ich solche Härte erfahren muß, habe ich nicht gedacht, sie verdient zu haben.

Wenn Härte in meiner Begegnung ist, Miladi, so haben Sie sie durch Ihren Eigensinn veranlaßt. So schätzbar mir Ihre Person ist, so unleidlich machen sie sich mir und der ganzen Welt durch ihren Stolz und durch ein Betragen, was den ihnen eigenen Verstand nicht beweist.

O das sind Vorwürfe, unerträgliche Vorwürfe, Sir, die weder ich noch meine Familie leiden werden.

Still, still, Miladi! hören sie mich aus; Ihre Kinder und ich sind Ihnen unter allen Familien die nächsten. Ich habe nie Ihren Thorheiten nachgegegeben, und werde es auch dießmal nicht thun. Freylich ist der Fall lichter, wenn ein Theil in Gegenwart von Fremden die Aeusserungen des andern mißbilligen muß, ich werde dieß aber immer weit lieber thun, als Unsinn oder Unarten meiner Gemahlin behaupten; Sie können das Unangenehme, was es für Sie haben mag, wenn ich mich nicht Ihren nachtheiligen Urtheilen aussetzen will, dadurch vermeiden, daß sie künftig einlenken, wenn's noch Zeit ist. Ich gab Ihnen gestern, Miladi

das

as können Sie nicht leugnen, manche Gelegenheit dazu, ehe ich einen hohen Ton annahm, diesen aber, Miladi, werde ich immer gebrauchen, wenn es Ihnen beliebt, mich aufs äusserste zu treiben, und vielleicht nicht allemal mit derselben Mäßigung, denn man kann für seine Fassung nicht stehen. Hier verließ Milord die Gräfinn, die keinen geringen innern Kampf mit beleidigtem Stolz gekränkter Herrschsucht und der ganzen Parade der Empfindungen zu bestehen hatte, die den Menschen so oft das entschiedenste Unrecht für die stärkste Beleidigung ihres Gegners ansehen lassen.

Fräulein Luzi gerieth gar sehr in Erstaunen, da auch sie am Morgen Milord Exeter in ihr Zimmer treten sahe. Diese unvermuthete Ehre, Milord, sagte sie, ist völlig wider die Abrede, oder haben sie etwa Aufträge, Milord?

Das kann seyn, liebes Fräulein!

In dem Fall scheint es freylich, daß sie den Vorsatz haben, uneingeschränkt zu gebieten ....

Nun Fräulein! aber —

Frl. Luzi suchte ein Band, als sie dieß gefunden hatte, eine Aigrette, dann wieder das Band, und wieder die Aigrette bey einem Pappkästchen, dann

dann stand sie ganz finster und trotzend auf einem Flecken und sagte kein Wort.

Aber, fing Milord wieder an, indem er sich setzte, ich habe mit Damen zu thun, die nicht eben sehr geneigt scheinen zu gehorchen.

Frl. Luzi (mit einem Blick von der Seite, wenigstens nicht in unbilligen Dingen): Was würde ich z. E. denn wol unbilliges fordern können?

O die Männer, Milord, können sehr viel! —

Nun denn, Fräulein, ein Briefchen an Lady Monneville, wenn sie heute zu ihr gehen, ich muß sie wegen des gestrigen unhöflichen Betragens meiner Gemahlin um Verzeihung bitten.

Frl. Luzi spöttisch lachend; Milord, ich möchte mich mit dem Briefe verirren; sie haben Bediente, oder besser, Milord, warum richten sie nicht einen so angelegenen Auftrag selbst aus?

Milord faßte Fräulein Luzi bey beyden Händen, sagte ihr ins Ohr, es ist nicht gut, sich mit euch Weibern in lange Demonstrationen einzulassen, und so warf er einen Zettel ins Pappkästchen und gieng eilig davon.

Als Fräulein Luzi ihm mit dem Zettel folgen
ollte, war der Graf längst die Treppe hinab, hätte
: auch ihre Delicatesse überwinden und das Brief-
en in Milords Zimmer legen wollen, so fand sie
verschlossen, den Grafen sahe sie ausreiten, und
möglich durfte sie fragen, ob etwa einem Bedien-
n der Schlüssel zu seines Herren Stube anver-
nuet sey.

Unter diesen Verlegenheiten sahe sich Frl. Luzi
ch einiger Wanderung mit dem fatalen Zettel in
r Hand wieder an ihr Fenster, und ward gewahr,
as sie noch nicht bemerkt hatte, daß die Aufschrift
i sie sey.

Eh mon Dieu quelle folie! Das wird verschrie-
n seyn — indeß wär's möglich — schreibt er
ir doch sonst bisweilen — und da ward solange
urch alle Möglichkeiten in den Zettel gekuckt, um
on zwey Wahrscheinlichkeiten eine zu finden, bis
as leicht gesprengte Siegel Frl. Luzi keinen Zwei-
l übrig ließ, daß folgende Reihen an sie gerich-
t waren.

Wenn ich in der That leichtsinnig wäre, liebe
uzi, wie ich Ihnen scheine, so würde ich nicht
ie Eroberung der liebenswürdigen Ladi machen
ollen, ehe ich mich rühmen könnte, meinen viel-

jäh-

jährigen Feind überwunden zu haben. Sie kenne
ihn, liebe Luzi, und so lange sie mich gegen sie
den Gränzen der ehrfurchtsvollesten Anhänglichke
sehen, beleidigen sie ja meine Denkungsart und d
Handlungen ihrer reizenden Mitschwestern nic
durch einen Verdacht, der immer etwas kränke
des für mich hat, weil er von Ihnen kommt. Luz
Luzi! können Sie Mißtrauen in den Mann setze
den Eifersucht den heimlichsten Ihrer Gedanken ve
rathen hat, und der es nie wagen wird, neb
Sie eine Entdeckung zu mißbrauchen, die ihm —
verzeihen Sie diese natürliche Empfindung —
theuer, so schätzbar ist, daß er nicht ganz dav
schweigen kann. — Miladi hat gestern wirkli
ihrer reizenden und angenehmen Landsmännin
steif, so stolz, so unwürdig begegnet, daß sie
vollkommen verdient zu haben glaubte, was sie si
durch ein solches Betragen gegen andre von de
meinigen zu versprechen hat. Ich bin der Alber
heiten längst müde, und gestern brachte mich m
ganz der Vergleich der Herzogin von Burgund u
Miladi, den ich von ungefähr anstellte, aus de
Gleichgewicht. — Ich werde Miladi spreche
und ihr Gefälligkeit für meinen Willen anrathe
Ich zweifle nicht, daß sie nach Art aller Weib
einen Vertrauten ihres Kummers suchen wird
sorgen Sie, liebe Luci, daß Ihnen nicht einer v
unsern Hausgecken zuvor kommt, und stellen m

d

er Güte, um deren ununterbrochenen Fortdauer ch sie für Ihren unterthänigsten Diener bitte, den Hausfrieden auf gute Bedingungen wieder her.

So gieng denn Luzi, ohne denken zu wollen, aumelnd die Treppe herab, und besann sich nicht hender auf die Strenge des Hausetiques, bis die nwillige Miene der Gräfinn Exchester sie in vol- em Maaß daran erinnerte. Es giebt 100000 Vorfälle in der Welt, wo ein Blick, ein Wort, nsre edelsten festesten Vorsätze vereitelt, die stu- ierteste Anrede auf einige Silben reducirt und die utherzigste Absicht, in starres Unvermögen ver- andelt. So blieb auch Frl. Luzi, die eine an- re Aufnahme erwartete, unbeweglich in dem immer der Gräfinn stehen, als ihr diese mit un- ewöhnlicher Hastigkeit aus dem Cabinet entgegen am, und in einem vom gestrigen abstehenden Ton ragte: Was bringt sie in einer so ungewöhnlichen Stunde hieher Frl.? was? warum verlassen sie ie Ladies?

Ich wollte, ich wollte, Ewr. Gnaden um ein Bischen Pulver bitten, mir ist so schlimm —

So? so gehen Sie nur, ich will es Ihnen achschicken.

Frl.

Frl. Luzi wankte langsam aus dem Zimmer, stieß aber, indem sie an einem Arbeitstisch vorbei gieng, unversehens die Decke desselben herunter, sahe einen Hut fallen, den sie an Milord Clevle kannte, und eilte, um nicht ihre und Miladi Excheffter Verlegenheit noch zu vermehren, so eilig in ihr Zimmer zurück, als sie dasselbe verlassen hatte.

Die Wahrheit ist, daß die Morgenstunde, in der dies alles vorfiel, die Ruhe mit der Gräfin war, in der sie niemand stören durfte. Indessen hatte Milord Clevley dem Grafen begegnet und geglaubt, daß nach den gestrigen Begebenheiten ein höflicher Cousin nicht besser thun konnte, als die Unhöflichkeiten eines Ehemanns vergüten. Milord war also gekommen zu fragen, wie der Verdruß vom vorigen Tage auf die Gräfinn gewirkt habe? Ueber die Unterredung war Milord ins Cabinett gegangen, und hatte seinen Hut unter die Decke gesteckt. Weiter wissen wir nichts von der Sache. Wornach sich alle schönen, stolzen, untadelichen Damen, zu achten und für Schaden zu hüten haben.

Um aller Welt willen, hätte Frl. Luzi dem Grafen nicht sagen sollen, daß nach ihrer Meynung das Ding mit dem Hut nimmer richtig zugehe! sie ward so gar gutherzig genug, um d

Mei

ugierde nach der Auflösung des ihr unerklärba-
Räthsels zu ersticken, und nachdem sie in be-
ff ihres eignen Herzens einige Einrichtungen ge-
ffen hatte, antwortete sie dem Grafen:

Ganz sicher, lieber Graf, wird sich das kleine
isliche Ungewitter leicht vertheilen. Miladi
d es, glaube ich, am liebsten sehen, wenn
e von gleichgültigen Dingen reden, und ich halte
e für viel zu vernünftig, um eine stärkere Un-
werfung von ihr zu verlangen, als die, daß
stillschweigend ihre Wünsche erfüllt. Was ists
hr, Milord, ob sie Ihnen deßfalls eine Erklä-
ng giebt oder nicht? man muß deucht mich, mit
zebohrnen Eigenschaften und verjährten Gewohn-
ten manchmal um seiner eigenen Ruhe willen,
ige Nachsicht haben. Folgen Sie darinn, ich
te, meiner Vorstellung.

Wie verfallen Sie denn, Milord, auf den
danken, daß ich Mißtrauen in Sie setzen könn-
? Habe ich Ihnen ein Wort davon gesagt?
rer selbst willen, das wissen Sie, wünsche ich
ie nie leichtsinnig, sondern immer ganz der be-
ndern vorzüglichen Hochachtung werth zu finden,
rer gehorsamst ergebensten

Batilde von Luzi.

Sehr ungewiß, wie die Sache ablaufen w
de, setzten sich die verschiedenen Partheien, d
ohne Milord Clevley, zur Tafel. Die Kin
wenn sie nur frey plaudern dürfen, schaffen
schuldloser Unwissenheit den verlegnen Zwang
leichtesten zu einer fliessenden Unterhaltung
Betsy und Alwina Eycheſter, denen die Frau M
ter für das mal kein Stillschweigen auflegte,
ten der bevorstehenden Visite wegen so viel Fre
im Herzen, daß es ihnen endlich gelang sie um
her zu verbreiten und die Eintheilung vom T
ward so freundlich verabredet, als wenn der
fang desselben Ruhe und Heiterkeit verkündigt hä

Ladi Monneville, nachdem sie Graf Eych
verlassen hatte, machte ihrem Gemahl eine
lustige Schilderung von ihrem abgelegten Bes
und versicherte ihn, daß es ihr immer recht a
nehm seyn würde, Milord nur nicht in sei
Hause zu sehen. Am folgenden Nachmittage s
chen eben Sir Monneville, Isabelle, Sir J
und Gondfrey, von eins ins andre, als E
Eycheſter mit Frl. Luzi hereintrat.

Die beyden Damen fanden einander auf
ersten Anblick äusserst interessant; Betsy und
wina waren für Frl. Luzi das redendeste Lob,
was man von Ladi Monneville in ihrem eig
H

ufe sahe, sagte so viel zu ihrem Vortheil, daß thilde und Isabelle der schnellen Freundschaft len, die sie schlossen, leicht bey allen meinen nen Leserinnen Entschuldigung finden müssen. zeichnete sich diese Verbindung dadurch von en andern aus, daß sie bis ans Lebens Ende nterbrochen fortdauerte.

Wenn Sie mir, Milord, eine solche Frey- nicht übel deuten wollten, sagte Ladi Monne- , und Ihre Hausumstände es erlauben, so den Sir Monneville und ich uns freuen, Sie ord, und Frl. Luzi auf den Abend bey uns zu alten; die kleinen Ladies wachen gewiß gerne nal ein Bischen über die Zeit.

Milord, der sich in seinem Leben nirgend besser nden hatte, als in Monnevills Haus, was an Annehmlichkeit dadurch vor so vielen an- auszeichnete, daß Wirth und Wirthin die lligen Pflichten vollkommen kannten, und sich die Wette bemüheten, sie auszuüben; daß r Fremde aufgenommen ward, von dem einen vom andern, mit aller der freundlichen Güte, mehr als Worte ausdrückt, man sey willkom- , und unterhalten mit alle dem Interesse was unversiegende Quelle von Verstand voraussetzt; man eine Uebereinstimmung in den Grundsä-

tzen des Sirs und der Ladi antraf, die vermutl
ließ, daß man keinen Zank unterbrochen hatte,
nur das Ende des Besuchs erwartete, um sich
verdoppeltem Feuer zu erneuern, daß unverken
liche Beweise sicher vermuthen liessen, man sey
zu gute Hände gefallen, um die genossenen B
cken abwesend mit seiner Person zu bezahlen
Milord fand hier sein Ideal von Gesellschaft
guter Aufnahme so realisirt, daß es ihm unm
lich gewesen wäre, die Einladung der Ladi ab
schlagen, wenn er auch nicht die Parthie der g
digen Gräfin so arrangirt hätte, daß ihm auf
ganzen Abend seine Zeit frey blieb, ohne daß er
nöthigt war, die Stelle des gefälligen, oder
herrschenden Ehemanns anzunehmen.

Wir wünschen Ihnen, geliebte Leser, w
nicht auf Heute Abend, doch so oft Sie in Ge
schaft gehen, in Wirth und Wirthin zwey Pe
nen anzutreffen, deren nicht eins sich die bestim
lichste Mühe giebt, Ihnen das Vergnügen zu
gällen, was die andern für sie aufzufinden su
und neben her, so viel angenehm gute vernünf
Menschen in ihrem Zirkel, wie wir angetro
hätten, wenn wir vor 491 Jahr mit unter u
Zeit bey Sir und Ladi Monneville hätten zubrin
können.

---

10. Capitel.

ornach sich auch ein jeder zu achten und für Schaden zu hüten hat.

iele meiner Leser — das weiß ich sicher — sind sehr ungeduldig von Fräulein Durville etwas ters zu erfahren. Ob gleich ich nun im gering nicht begreife, warum ihre Person interreßirt? uß ich doch, treuer Autor Pflicht zu Folge, aus älligkeit für diejenigen, die tolerant sind, weil Schönheit lieben, die Begebenheiten des Fräus s ohne Rücksicht auf eigne Unterhaltung fortse . Die sämmtlichen Hofdamen der Herzogin thilde, hatten also einen Bund wider Fräulein ville gemacht — ihr mit alle der peinlichen aus essenden Kälte zu begegnen, die das schöne Ge cht gegen diejenigen in seiner Gewalt hat, die Unglück haben, ihm zu mißfallen, mit alle der und nichtssagenden Gleichgültigkeit, an die man e Ursache finden kann, wie die, daß man sie fühlt. Grund, aus dem sich für den Beleidiger, eine schöne Entschuldigung auf Kosten seines Geg angeben läßt — so geschahe der Geliebten des zogs, so oft sie sich's einfallen lies, eine ihrer nen den Lauf zu lassen; und weil so gar die gü Herzogin von einem solchen Hofton angesteckt

ward, weil der souverainste Fürst das Detail
Betragens seiner Unterthanen nicht ordnen kann
sahe sich Fräulein Durville durchaus nach vielen
dern mißlungenen Versuchen genöthiget, ihre
oft sehr übel zuzubringen, oder im Umgange g
erträglich zu seyn. Sie wählte das letzte, und
loben noch einmal den festen weiblichen Sinn
die stille Klugheit, die eine so große Revolution
wirkte. Von da an, bis zu Sir William Du
Erscheinung bey Hof, gieng in dem Leben des F
leins nichts merkwürdigers vor, als daß sie
that, wodurch sie einigen Willen zu erhalten glau
alles unterließ, wodurch sie daran zu verlie
fürchtete. Das Wiedersehen der Ladi Monnet
an der sie jetzt selbst etwas fand, was sie ung
an andern Frauenzimmern sahe, verursachte ihr
die mindeste Freude, dagegen genoß sie nach Her
Lust den Vorzug ihres Herzogs, — weil es ein f
licher Vorzug war — und wuste sich das Ver
gen und die Simplicität der Frau v. Caumon
erhalten. Sir William Durcy, der, wie meine
sich erinnern werden, auf der Maskerade die
hatte, mit Fräulein Durvile bekannt zu wer
riskirte alle Ihre Aufrichtigkeit in sich zu ver
gen, und daran war wohl schuld, daß er ein
schöner Mann war.

"Von schlankem Bau und wohlgetroffenen Eben-
aß mit einer Physionomie, aus der ein Himmel
o Freundlichkeit lächelte, die jeden an redlichen
derſinn erinnerte, in der das blaue Auge, die
ölbte Stirne, Nase, Mundgrübchen, Kinn,
ne und Farben um den Preis mit dem lockigten
anienbraunen Haaren stritten."

Auch hätte er allen Mädchen gefallen können;
n seine Manier war frey und doch voll sanf-
Gratia, sein Betragen fein, erfüllt von der
cheidenheit, die Mißtrauen auf eignes Verdienst
t, sein Herz gut und frölich, und sein Verstand,
vie man ihn aus seinem Betragen, auf der
sserade beurtheilen kann, wenn man uns nicht
s Wort glauben will, daß es ihm daran nicht
te. Nicht wahr, lieben Mädchen? auch der
chgültige Durcy könnte gefährlich werden; und
m er nun gar zu gefallen suchte, oder noch
mmer, den leisen unterdrückten Wunsch hegte
gefallen so — ists besser ihm auszuweichen,
m der Himmel nicht durch eine glückliche Fü-
g der Umstände die Erlaubniß zu ertheilen
int mit ihm zu leben und zu sterben.

Fräulein Durville, die sich in solchen Fällen
ier am Gegenwärtigen hielt, wuste es leicht ein-

zuleiten, daß Sir William versprechen muste, ein
ge Tage noch in der Residenz zu bleiben, und
dieser Zeit hoffte sie sehr viel auszurichten. D
Glück schien ihren Wünschen auf halbem Wege er
gegen zu kommen, denn als Herzog Eudo E
William am hellen Tage sahe, fand er ihm die a
fallendeste Aehnlichkeit mit dem edlen Maratvillet
den er in der ersten Jugend sehr geliebt und
Palästina verlohren hatte. Diese Bemerkung v
setzte den Herzog in einer sehr theilnehmenden w
müthigen Stimmung, der er freyen Lauf ließ, w
sie die Erinnerung aller Tugenden an seine Se
rief. Ein andrer als Durcy, würde bey ei
Aufnahme, wie ihm wiederfuhr, sehr hoch hina
gedacht haben. Durcy dachte wenig mehr,
daß der Herzog eben heute sehr gnädig sey, und
Erzählungen der überstandenen Kriegsgefahr s
interressant.

Indeß glaubte er sich genöthigt, Fräul
Durville — von der ihm Hr. v. Branchenard
Particularitäten mitgetheilt hatte — bey dies
Lauf der Dinge artiger zu begegnen, wie es i
sein Spiegel jeden Tag einmal sagte, nie Betra
tungen angestellt hatte, vergaß auch hier die
innerung seines Schulmeisters, sonst würde er lei
eingesehn haben, zu welchem Trugschluß die F
der

erungen des Fräuleins auf seine Artigkeit ihn erleiteten.

Fräulein Durville, der es wie den meisten Da- nen an aller andern als natürlichen Logik fehlte nd in der die Heftigkeit der Leidenschaften diese ie wirken ließ — konnte nicht wohl anders als lauben, daß Ihre Bemühungen Durcy zu gefal- en, nicht fruchtlos geblieben waren; sie baute das er auf diesen Glauben, den Plan Sir William in hrem und Herzog Eudo's Dienst aufzunehmen.

Hr. v. Branchenard ahndete diese Anlagen wohl; sahe freylich Durcy für einen gutmuthigen nbedeutenden Schafskopf an, den man allenfalls inmal auf einen gefährlichen Posten stellen könnte; ennoch mißfielen ihm, die ausgezeichnete Gnade es Fürsten für den Fremden, und die Blicke der Favoritin auf ihn. Der Cammerherr suchte daher Sir William bey Fräulein Durville herab zu setzen; Durcy die Dienste des Burgundischen Hofes mit schwarzen Farben zu mahlen, mehr noch mahlen zu lassen, und ihm bey allen Gelegenheiten, vis à vis des Herzogs, in Verlegenheit zu bringen.

Mit allen diesen Bemühungen konnte Hr. v. Branchenard nicht hindern, daß Herzog Eudo — von eigner Neigung und Fräulein Durvilles Unter-

redung auf den Gedanken geführt, sich Sir William auf immer zu verbinden, beschlossen hatte ihn in seinen Dienst zu nehmen. Ein gewisses Gefühl, was Durcy eingab, erinnerte den Herzog an vieles, was ihm der Ritter Maratvillette über Menschenwürde gesagt hatte; und dies machte, daß der Fürst gleich ungerne von Durcy hören wollte, daß er nach Engelland zurückkehre, und daß er nicht genug für ihn gethan habe. Um durch einen dritten also zu erfahren, womit man Sir Williams Wünsche befriedigen und ob man ihn behalten könnte, ließ der Herzog seinen Cammerherrn rufen, und gab ihm den Auftrag diese Dinge auszukundschaften: "ich weis — fügte der Fürst hinzu — ihr versteht euch auf dergleichen Geschäfte."

Ehe wir weiter sagen, wie der Cammerherr diese Apostrophe aufnahm, müssen wir nicht zu erzählen vergessen, daß Fräulein Durville in eben dieser Stunde Sir William in einer einsamen Gartenlaube überrascht hatte. Er fand es anständig sich zu entfernen, sie nothwendig ihm zurück zu halten, weil sie ihm Dinge von der äußersten Wichtigkeit zu sagen hatte. Durcy wußte eben nicht welche, und hielt belaubte Wände einer wichtigen Sache nachtheilig, indeß mußte er bleiben, und Fräulein Durville, die es vermuthlich jetzt auch wohl, belauscht zu werden, flüsterte Durcy so nach

und

nd leise die Erzählung aller Intrigüen, die er am
Hofe veranlaßt hatte, nebst einer treuen Schilde-
ung des herzoglichen Cammerherrn's zu, daß
nter vielen wohl nicht einer mit Durcys kaltem
Blut sich würde dem Fräulein gegenüber gesetzt und
aut angefangen haben, von Londons Annehmlich-
eiten zu reden. Es mag wohl ärgerlich seyn, wenn
nan mit so phlegmatischen Leuten zu thun hat,
vir wenigstens glauben, daß Fräulein Durville
esfalls einen gewissen Depit empfand, weil wir in
er Folge gegen Durcy einige Spuren davon zu
inden vermeynen.

Man muß es dem Herrn v. Branchenard lassen,
daß er ein scharf beobachtendes Auge auf alles
hatte, was um ihn vorgieng; auch Sir Williams
téte à téte mit Fräulein Durville, sammt der lei-
sen Unterredung, war ihm nicht unbekannt geblie-
ben; das Ende dieser Begebenheit hielt er abzu-
warten für überflüßig, weil er es sich selbst sehr
wohl hinzu denken konnte. Eben deswegen aber
glaubte Hr. v. Branchenard nichts Christlichers
thun zu können, als nach erhaltener Apostrophe,
den Durchlauchtigen Herzog zu einem Spaziergang
in den Garten zu überreden; und ihn gerade nach
der Laube hinzuführen, in der er Fräulein Durville
und Sir William so antraf, wie wir sie darin
verlassen haben.

Die

Die unwillige Miene des Herzogs und das freudige Erstaunen in den Zügen seines Cammerherrns, machten Darcy erröthen und verlegen für die ungerechten Urtheile, denen ihn der Zufall und seine unbedachtsame Gleichgültigkeit gegen die Befehle eines Frauenzimmers ausgesetzt hatte; er stand da wirklich eben so stumm, als er vor einer Stunde in eben dieser Gesellschaft beredt gewesen war. Das Fräulein dagegen, die den ganzen Vorzug des schönen Geschlechts zu stark fühlte, um Darcys peinliche Verfassung länger als einen Augenblick zu theilen, fragte, ob sie das Buch mitnehmen dürfte, aus dem er ihr vorgelesen? und entfernte sich. Der Herzog ging ihr unwillkührlich nach, und befahl seinem Cammerherrn, der ihm folgte, Sir William von dem erhaltenen Auftrag bis auf weitere Ordre nichts zu sagen. Dieser aber hatte die Dienstfertigkeit, Darcy die Größe seines unbesonnener Weise verscherzten Glücks bekannt machen zu wollen, und stöhrte ihn zum zweytenmal in der Gartenlaube, aus einem sanften Schlaf, in den ihn Nachdenken über seine Begebenheit gewiegt hatte, um ihm solches unter dem Siegel des Geheimnisses anzukündigen.

Sir William, dessen Einbildungskraft die Gegenstände, die ihn am lebhaftesten beschäftigten und im Traum zusammen geführt hatte, sahe sich in eben der Laube mit Herr und Frau von Monneville.

Sehn-

Sehnlich hatte er lange schon gewünscht, daß Monneville, der verreisen sollte, fort seyn möchte, und nun in dem Augenblick, da er ihn wegreiten sieht, und Sir William mit Ladi Monneville nach der Laube zurück geht, weckt ihn Branchenard — wirklich sagte Durcy, ich wünschte, Sie hätten mich nicht geweckt.

Es ist Eigenschaft aller Verliebten, unter allen Uebeln und unter allem Glück, keins für reel anzuerkennen, was seine Existenz von etwas anderm als ihrem eigenen Brennpunct hernimmt, und man kann daher mit Wahrheit sagen, daß sie nicht so gut, wie andere Menschen, den Gebrauch der gesunden Vernunft in ihrer Gewalt haben. Man hätte in diesem Augenblick Sir William den Verlust aller seiner Güter ankündigen können, ohne ihn sehr zu rühren; also hörte er die guten zerscheiterten Intentionen des Herzogs von Burgund mit eben der Ruhe an, die er bey jedem Vorfall würde behalten haben, der es seiner Willkühr überließ, ob er seinen geträumten Traum in London wahr machen wollte oder nicht?

Doch meynte Sir William, der Cammerherr verdiene einen Dank, und darum fragte er ihn: "ob ihn der Herzog gleich damals habe rufen lassen, wie er ihn zuerst im Garten gesprochen habe? er vermuthe das, weil er von Fräulein Durville gehöret, daß sie ihm im Schloßhofe begegnet sey."

Durcy

Durcy sprach darnach von seiner Rückreise, un
Fräulein Durville, die Sir William ihres Vor
worts nicht weiter werth fand, erfuhr alles, wa
ihr zu Ergänzung der Sache nöthig war, von
Herzoge. Nachdem sie ihm bewiesen hatte, da
Durcy unter allen, die sie auf Erden kannte, de
abgeschmackteste, einfältigste und unerträglichst
Mann wäre, bey dem sie es wirklich nicht ein
Viertelstunde allein hätte aushalten können, wen
er nicht ein Buch gehabt, und sich so respectueu
gegen sie betragen hätte, daß es ihr beleidigend ge
schienen wegzugehen, oder ihn wegzuweisen.

Der arme Herzog, der nicht wußte, daß auch
die Fürsten die Unwahrheit von sich scheuchen, wen
sie herbe Wahrheit so willig und so gefällig auf
nehmen, so stark belohnen, so mächtig schützen
als wohlklingendes Lob und sanften Beyfall, de
nie widerspricht; mußte diese Lügen auf das groß
Register derjenigen Dinge schreiben, die zu seine
Bekanntschaft kommen sollten, und ihrer Beschaf
fenheit nach, weder seiner Ruhe noch seiner Gall
noch der Corputenz nachtheilig werden konnten
zu der Sr. Durchlaucht damals schon gar seh
inclinirten.

11. Capitel.

Eine Abreise mit- und ohne Ursachen.

Durcy war eins von den seltenen Geschöpfen, die mit einem unvertilgbaren Grund von Redlichkeit gebohren werden; die nur derjenige auf Abwege verleiten kann, der ihnen ehrlich zu seyn scheint, und nur so lange verleiten kann, als er dieser, ihnen eigenthümlichen Eigenschaft, nicht durch entgegengesetzte Handlungen widerspricht. Fräulein Durville mochte immer ein weiblicher Engel an Schönheit seyn, für Durcy besaß sie nicht den mindesten Reitz; der Cammerherr des Herzogs, war ihm ein unerträglicher Mensch, und er bedurfte alle seiner Höflichkeit und alle seiner am Hofe genossenen Erziehung, um von dem, was in ihm vorgieng, keine Silbe zu verrathen.

Angenehm wars Durcy freylich, daß er nicht genöthiget war, eine abschlägige Antwort zu geben, um am Burgundischen Hofe, nicht eine Stelle anzunehmen, aber ärgerlich auch, das Intrique solcher Menschen mächtig genug seyn sollte, andre zu unterdücken und zu entfernen. Mit aller seiner Freundlichkeit und Kälte, die die Umstände erforderten, und diese Empfindungen in ihm hervorbrachten, beurlaubte sich Sir William vom Hof; nicht ohne aufrichtige Verehrung für manche Personen

sonen dieses sonst angenehmen Zirkels, mit sich wegzunehmen.

Fräulein Durville, die sich des mißlungenen Versuchs ihrer Reitze willen, sehr erschüttert fühlte, die eine Ursache davon in ihrem Spiegel suchte und den Punct ein Bischen mißlich fand, glaubte sich krank; und entgieng durch diese Unpäßlichkeit allen unangenehmen Vorfällen, die ihr zu dieser Zeit der Anblick derjenigen könnte zugezogen haben, die sie nicht gerne sahe. Die Sache wohl überlegt, kochte Gift in ihrem Herzchen, gegen Hr. v. Branchenard; und wenn ihm diese Dose zu Theil geworden wäre, möchten wir uns auf Stand befinden, seiner weiter als in der Ruhe des kühlen Grabes zu gedenken; allein der Zufall war einmal des Cammerherrns Herzens Freund und dieser machte nicht allein in der furchtbarsten Crisin ein tête à tête des Herzogs und der Fräulein Durville unmöglich; sondern verschafte noch dazu dem wirksamen Geist seines Cavaliers eine Gelegenheit, sich aus dem zubereiteten Uebel eine rechte Jubellust zu schaffen.

Es war dunkle Mitternacht, und Branchenard saß in Rosettens Kleider am Bette des Fräulein; ihr mitleidiges Herz ließ nicht zu, ihn so unglücklich zu machen, als eine Mannsperson in diesem Zeitpunkt werden mußte, die bey Nacht in dem Pavillon der Frauenzimmer angetroffen ward. Sie

Und

nterredung entspann natürlich von der Fräulein
)urville Grosmuth, dem Feind das Leben zu schen-
n, der ihren Wünschen bey allen Gelegenheiten
twider sey; und von des Cammerherrns entschie-
ener Anhänglichkeit, Leben und Glück zu wagen
m eine Undankbare von ihrer Aufmerksamkeit, auf
emde Gegenstände, zu heilen, und sie zu den
eundschaftlichen Gesinnungen zurück zu führen,
e er im Anfange seiner Bekanntschaft mit dem
räulein, für sich zu entdecken geglaubt hätte.

Erklärungen folgten den Vorwürfen, und weil
le Irrungen aufhören, so bald man sich versteht,
)ieden unsere Hofleute nicht nur wie die besten
reunde; sondern beschlossen noch diese für ihre
yderseitige Glückseligkeit so wichtig gewesene Con-
renz oft zu wiederholen.

Fräulein Durville befand sich darauf á son aise,
so von ihrer Unpäßlichkeit völlig wieder hergestellt.
)och der Krug geht so lange zu Wasser, bis er auf sei-
m Spaziergange an einen Stein stößt, wovon er
inn meistentheils zerbricht. Fräulein Durville fand
nothwendig, dem Durchlauchtigen Herzog zu de-
onstriren, daß er sie verheirathen müßte, der
erzog sahe die Nothwendigkeit ein, den Vorschlag
ganz zu genehmigen, daß es ihm auch nicht ein-
al einfiel, einen andern als seinen Cammerherrn
t seiner ihm etwas gleichgültiger gewordenen

Geliebten, zu beschenken. Hr. v. Branchenard durfte um der Geheimnisse willen, die er unvorsichtiger Weise dem Fräulein anvertrauet hatte, den glänzenden Glück, was ihm sein Fürst antrug, nicht entgegen arbeiten; die Heirath ward also mit aller Feyerlichkeit vollzogen, die dem Auge und der Wunsch des Ehrgeizigen schmeichelhaft seyn kann; auch war die Ehe des Cammerherrn und der Fräulein v. Durville, 14 Tage lang ein ungetrübtes Meer von Seligkeit; indem weder Hr. v. Branchenard noch seine Gemahlin, kein einzigmal für gut gefunden hatten, die Stimmung zu verliehren, die sie am Tage ihrer Verlobung annahmen. Aber wie jedes Ding seine Zeit hat, geschahe es, ehe es jemand erwartete, daß am 15ten Abend, die Wonne dieses überglücklichen Ehestandes, in die tiefste Trauer umgeändert ward.

Es war eine von den duftenden Dämmerungen, in denen, außer einigen glänzenden Sterne die ganze Natur zu ruhen scheint. Der Hof gieng wie gewöhnlich im Garten; Fr. v. Branchenard von ihrem Gemahl begleitet, gieng mit einer verwitweten Gräfin von Alcourt, — die seit einiger Zeit am Hofe erschienen war — neben dem Herzog. Herr v. Branchenard war ausserordentlich unterhaltend, man verlor sich endlich von der Gesellschaft und ward nicht gewahr, daß man auf dem Wege ein

nes Gehölzes sey, bis der Cammerherr daran er-
nerte; den Damen schauerte, Herr v. Branche-
ard lachte ihrer Furcht, und zwey andre Cavaliers
s Herzogs übten sich in Neckereyen; schon war
an am Kreuzwege der wieder in den Garten führ-
, und die Damen glaubten zu ihrem Trost die
nkenden Hellebarden der herzoglichen Leibwache
immern zu sehen; als schnell eine teufliche Ge-
lt dem Herzog die Frau v. Branchenard von
r Seite riß, und sich — so viel Schrecken und
rcht bemerken liessen, die einige ähnliche Gestal-
e durch Schüsse und Bedrohungen noch mehr ver-
biteten, — eiligst damit aus dem Staube mach-
e, ohne daß man mit Gewißheit sagen konnte,
f welchem Wege der verruchte Räuber und seine
rderischen Begleiter, fortgaloppirt waren.

Hier hätten wir nun, theure Leser, die aller-
nste Gelegenheit, euch die ächten und falschen
Igelieder des burgundischen Hofes, nebst den
domontaden mit einem Schwerdt begürteten
gen Ritter, vorzusingen; aber ihr kennt ja das
e und das andre so gut, wie wir aus der Natur
s 18ten Jahrhunderts; und wir machen uns,
m wir Bandes halben als ein Schriftsteller sup-
rniren, dem es nicht an Materie zu seiner Bogen-
fehlt, sichre Rechnung auf eure Dankbarkeit.

Alles Erstaunen konnte die bedauernswürdige
führung nicht ungeschehen machen; alle Unter-

suchun-

suchungen machten die entwichnen Thäter nich
ausfündig; alle Klagen brachten die Fr. v. Bran
chenard nicht zurück; ja selbst die ristigsten Ri
in Begleitung ihres Gemahls, konnten sie mich
wieder zurückbringen. Aber alles vorräthige Pr
cipitirpulver und allgemeines Aderlassen, wirk
eine nicht völlig so gesunde Erholung vom Schr
cken, wie der Gebrauch alles möglichen Weineßig
würde gewirkt haben. Den strengen Verordnu
gen, zur Sicherheit der Fürstlichen Abendspazie
gänge, ward vier Wochen lang so pünktlich nac
gelebt, daß sogar Personen, die wegen Uebertr
tung des Gebots sehr zu entschuldigen waren, a
Lebenszeit mit Frau und Kinder, also durch me
rere Generationen unglücklich wurden. Und d
Cammerherr v. Branchenard hörte nicht auf d
Verlust seiner Geliebten so oft zu beklagen, u
das Ehestandsglück so hoch zu preisen, daß
Burgundischen Hofe durchgängig geglaubt wa
er müßte seine Gemahlin wieder finden, oder
seiner Seelen Seligkeit, nächstens ein anders Fr
lein in den Cammerherrnstand erheben.

Was nun aus seiner, und den räthselha
Angelegenheiten aller andern in unsern Buch erfc
nenen Personen geworden ist, werden unsre th
ren Leser, so gut uns das möglich wird, im
Theil dieses berühmten Romans entwickelt fin

Geist der Memoiren der Herzogin Mathilde von Burgund.

In den Begebenheiten verschiedener Personen aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhundert.

Dritter Theil.

Leipzig und Altona,

bey Johann Heinrich Kaven. 1790.

I. Capitel.

Dinge die niemand erwartet.

Das Jahr 1199 ward dem Herrn von Monneville und dem Grafen von Exceſter durch den Tod Ihres, vor dem Schloſſe lus in Poitou erſchoſſenen Königs Richard ſehr würdig, es war in Ihren wie in vieler Herzen, den Verluſt dieſes geliebten, ehrlichen, aufrichti- abſichtloſen, unpolitiſchen, haftigen Monar-, eine eben ſo wahre herzliche Trauer, als der Joſephs in unſern Tagen überall verbreitet, Theilnehmung anzutreffen iſt und wahres Ver- ieſt geſchätzt wird.

Auch diese Herren, ob sie gleich überzeugt t
ren in König Johann einem Thronfolger zu hu
gen, der ihnen den Verlust Richards nicht erse
würde, machten nicht mehr Schwierigkeiten
andere englische Baronen ihn dafür zu erken
vielleicht weil es so im Menschen liegt, denieni
am liebsten im Besitz der Kronen und Fürsten
mer zu sehen, den man dazu am meisten berech
hält, und Johann Richards natürlicher und n
ster Erbe den Vortheil hatte durch diese Emp
dung, alle Ideen zu ersticken die größere Vor
hätten erregen können. Nicht so, dachten die F
zösischen Unterthanen des Königs von Engell
sie liebten, den blühend schön und angeneh
jungen Herzog von Bretagne Arthur; und wü
ten von ihm als König von Engelland abzuhär
Philipp August König von Frankreich, liebte
schützte den Herzog; dies gab zu kriegerischen
ruhen Anlaß, die Johanns Lebenszeit hind
fast ununterbrochen fortdauerten, und auf
Schicksal der uns in diesem Period bekann
wordnen Personen, zum Theil einen wich
Einfluß hatten.

Im Anfange der neuen Regierung blieb
v. Monneville dennoch ungestört in London,
der einzige den die Ladi unter ihren Bekannte
Freunden in den nächsten Jahren derselben a

e Verfassung kommen sah, war Sir Gordfrey
in der Normandie umkam, als der König dort
re unruhigen Vasallen 1201 zuerst wieder zum
orsam bringen wollte.

Isabelle hatte also Zeit, ruhig an sich selbst,
an diejenigen zu denken, die sie interreßirten;
e Leser werden sich gütigst erinnern, daß Milord
ley Anlage gemacht unter dieser Anzahl auf-
mmen zu werden, und die scharfsichtigen unter
n vermuthen sicher, daß ungeachtet seiner Dis-
tionen in andern Cabinettern, die Politik die-
Herrn, den Wunsch nicht wird aufgegeben ha-
seinem Hut auch auf dem Arbeitstisch der La-
Nonneville einen Platz zu verschaffen.

Dem Zufolge, suchte er in Ihrer Meynung
h einen ganz eignen Weg zu gelten, dadurch
er sie tadelte, und ihr seine Gewogenheit in
cht dessen, was in Ihrer Gegenwart und Ab-
enheit in der Gräfin Haus vorgefallen war —
Ende einer scharfen Gewissenspredigt gänzlich
tziehen drohte; woraus denn der Schluß sehr
ig zu ziehen war, daß Ladi Monneville für jetzt
Miladi Excester schlecht genug angeschrieben
müste, also von derselben weiter nichts als
ekränkenden Airs zu erwarten hätte die sie mit-
eilen pflegte.

So wie die lieben Damen, gewöhnlich ge-
schmeichelt, oder doch auf einem Rosen Wege vor
ihren unterthänigen Dienern oder Freunden zur
Wahrheit geführt, diese im Munde eines Ehe-
manns für böse Laune zu erklären berechtigt sind
haben sie allemal Ursache es für ein Coup de Désespoi
anzusehen wenn ein dritter, ihnen mit Bitterkei
etwas über ihre Handlungen sagt. Unsre Ladi
die dies nicht in Erfahrung gebracht hatte, fan
sich dagegen durch Milord Clevleys Tadel zu ei
ner Nichtigkeit herabgesetzt, die sie nicht wie s
wohl gesollt zu belachen fähig, sondern zu verbe
sern gewilligt war. Milord hatte das Vergnüge
zu sehn, daß die Ladi bey seinen Vorwürfen, un
den Erzählungen die er ihr unverhohlen — vo
den Urtheilen die man von ihr in der Stadt un
bey Hof fälte — auftischte, in unbeschreiblich
Verwirrung gerieth, daß sie ihn bat ihr die Freund
schaft nicht zu entziehen, von der er ihr so redend
Beweise gäbe, indem sie ihn aufrichtig genug fänd
ihr zu sagen was Sir John und Gordfrey eben
falls wissen und aus Absichten ihr müsten verschwi
gen haben.

Auf die Weise, hatte Milord Clevley die La
gegen ihre Freunde mistrauisch, über Sir Monn
ville verdrieslich, mit sich selbst unzufrieden g
macht; auch hatte er sie in die Nothwendigkeit g
setz

ezt, eine herbe Empfindlichkeit über die zu verber-
en, mit denen sie umgieng, und ihn als unentbehr-
ich anzusehn. Wie hätte er nicht bey so viel Glück,
ine rechte hämische Freude empfinden sollen.

Immer näher, führte Milord Clevley auf dem
orgezeigten Wege die Ladi am Rande des Abgrun-
es, die für ihn gar nichts, seinen Beyfall, —
en er nach und nach, ihr auch dann und wann,
ffentlich bezeugte — so sehr empfand, daß sie
ahrscheinlich, um ihn nicht zu verlieren, die Ge-
illigkeit für Milords Forderungen so weit würde
usgedehnt haben, als sein Verstand ihren Vor-
rtheilen begreiflich zu machen fähig war, daß sie
ehen dürften.

Der Himmel selbst, glauben wir, wollte nicht,
aß ein so gutes Weibchen, in Milord Clevleys
änden umkommen sollte; darum rettete er Isabelle
us der schweren weiblichen Versuchung des Bey-
alls, nachdem sie Gelegenheit genug gefunden,
raus Lehren für die Zukunft zu nehmen. Nur
usserst selten verstattete der Zufall Milord Clevley,
e Ladi einige Minuten allein zu sehen, und in die-
n fühlte er seine Unwürdigkeit immer um einige
rade mehr, als seine Dreistigkeit; es war ihm
cht möglich mit der Ladi zu reden, wie er an sie
rieb, er erwartete von ihr selbst Veranlassung,

und so weit war es denn freylich noch nicht gekom
men, weil Fr. v. Monneville aus verschieden
Gründen nicht wagen durfte Milords Schreibe
zu rezensiren.

Noch am vorigen Tage hatte die Ladi d
Gräfin Exceſter, mit der ſie immer in entfernt
Verhältniß durch Clevleys Intrigue geblieben wa
die Cour gemacht, als ſie um Mittag, von ihr
geliebten Luzi folgenden Brief erhielt.

Alles, beſte Frau, iſt bey uns in der äuſſerſt
Verwirrung; es würde Unrecht ſeyn, wenn Ihr
die Freundſchaft verſchweigen wollte, was ſie ohn
hin erfahren werden; und doch weis ich nicht r
ich Ihnen, was Sie vielleicht ſchon wiſſen erzähl
wo ich anfangen ſoll? Der Graf ringt mit d
Tode, ſchicken Sie Ihren Gemahl und eilen S
ſelbſt zu Ihrer

Batilde v. Luzi.

Sir Monneville begleitete den Bedienten i
Grafen, fand ihn in der rechten Seite verwun
im Bette; und den Grafen Leiceſter, ſeiner G
mahlin Bruder, mit allem Ausdruck des tiefſt
Schmerzes neben ihn kniend. Die kleinen Lad
und Frl. Luzi in Thränen, alle das Auge auf
Wundarzt geheftet, der über Leben oder Tod
A

Ausspruch thun sollte. Leicesters Arm blutete, der erstaunte Monneville, von Bedienten in dieses verschloßene Zimmer geführt, durfte nichts fragen. — "Er kann leben sagte der Wundarzt bedächtlich wenn er ruhig seyn will. Leicester fuhr auf und umarmte ihn, versprach ihm alles für des Grafen Leben, denn faßte er den Wundarzt an der Gurgel und rief drohend und heftig, "Kerl ich erwürge dich wenn du lügst, Monneville erinnerte ihn, daß der Graf Excester Ruhe haben müste, wenn er leben sollte, daß auch er eine Wunde hätte. Leicester wollte sich weder verbinden lassen, noch von des Grafen Bett weichen, bis dieser mit vieler Mühe die Worte heraus gebracht hatte. "Geh, "du und dein Leben sind mir theuer, Sir Monneville brauchte unendliche Gedult, um Graf Leicester zu beruhigen, ihn aus dem Zimmer zu bringen, fand er nicht für gut, weil er ihn niemand anvertrauen, und ihm sich selbst nicht überlassen wollte.

Monneville entfernte alles, was ihm bisher einen blutigen Auftritt hatte errathen lassen, verband den Wundarzt durch einen Schwur zum Geheimniß, erdichtete eine Krankheit für den Grafen Excester, öfnete die verriegelten Thüren, und ließ Sir John und Gordfrey sagen, daß sie seine Frau nach des Grafen Excester Haus begleiten mögten.

Fr. Luzi bekam Ursache zu denken, daß es eine herrliche Sache ist, einen thätigen vernünftigen Freund zu haben. Monneville wuste immer noch nichts eigentliches. Wie die Ladi und ihre Begleiter da waren, erkundigte sich natürlich die weibliche Neugierde nach den besondern Umständen und während die Herren mit einander um die Grafen beschäftigt blieben, vertraute Fr. Luzi ihrer Freundin folgende Erzählung, aus der die Ladi wie man leicht denken kan ihren Theil nahm.

Es ist leider nur gar zu wahr, liebe Isabelle, daß die Gräfin Exceſter schon seit dem Tage unsrer Bekanntschaft, also weit über ein Jahr mit Milord Clevley in unerlaubte Verbindung gestanden hat, ich habe Gründe gehabt, es zu vermuthen, ihre Cammerjungfer hat gestanden, daß sie darum gewust, und es aus Eigennutz und Furcht für die Gräfin, ihrem Gemahl verschwiegen hat; dieser aber, hat nichts davon geahndet bis gestern. Kaum waren sie weg, so gieng die Gräfin unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit in ihr Zimmer, sie wissen wie pünktlich sie ist, auf dem Glockenschlag muste sich alles von ihr entfernen; ihre Cammerjungfer bekam Befehl, dem Grafen zu sagen, wenn er zu Hause kommen würde, daß sie krank sey, schliefe und ihn nicht sehen wollte vor den andern Morgen, unglücklicher Weise hatte Milord bey dem Bischof

v. *** einige Gläser Wein mehr getrunken wie gewöhnlich, seine Munterkeit brachte das ganze Haus in Bewegung, und alles was die Cammerjungfer erhalten konnte, war, daß sie einen Augenblick früher wie der Graf, in das Zimmer ihrer Gebieterin eilte. Milord der eben nicht zum besten aufgenommen ward, setzte sich mit der ihm eignen Vergeltungsart am Nachttisch der Gräfin zu lesen; schon oft hatte sie gefragt, wie lange es ihm noch gefällig seyn würde ihren Schlaf zu unterbrechen? als der Graf durch einen Husten aufmerksam gemacht, sich durch nichts abhalten läßt, die Nachttischdecke aufzuheben und Milord Clevley der sich darunter verborgen hatte, schneller als sich dieser besinnen konnte, in ein Nebenzimmer zu schleudern, wo er keinen Ausgang finden konnte, und ihm also über das Schicksal nachzudenken, was ihm der Graf bestimmen würde, Zeit genug übrig blieb.

Milord wandte sich darauf zu seiner Gemahlin. Madame sagte er, Sie wählen gutwillig das Landguth, das ich an der Schottischen Grentze besitze, zu ihrem künftigen Aufenthalt, oder ich überliefere Sie der Strafe, die Ihre Familie Ihnen aufzulegen für gut finden wird. Umsonst demüthigte sich die Gräfin, sie muste wählen, und noch in derselben Nacht davon reißen, so bald der Graf das Nöthige in dieser Hinsicht besorgt, und zum

Beweise gegen ihre Verwandte, ihre Briefchatulle ausgeliefert erhalten hatte. Die Gräfin war sobald nicht weg, so sah man Milord mit drey andern und einem vermumten Herrn — wir vermuthen, daß dieser Milord Clevley gewesen — die Treppe herab, und zu Pferde steigen; wo sie hin gewesen, weis ich eben so wenig, als ich von diesem allen wissen würde, hätte ich es nicht zum Theil von der Gräfin Cammerjungfer die gehorcht hat, und von den Domestiquen erfahren, die Milord gebrauchen muste.

Heute Morgen kam Milord zurück, ließ alle seine Leute rufen, und befahl ihnen mir die Schlüssel einzuliefern, und mir zu gehorchen wie ihm selbst; ich verlangte ihm zu sprechen umsonst. Ehe er weg ritt, hatte er auch die Cammerjungfer eingespert, und über sie ein scharfes Verhör angestellt, als er wieder zurück kam, während dem sie ihm alles bekannt hatte. Er erlaubte darauf dem Mädchen ihrem Herzen Luft zu machen, indem sie mir erzählte was sie wüste, und versprach ihr Unterhalt für die Lebenszeit auf eins von seinen Gütern, wenn sie sonst schweigen würde, vermuthlich weil er sie als ein armes Kind ins Haus genommen.

Wie ich mit dem Mädchen ausgered hatte, stürzte der Cammerdiener des Grafen in mein Zimmer

mer herein. "Mein Herr! mein Herr! Graf Lei-"ceſter!" — ich geſtehe, ich hatte ſchon mit Schauer ſo etwas gefürchtet. Bebend eilte ich dem Cammerdiener nach, in das Zimmer der Gräfin, und fand Milord und Graf Leiceſter auf dem Blut gefärbten Boden ſinnloß ausgeſtreckt. Ich weis nicht, woher ich mitten in dem äuſſerſten Entſetzen die Kraft hernahm, auf Mittel zu denken. Der Cammerdiener ſagte, niemand als wir wüſten um dieſen Vorfall, er hätte ſich im Nebenzimmer aufgehalten, einen heftigen Wortwechſel und Schwerdgeklinge gehört, wäre herzu geeilt und hätte geſehen — Graf Leiceſter wäre nur einige Minuten bey Milord geweſen. Der Cammerdiener verſchloß die Thüre, lief und holte ſeinen Bruder der Wundarzt iſt. Das Mädchen und ich hatten durch Anwendung aller Mittel die mir einfielen, den Grafen wieder zum Leben zurückgebracht als der Cammerdiener und ſein Bruder ankamen.

Der erſte Gebrauch den Milord von ſeiner Beſinnung machte, war, daß er dem Grafen Leiceſter die Hand reichte, dieſer, der Milord immer aufs äuſſerſte geliebt, war ganz untröſtlich über den Zuſtand in dem er ihn ſah, und machte uns mit ſeinen ſchnellen Uebergängen von Schmerz zur Wuth recht viel zu ſchaffen. Glücklicher Weiſe fiel ihm ein nach Hauſe wiſſen zu laſſen, daß man ihn den gan-

ganzen Tag nicht erwarten dürfte; ich dachte dar
über an Sie, und so bald ich konnte, schickte ich
einen unsrer Bedienten die sich alle aus Furcht fü
Milord in die äusserſten Winkel verkrochen hatten
mit einem Zettel an Sie, und einen nach Leiceſters
Haus ab, in dem ich gesagt, daß Graf Exceſte
krank ist. Warum und wohin die Gräfin gereiſe
ist, weis niemand, indes glaube ich, Leiceſter ha
erfahren, daß sie fortgeſchickt ist, und eine Erklä
rung darüber verlangt. Ich bin in unsägliche
Angst für ähnliche Auftritte und lebe bey dem lei
feſten für die Genugthuung die andere aus Leiceſters
Familie und Clevleys Freunde fordern werden.

Die von Schauer und Entſetzen erfüllte Lad
Monneville, hatte kaum in einem andern Zimme
ihrem Gemahl etwas von dieſen Begebenheiten mit
getheilt, und ihn auf den Gedanken daß Milord
zwar sehr kalt, aber doch ein bischen übereilt ge
handelt hätte, als er in der Ferne einige 20 Ritte
kommen sah, an denen er beſonders die Unterſchei
dungszeichen der Leiceſters erkannte. Schnell über
dachte er das einzige Mittel ſeinen theuren Grafen
Exceſter zu retten; er ſchob die Frauenzimmer in
die Krankenſtube, und gebot Sir John niemand
heraus oder herein zu laſſen, ehe er wieder käme;
darauf gieng er ihnen im Hofe entgegen, und nach
dem er den Rittern mit einem weißen Tuch das Zei
chen

chen des Friedens zugeweht hatte, redete er sie also an:

"Edle Ritter; wenige unter Ihnen sind, die nicht Gefahr suchten um Ehre zu bestehen; keiner der ihr ausweichen wird, wo Ehre durch Gefahr zu erwerben ist. Wer nicht will, daß Sir Monneville und seine Parthey, ihn für einen hundischen Schurken erkennen soll, verdamme Graf Robert Excester nicht, ohne Graf Henry Leicester zu hören."

Feierlich war die Stille einiger Augenblicke. Amen! Ritter Monneville erfahren im Kriege und klug; dir den traulichen Handschlag rief der Anführer dieser Ritter, Leicesters jüngerer Bruder und alle riefen ihm nach, Amen! unser Schwerd mit deinem Schwerd, unser Ohr deinem Vortrag.

Monneville führte die Ritter in einen Saal, und Graf Leicester sehr wenig vorbereitet zu ihnen. "Er kann leben wenn er ruhig ist," rief dieser den Rittern entgegen; gönnt mirs, daß ich ihn nicht ermordet habe! laßt ihm Leben und Ruhe, oder wollt ihr meiner Schwester Schande nicht glauben, weifelt ihr an den Ränken des Buben, so mordet Robert und mich; und unser Blut räche, die höllischen Kniffe der niederträchtigsten Schandbuben, an euren Weibern und Töchtern!

Die

Die Ritter die eben so wenig erwartet hatten Graf Leiceſter in Exceſters Pallaſt geſund und frey als dieſen von ihm ſchwer verwundet zu finden; die ſich auf die bisherige infallibilität der Gräfin die Sache nach einer ganz andern Schnur gedacht hatten, lieſſen den troſtloſſen Leiceſter wieder zu ſeinen Freund gehen, indem ſie ihn die heiligſten Verſicherungen gaben, weder Robert Exceſters Recht über ſeine Frau und ihren Verführer zu kränken noch dieſen aus dem Bund zu ſtoſſen, in dem ſie ihn aufgenommen hatten, mäßig gieng unter ihnen der Becher rund, während Sir Monneville ihnen dasjenige erzählte was er ſelbſt von dieſer Begebenheit mehr wuſte als Sie. Sir Monneville deſſen Geſundheit mit der Geſundheit des Kranken in die Wette getrunken ward, hatte ſich ſo viele Freunde erworben, als er Ritter zum Frieden ermahnt hatte, und nahm ihren Antrag mit inniger freudiger Beruhigung an, in ihren Bund zu treten; in ſo ferne dadurch nicht andre Verbindungen in denen er ſtand gekränkt würden.

Die Ritter giengen darauf ruhig und unberauſcht aus einander. Graf Leiceſters Gemahlin die ihn ſehr liebte, ward weil er Milord Exceſter nicht verlaſſen wollte zu ſein und ihrer Beruhigung zu ihrem Gemahl geholt, alle blieben aus Sorge für den Kranken in Exceſters Pallaſt, ſo lange ſie das den Umſtänden nach nöthig fanden.

2. Cap.

2. Capitel.

Meynungen von mancher Art.

Mehr wie die Vorstellungen des Sir Johns sammt allem was je zur Lehre, Ermahnung Besserung der Ladi Monneville der Himmel elassen hatte, wirkte auf Sie, das sich ihr tief geprägte Bild des bleichen sprachlosen verwun-en Milords. Ueberall deuchte ihr Todtengeruch spüren, Trennung und Grab war ihr Gedanke — schöne reitzende Vergangenheit schien ihr Traum, Gegenwärtige grausames Erwachen; — hauer fuhr ihr durch die Seele bey allen Gegen-nden die sie unerwartet am verflossenen Tage an Gräfin Excester an des Grafen blühender Ge-dheit und Milord Clevley erinnerten.

Die Damen wenn sie sich der Entschuldigungen leißigen, pflegen in diesem Stück eben so weit gehn, als sie thun wenn sie über jemand das athema beschlossen haben. Isabelle wenig-ns — die grosse Lust hatte Graf Leicester zum entlichen Kreuzträger dieser traurigen Vergangen-t zu machen, — hätte in Rücksicht auf andre rsonen derselben, so gut wie irgend einer Wort enden Dame, die Entschuldigung des leidigen ufels aufgetragen werden können. Indes ver-

muthen wir, daß sie die Gräfin nach sich beurtheil
und daher auch Frl. Luzi kaum glaubte; einen Un
gang der Verdacht erregen konnte, das lies die L
di gelten, einen unerlaubten das wollte ihr nicht
den Sinn, das konnte sie von der Gräfin und M
lord Clevley durchaus nicht fassen. Wenn sie n
diesen Vorstellungen auf die Folgen sah, die M
ladi und ihren Vetter betroffen hatten, wenn
dachte daß die Gräfin sich nie darüber beruhig
könnte das Leben ihres Gemahls indirekt verkü
zu haben, so wünschte sie sich in eine Wüste, fe
von allen angenehmen treulosen Männern; die Aeh
lichkeit die sie in ihrem Verhältnis mit dem V
hältnis der Gräfinn Excester fand, lies ihr den Ve
satz fassen, so einsam wie möglich zu leben, u
wenn sie Gott dankte daß nicht sie, ein so trau
ges Opfer ihrer Handlungen geworden war, e
Miladi, konnte sie sich doch nicht verwehren zu
erstenmal in vielen Jahren darüber zu weinen d
der Beifall eines Mannes ihr schätzbar gewesen w
in dessen Denkungsart sie etwas unbegreiflich
fand, weil sie das, was von seinem Charakter
am Tage lag nicht für wahr zu erkennen beliebte

Die langwierige Besserung des Grafen Exce
paßte sehr in Isabellens Plan, sie hatte, nachd
die erste Gefahr des Kranken vorüber war, u
Graf Leicester in seinen Pallast zurückkehrte, du

e Güte ihres Gemahls verschiedene Monate hin-
rch Gelegenheit auſſer Frl. Luzi wenig Menschen
sehn. Während der zum neuen Leben immer
hr gestärkte Graf, von seinem Cammerdiener
wartet, und von seinen Freunden umgeben war,
achten diese beyden Damen ihre Zeit so sanft und
er glücklich mit einander zu, als Geschöpfe Got-
dies zu erleben vergönnt seyn kann — aber
böse Zufall hat sein Spiel allenthalben. Die-
führte die Damen einmahl in des Grafen Bi-
othek, sie waren des Lesens überdrüßig, oder
tsy und Alwina hatten um munterern Zeitvertreib
peten, genug die beyden Damen accompagnirten
e wohlklingenden Instrumente mit reinen hell-
nenden hinreißenden Gesang; als eben Sir Mon-
oille und Ritter Edward Budley jüngerer Bru-
des Grafen von Leiceſter, da auch etwas zu su-
n hatten. Edward entusiastisch und gut, fromm
d bieder, horchte den Stimmen; Monneville
n das nichts neues war, hatte nicht Lust zu hor-
n, doch war er gefällig genug nicht zu unter-
chen, und nachdem er Edward oft genug versi-
rt hatte, es wäre Frl. Luzi und seine Frau, sie
nten ihm noch mehr vorsingen als ihm lieb seyn
ögte, verließ er Edward, dem man so lange vor-
ng, daß sich vielleicht jeder andre dabey ruinirt
tte.

Monneville wollte endlich sehen was aus E
ward geworden war, er wunderte sich sehr ihn n
auf demselben Fleck zu finden, und weil eben
Lais gesungen ward, dem er ohnehin im Her
feind war, unterbrach er die Damen ohne Bar
herzigkeit, indem er ihnen den aufmerksamen Zul
rer vorstellte.

Man war von beyden Seiten sehr überras
doch kannte man sich ein wenig, und Monneville
hielt für Sir Edward die Erlaubniß, sich von d
zauberischen Gesang, ein andermal in der Dam
Gegenwart bezaubern zu lassen. Edward war e
nehmend und schön, die beyden Freundinen sal
das nicht gerne, aber beyde hatten ihm V
bindlichkeit: es war nicht abzuschlagen nur
verbessern.

Der gute Edward fühlte sich wirklich bez
bert — von zwey Gegenständen die er vorhin ni
bemerkt hatte, gleich stark bezaubert. Er glau
daß sie Wirkung des Gesangs, und doch fieng er
zu gähnen, wenn gesungen ward, es war ihm
ausspechlich wohl, bey den liebenswürdigen Fre
zösinnen, nur wohl bey beyden, stumme Aeng
lichkeit überfiel ihn, wenn er mit einer von ih
allein blieb.

Ladi Monneville und Luzi hatten sich so an Edward gewöhnt, daß sie Langeweile fühlten, wenn ihnen fehlte, die eine fieng an bey dieser Theilnehmung den Werth der andern zu fürchten, zu sehen auf Edwards Blick und Worte, um Vorzug zu entdecken; misvergnügt kam Ladi Monneville so kalt ward sie von Frl. Luzi aufgenommen. In dieser Stimmung giengen sie einst hin des Grafen Leicester Rüstung zu beschauen, um die Beschreibung eines Rittergefechts der kleinen Alwina begreiflicher zu machen. Das blutbefleckte Schwerd fiel der Ladi in die Augen, sie wandte mit Entsetzen den Blick zurück, sah noch einmahl hin und sank denn mit allem Ausdruck der Wehmuth und Innigster Freundschaft in Lucis Arme, Luzi weinte und drückte sie sanft.

Die beyden Freundinnen kehrten in ihr Wohnzimmer zurück, und nachdem ihre Herzen entschieden hatten, eine der andern Edwards Anhänglichkeit aufzuopfern, sagten sie sich laut warum er ihnen künftig nichts seyn dürfte, und nichts seyn sollte, als ein sehr theurer, geschätzter und den heimlichsten Wünschen gleichgültiger Freund, nun nannte ihn Bruder Edward, liebkoßte und betrachtete ihn als ohne Consequenz, und wich nie weder aus dieser Grenze.

Doch Edward ward immer mehr still in d
Gesellschaft seiner Freundinnen, düster und ungedu
tig bey andern. Monneville glaubte ihn ohne Ge
und bat den Grafen seinen Bruder, ihn aus sein
Verlegenheit zu ziehen. Milord Excester der wi
der anfieng zu denken, und ihn zuweilen mit Fr
Luzi gesehen hatte, glaubte ihn in Ladi Monn
ville verliebt; die Damen glaubten daß er jema
ermorden müste, fragten ihn tausenderley um e
Unglück abzuwenden, ohne eine andre Antwort
erhalten als erstickte Seufzer; klopften ihn auf d
Schulter, nannten ihn den lieben Bruder Edwar
streichelten ihm das Kinn, ringelten seine goldn
Locken, und liessen ihm wohl tausendmal ihre sch
nen Hände küssen, ohne ihn glücklicher zu mache
als sich der Ritter ohne seinen treuen gleich heft
und redlichen Bruder vielleicht je würde wieder g
fühlt haben.

Ists nicht genug redete ihm Graf Leicester a
daß unter uns ein's durch sich selbst unglücklich i
willst du dich auch dazu machen?

Ed. Ich, wie denn?

G. L. Was fehlt dir? was nährst du für G
danken in dich? — Edward. Nichts — kein

G.

G. L. Fehlts dir an Geld? ich glaub's
cht — sonst gebiethe; Leicesters Reichthümer
id auch die Deinigen.

Edward. Dank Lieber! Dank. Sieh diese
örse.

Graf L. Du bist schön Edward! bist jung!
st Du verliebt, sag mirs? bist Du unglücklich?

Edw. Unglücklich ja — verliebt nein. Bist
u jemals in mehr als ein Weib zugleich verliebt
wesen?

G. L. In mehr als eine? nein. Du bist auch
n biedrer Ritter, liebst Ehre und Treue, sag an,
ieber sag, was ist Dir, warum schleichst Du
eg aus Männer Gesellschaft beym kranken Exce-
er kommst Du gar nicht, oder düsterer wieder als
)u giengst? warum folgt Dir fast immer der edle
Nonneville, oder neckt Dich, wenn Du zurückkehrst?
eh Du verfärbst Dich, da steckts? nicht so Bru-
er Edward? getroffen.

Edward sank an seines Bruders Busen, und
ie ein Strom aus seiner Seele, floß die Mittei-
ung aller seiner Empfindungen; der ganze Gang
er ihm vorgekommenen Begebenheit, alles alles.

G. L. Die eine sagte, Leicester ist deines Freu-
des Frau, und die andre Excesters tugendhe
Geliebte, wird vielleicht seine Frau werden. Wi
Du mehr als ihre Freundschaft?

Edward war durch die Ergiessung seines
probten Herzens so weit gekommen, daß er n
dem Gefühl der Wahrheit sagen konnte. Ne

G. L. Komm ich will Dir Dein Glück geni
sen helfen.

So sah und sprach G. Leicester mit Edwa
Ladi Monneville und Frl. Luzi, hörte sie sing
und meynte daß seines Bruders Glück der Ueb
windung sehr werth sey, die es kosten mögte sic
zu erhalten. Nach einigen Unterredungen mit L
cester zweifelte Edward selbst nicht mehr, daß er
etwas thun würde, was ihn aus diesem angen
men Verhältniß bringen könnte.

Man muß den Geist des Jahrhunderts kenn
um an Personen aus demselben alles was heroi
edel und groß, geistreich und angenehm ist, nati
lich zu finden; in der That gab es damals wen
zweydeutige Menschen, das vorzügliche hatte e
schiedenes Uebergewicht, wer dazu nicht neig
ward bald entdeckt und gescheut, auch verfolgt u
au

ausgerottet, sey daß ihm ein Mönchskleid schützte; ausserdem erhielt er sich selten lange in Achtung; selbst Gewalt hinderte nicht, daß der Mächtige mit allgemeinen Haß einer Treuloßigkeit, oder einer schlechten Denkungsart willen gebrandmarkt ward. Freylich war öffentlicher Mord in dieser Zeit nichts seltnes, auch schmachtete mancher in der Gefangenschaft, die ihn sein Feind aufgelegt hatte; aber heimliche Ränke und kränkende Kniffe, muste der Sohn warlich erst sehr wieder gut machen, wenn er nicht dadurch noch herab gewürdigt seyn wollte, daß es sein Vater gewesen war. Historische Wahrheit, liefert uns von daher, das Andenken unglaublicher Thaten, es ist unmöglich davon zu lesen, ohne zur Bewunderung hingerissen zu werden, die den Eifer erweckt, edel zu seyn; wie diejenigen seyn müsten, die so groß handeln könnten; deren Würde wahrscheinlich viele Generationen hindurch, das Gefühl der Ehre und des wahren Werths über alle Vorzüge des Glücks erhaben hielt.

Unter Pfaffen Druck und Mönchs Grillen, Menschen die Vorurtheile zur Vortreflichkeit umbildeten! Herrliche verehrungswürdige Menschen — Muster für aufgeklärtere Nachtwelt.

3. Capitel.

Etwas weniger einförmig wie das vorige.

Graf Exceſter war endlich völlig wieder hergeſtellt und nicht nur ohne weiters Aufſehn von ſeiner erſten Gemahlin geſchieden, ſondern auch mit voller Zufriedenheit ihrer Brüder der Frl. Luzi angetraut worden. Der erhöhte Rang trennte die beyden Freundinen nicht, vielmehr war eine der Vermählungsfeyerlichkeiten der Gräfin, die Aufnahme des Sir Monneville in dem Ritterbund der Grafen von Exceſter und Leiceſter.

Damen hatten bey dieſer Aufnahme keine Geſchäfte, waren alſo nicht dabey gegenwärtig, damit aber auch ſie dieſem Tage Glanz geben mögten wurden alle die den Rittern angehörten dazu au ein Landhaus eingeladen, das der Graf Exceſte ohnweit Londen beſaß. Man verſammlete ſich bald nachdem Monneville den Bundeseid geſchwo ren hatte, in des Grafen Pallaſt.

Die Ritter gegen 60 an der Zahl, hatten ſich in vier Quadrillen getheilt, die blaue, die grüne die rothe und die weiße, die Damen deren Anzah ohngefehr eben ſo ſtark war, muſten looſen welch Quadrille den Haufen begleiten ſollte, dem ſie zu

ge

etheilt waren, und wessen besondern Schutz sie an em Tage anvertraut seyn sollten. Miladi Leiceter gehörte zur blauen Quadrille, und Sir Monneville zog sie in der ersten Nummer zur Dame. Miladi Excester ward in der zweyten Edward zu Theil, Ladi Monneville in der weißen Quadrille, bekam zum Begleiter — Sir William Durey.

Die Ritter einer jeden Quadrille theilten sich in zwey Haufen, der eine ritt vor seinen Damen, die ebenfalls zu Pferde sassen, der andre folgte ihnen, alle waren in leichten Rüstungen und prächtigen Helmen aufs schönste geschmückt. Die Damen waren in Rosenfarb mit weiß gestreiften Röcken, schwarzen Wämschen, kleinen runden Hüten und stoltzen Federbüschen von Strausfedern. Eine Menge Bediente als Schildknappen gekleidet vollendete den Zug. Er war so schön daß es einem jeden der dazu gehörte, verdriessen mogte, ihn nicht ganz fürs Auge geniessen zu können.

Auf Excesters Landhauß fand man ein Ritterspiel angeordnet, in dem Dureys Eifer und Geschicklichkeit fast alle Preise errang; einen muste ihm auch Isabelle ertheilen; Sir William beugte ein Knie vor ihr. Schöne Ladi sagt er, "nichts "ist was einem Ritter gebührt, daß ich nicht thun "würde, um von Ihnen den Lorbeerkranz zu erhal-

"ten.

ten. Die Ladi war verlegner wie jemals un schwieg; ertheilte Durcy den gebührenden Prei und erwartete kaum daß er sich entfernet hatte, u sich unter die andern Damen zu verlieren, nich weniger zurückhaltend betrug sie sich bey allen Höf lichkeiten die sie — während dem folgenden frohe Mahl und bey den übrigen Gelegenheiten die dies Tag gab — genöthigt war, von Sir Willia anzunehmen.

So viel wir wissen, war die Ladi die einzig die von diesem Fest sehr unzufrieden in ihr Hau zurückkehrte; alle andre, frey von Leidenscha im Besitz ihrer Wünsche, oder wie Durcy in de süssen Betäubung eines viel versprechenden Tau mels, genossen der Freuden des Augenblicks in f vollen Zügen, daß ihnen die Erinnerung und wie der Erzählung derselben noch mehr eine Woche hin durch Vergnügen verursachte.

Wir sind verpflichtet unsern Lesern zu sage wie in dem so lange nicht erschienenen Durcy, un in der Ladi Monneville eine Revolution der Vor sätze und Meynungen bewirkt ward. Sie werde sich an Sir Williams Traum in der Gartenlaub des Herzogs von Burgund an den schnellen Ein druck erinnern, den der Reitz der Ladi auf ihn ge macht, und an seiner Absicht, in Londen ihre Be

kannt

anntschaft zu vermeiden. Durcy oft durch seinen
Herzens Freund Gondfrey eingeladen Isabelle die
Aufwartung zu machen, auch wohl ehender ihr
on ihm vorgestellt, hatte immer gegen sie die Rolle
es Einfältigen und des Weiberfeindes behauptet;
o oft er gefühlt, daß es ihm schwer ward, ihr
uszuweichen eine Zerstreuung gesucht, und nun
chon ins fünfte Jahr mit ihr an einem Ort in den
ehmlichen Verbindungen gelebt, ohne daß sie ihn
ätte bemerken können, ohne daß er sie mehr als
m Vorübergehn gesehn hatte. Die Ladi war ihm
eswegen im geringsten nicht unbekannt. Gond-
rey hatte sie ihm Zug für Zug in allen ihren Voll-
ommenheiten und Abweichungen geschildert; auch
on Durcy oft zu Isabelle gesagt, "Er sey einer
der besten Männer auf Gottes Erde," welches
enn sie zu zergliedern nicht den mindesten Beruf
ühlte.

Jetzt war Sir Gondfrey in Poitou erschossen,
Sir John den Durcy ein wenig kannte, war in
er Normandie und wie sehr er auch gleichgültig
abey zu bleiben suchte, war es ihm doch ärgerlich
on der Ladi eigentlichem Verhältniß mit dem schö-
en Edward nichts zuverläßiges erfahren zu kön-
en; er gieng daher Isabelle die von ihm noch gar
ichts gedacht hatte, mehr wie jemals aus dem
Wege.

In dieser Stimmung traf ihn Sir Edward als er selbst zu ihm gieng, ihn in Graf Excester Namen zu Monnevills Aufnahme in den Ritterbund und dem Fest einzuladen, was er auf seinem Landhause geben wollte.

Durcy hatte schon versprochen bey dem ein und dem andern gegenwärtig zu seyn, als es ihm im Sinn kam zu fragen, es sind doch keine Damen da?

Edward. Ein Fest ohne Weiber und Musik Sir William, Sir William!

Durcy. Ey nun warum nicht — doch nur sehr wenig Damen?

Edward. Alle — alle die wir gerne sehen die schöne Leicester, meine liebe Batilde, meine Schwester Monneville, und wenn Ihnen ja ein am Herzen liegt, nennen Sie sie nur, ich will die Einladung sicher besorgen.

Durcy. Ich habe wenig Bekanntschaft lieber Edward; wenn sie mich entschuldigen könnten — bey Monnevills Aufnahme muß ich mich allerdings einfinden — das wäre Beleidigung — mein Apfelgrauer fällt mir eben ein, ist Huf lahm.

Edward

Edward. Desto besser daß es nicht den weißen Hengst traf, den werden sie doch brauchen müssen. Können sie auch zwey weiße Pferde für Bediente geben, so leihen Sie eins davon an Sir Azzo Woodwil.

Durcy. Sehr gerne, es ist, glaube ich, das einzige gesunde in meinem Stall —

Edward. Ey das wäre! laß sehen Sir William, ich bin ein guter Pferdearzt.

Durcy. In der That, mein Lieber, müssen mich entschuldigen — wie kann ich?

Edward. Wie könnten Sie nicht? William! William! gelte mit dem Pferde hätte sichs wohl; wenn sonst nichts wäre. Ich habe einmal erfahren daß Aufrichtigkeit deine schöne Tugend ist; hübsch wahr! sie gab mir das Glück des Lebens, ihnen soll sie wenigstens einen frohen Tag verschaffen.

Durcy. Nun Sir so lassen sie mich überall zu Hause und sagen daß ich krank bin; ich bey Weibern verlegen, fürchte ihren Spott.

Edward. Der liebenswürdige Durcy verlegen bey Weibern! O Sie sollten sie kennen die Leicester

ster die Exceſter und die Monneville, alles Glü
der Erde liegt in ihren Umgang! — Liebe! da
iſt nichts — ſo ohngefehr etwas, was man fü
ſeinen guten Engel empfinden würde. Freude i
andern durch den andern ohne Wunſch, Seeligke
ohne Eigennutz — das fühlt ſich nur — da
ſagt ſich nicht.

Durcy hätte Edward noch eine Stunde lan
fortreden laſſen, ohne ihn für etwas anders al
einen Platoniker zu erklären, den er auf einem g
fährlichen Wege zu wandeln glaubte, wäre nic
Edward endlich darauf verfallen, ihm recht ang
legentlich zu fragen: ob er nicht verliebt ſey, u
wem er noch beym Feſt wünſchte?

Durcy verſicherte, er wäre nicht verliebt u
wüſte niemand zu nennen, die man aus Gefälli
keit für ihn einladen könnte.

Edward. So muß Ihnen jemand in der G
ſellſchaft zuwider ſeyn — halt! gewiß ein Fraue
zimmer. Sir William ward ein bischen betroff
lächelte verlegen — Ladi Monneville vielleicht? —

Durcy klopfte das Herz gewaltig. Aus Furc
errathen zu werden, ſagte er ſchneller wie gewöh
lich: ich fürchte keine und verachte keine von d
dre

leyen. Verzeihen Sie mir die kleine Neckerey, bin zu Graf Excesters Befehle.

Sir Edward fromm, gut und glücklich, fand ylich ein Bischen Griechisch in Durcys Manier, ch nahm ers nicht übel, weil er fromm, gut und icklich war. Er verließ Sir William zufrieden t seinen Bescheid.

Wenn wir Menschen sehr viel gethan haben, n einen wahrscheinlichen Fehler zu vermeiden, so en wir gewöhnlich den Zufall der uns in Gefahr t, ihn zu begehen, nicht als eine Versuchung an, uns stärken soll, sondern als unumgängliche othwendigkeit uns demselben zu überlassen. Sir illiam dachte nicht daran, daß der Mensch nicht rechten, sondern über sich selbst und Gefahr herr- en muß; nicht daß zu viel Mißtrauen auf eigne äfte eben so verderblich werden kann, als Ueber- aaß von Vertrauen auf sich; nicht daß sich der ensch in einem jeden Fall, wo er ordnen oder über idenschaften (Empfindungen) gebieten soll, nur ne Art von Allmacht zutrauen darf, damit es ihm cht fehle seinen Endzweck bey allen Hindernissen erreichen, die sich ihm entgegen stellen; nicht, daß enn man es nie weder an Festigkeit der Absicht ch an den rechten Mitteln fehlen läßt, man sicher eigungen und Schicksal bemeistert: Sir William

ten das Ziel gesetzt: nicht zu sehen, fürchtete sich
zu überschreiten, sah sich von ohngefehr aus dem Gl
seiner guten Vorsätze gerückt, und glaubte sich n
dem besten Willen fürs Gegentheil — verlohre
Du must sie sehn, dachte er, und lieben, gut der
so sieh, und liebe sie. Alle Einwendungen die se
Redlichkeit wieder diesen Plan machen mogte, wi
den mit Edwards Schilderung eines reinen schuld
sen Gefühls abgefunden; Darcy besann sich nic
daß er dies selbst als eine schöne Schwärmerey o
gehört hatte, auch nicht daß sie am wenigsten
realisirt zu werden vermag, wo lang unterdrück
Leidenschaft im vollen Zuge ist, den Kopf mit de
Herzen davon laufen zu lassen — für das mal w
die Wage des Leichtsinns, die Wage seiner Redli
keit auf, denn lieblings Leidenschaft lag in ihr
Schaale. Seit Darcy wuste, daß er Ladi Mont
ville sehen sollte, dachte er sich nichts als ihre r
zende Gestalt, verbunden mit allen vorzüglich
Eigenschaften der Seele, die ihm Gondfrey so e
an sie gepriesen hatte. Laute namenlose Freud
gab ihm ihre Bekanntschaft, er wandelte im jubel
den Taumel, antwortete seinen Freunden mit Po
sen und Gesang. Darcy hatte zu Geschäften kei
Zeit, Thorheit schien ihm alle Bemühung der Me
schen, Feder leicht und wirbelnd schwebten sei
Ideen über sie hin — nur eine war ihm deutlich
zu gefallen mehr wie Edward war sein Wunsch

gfältig putzt er sich am Morgen des Festes, und
e Stunde früher, als irgend ein andrer Ritter
r Sir William in Graf Excesters Pallast. Un-
uld peinigte ihn während Monnevils Aufnahme
) Schwur. Lange schon hatte er Isabelle am Thor
artet, wie sie endlich ankam — ganz über-
cklich fühlt er sich, als sie das Loos ihm zutheilte.

Aller dieser lebhafte Unsinn würkte auf den sonst
)r ernst als lüftigen Darcy nichts weiter, als
man ihn glänzender und liebenswürdiger fand,
man ihn je gesehen hatte.

Ladi Monneville, die bey allen Vermählungs-
rlichkeiten der Gräfin Excester gegenwärtig ge-
en war, glaubte sich zu sehr ermüdet oder krank,
wenig Trieb fühlte sie sich bey dem Ritterfest zu
n, sie schob es endlich darauf, daß ihr Gemahl
Furcht, sein Federbusch würde nicht zeitig genug
Ordnung kommen, den vorigen Tag erst sehr
gesprochen, und als er fertig gewesen wäre,
geschmückten Helm angesehn und mit ihr ge-
nt hätte; ohne Rücksicht auf Beyfall, dachte sie
daran fertig zu seyn, und alles in häuslicher
dnung wieder vorzufinden, putzte sich sehr schlecht
) erschien unter den Damen ebenfalls zuerst bey
af Excester.

Nicht wenig erstaunte sie bey Sir Williams R
rede. Irre ich nicht, sagte sie, würklich Sir W
liam Durcy? Isabelle sah, und glaubte ihn z
erstenmal zu sehn — Schauer fuhr ihr durch
Seele. Durcy half der Ladi vom Pferde. E
pfindung trieb alles Blut der ersten schnell auf
walten Röthe zum Herzen, und der geschenkte B
zeugte bey beyden, daß wahres Gefühl nicht M
hat, seinen Sieg zu geniessen.

Ohne der Ladi etwas zu sagen, folgte sie Du
zur Gräfin, ohne sie zu unterhalten, verließ er
nicht mehr als er durchaus muste. Isabelle rift
alle ihre Fassung wie er ihr zum Begleiter gege
ward, wie sie Sir William den Preis ertheilen so
und er ihr nichts mehr, als eine in den Zeiten g
gewöhnliche Galanterie sagte. Wie sie aber ne
dem in einen Fenster stand, und Durcy den Aug
blick wahr nahm, in dem man sie alleine gela
hatte, um mit seelenvollen Blick die Erlaubniß ih
Bekanntschaft zu erbitten, hätte sie vergehen mög
sie verwies ihn an ihren Gemahl, der eben vor
nen übergieng.

Sir Monneville der völlig ausgelaunt ha
sagte Durcy, er würde ihm keine Erlaubniß ge
in sein Haus zu kommen, ehe er die, die er i
schon in Frankreich zugestanden, genutzt hätte.

di gab ein heftiges Kopfweh vor, um neben allem
is sie gutes sagen könnte, die Thorheiten zu ent-
uldigen, deren sie sich schuldig fühlte. Alle die
kannten, glaubten ihr aufs Wort. Sir Ed-
rd versicherte Darcy, Fr. v. Monneville wäre
ute ihrer Krankheit willen bey weitem nicht wie
ist, und Darcy glaubte, ein Frauenzimmer dürfte
r den 10ten Theil der Annehmlichkeiten besitzen die
bey heftigen Kopfschmerzen zeigte um zu gefallen.

Als Ladi Monneville in ihrem Hause zurück kam,
ien ihr dies und sie gänzlich verwandelt. Oede
d wiedrig war ihr alles um sie her, nirgends
d sie die Ruhe und Heiterkeit, die sie sonst in
en Zimmern immer anzutreffen glaubte; immer
webte ihr das unwillkührliche Erschrecken im Sinn
s ihr Sir Williams unerwarteter Anblick verur-
t hatte, seine ganze schöne Gestalt spiegelte sich
vor: in stärkerm Schatten, stand Edward,
nfort, erröthend dachte sie an Clevley, und schau-
nd an Monneville. Indem sie wehmüthig be-
uerte, daß sie mit ihm nie glücklich gewesen war,
glücklich seyn würde. Jetzt erst fühlte sie ganz
s sie durch Sir Gondfrey verlohren hatte — so
te sie nie etwas umgeschaffen als diese unglück-
e Bekanntschaft, so war sie nie von allen Freuden
Lebens ausgeschlossen gewesen, als seit sie Darcy
ehen hatte.

Das einzige was Ladi Monneville zu Ih
Aufrichtung hätte schließen sollen, fiel ihr ni
ein; daß wenn gleich der Eindruck einer Neig
stärker auf uns wirkt, wie die schwächere Gew
einer andern, doch die Ueberwindung des leicht
Eindrucks beweiset was unsre Kräfte über jede
denschaft vermögen, wie mächtig sie auch über
zu gebieten scheint. Isabelle hätte viel darum
geben, nur den eigentlichen Sinn ihres Wille
Gedanken und Wünsche, zu entwickeln, da fand
am folgenden Nachmittage, in einem ihrer Bü
was wir nicht schöner als mit Diderots Wor
ausdrücken können.

„Les traits l'esprit le regard le son de la v
„tout dans cet objet doux et terrible semblait répon
„á ce je ne sais quoi, qui insensiblement, s'é
„glissé dans mon Coeur.„

Das ist's rief sie!

Was denn? fragte ihr Gemahl.

Was ich dachte antwortete sie.

Und was dachtest du denn?

Ach! indem sie aus ihrer Distraction erw
te — ich habe immer geglaubt daß die Herzöge
Burgund die ältesten Herzöge in der Welt wä

Liebes Kind da hast Du eine große Unwahrheit
glaubt.

Sir Edward unterbrach die Unterredung die
muthlich in Genealogischer Demonstration wür-
übergegangen seyn. Edw. sagte Durcy an, Ladi
onneville trug den Rittern Wein auf und ihr
mahl dem es zu lange dauerte seine Gesellschaft
sammen zu haben, gieng Durcy zu holen —
h besann sich dieser, ob er gehn? ob er bleiben
e? da hört er Monnevils Stimme ihn aus sei-
Gedankenlosigkeit aufrufen, fuhr zusammen
folgte.

Unmöglich war's Durcy den Umgang der Ladi
entbehren er fühlte sich in ihrem Hause festgekettet
r immer peinlicher ward ihm dies sehen was er
h mit seinem Leben erkauft hätte. Wie beneidete
Sir Edward um die frohe Freyheit mit der er
Güte ihrer Freundschaft genoß und wie wenig
en diese seinen Wünschen, wie feindete er Mon-
ille und wie so interressant war ihm der Ge-
hl seiner Geliebten fern von ihr, wie war in sei-
n Herzen ein ununterbrochener Kampf, der edel-
Tugend und der mächtigsten Leidenschaft.

Ladi Monneville — wer schildert ihr namen-
s Leiden? sie schätzte ihre Pflichten und betete —

aber sie sah Darcy, den ihres ganzen Mitleid ihrer ganzen Liebe wartenden Darcy, sie liebte; u ruhig betete sie und umsonst.

Immer sorgte Isabelle einen dritten in il Gesellschaft zu haben wenn Darcy da war, oft a war das nicht möglich und sie blieb allein mit il in stummer gedankenreicher Unterhaltung — vi Monate hatte das schon so fortgedauert, da nah von Empfindung überwältigt Darcy Isabelle Hand, küßte sie mit Ausdruck, und rief! ich b der unglücklichste Mensch auf der ganzen Erde!

Nicht unglücklicher als ich, antwortete die L leise mit Thränen im Auge.

D. Warum muß ich sie sehen und — lieben

L. M. Sir, ich wollte das wäre nie gesche aber.....

D. was denn liebe Ladi?

L. M. Sehn sie auf Edward, er sagt man k lieben und tugendhaft und glücklich seyn.

D. Empfindlich; ruhig seyn wenn man ni liebt, tugendhaft bleiben ohne Veranlassung, o das glaube ich wohl — aber — heftig — w deln sie mit kaltem Bedacht untadelhaft wie ein l

li

iger und — ha! ich mags nicht aussprechen — versinken sie nicht in den Abgrund der ihnen bereitet war —

L. M. Sind sie auch fürchterlich Sir? das dacht ich nicht.

D. Nein liebe, nein, ich bin was sie wollen — alles was sie wollen, sanft, gut, — alles für einen freundlichen Blick, — für ein trauliches Wort. —

L. M. so seyn sie ruhig und nicht elend lieber Durcy.

D. Und dann Isabelle bin ich Ihnen theuer? theurer wie etwas in dieser ganzen großen Welt?

L. M. Nur Pflicht ist mir theurer als sie solls immer bleiben — und wenn sie mich ganz zu Grunde richtet, — von ihr nehme ich, wie aus der Hand Gottes, mein Schicksal — Er kan sie zerreissen die festen unauflöslichen Bande — ich nicht — Ihre Theilnehmung, ihre Heiterkeit sind mein Glück — meine Pflichten ihnen heilig; so redte Isabelle mit Durcy, und Schmerz erstickte ihre Worte. Tage lang hätt' William mit keinem Glücklichen getauscht, und Tage lang fühlt er sich zernichtet. Monneville konnte nicht ohne ihn leben; vergebens wenn er ausblieb bat die Ladi ihn zu lassen, Monneville quälte ihn bis er kam, sprach

von seinen Vorzügen mit Enthusiasmus, und doch konnte Darcy sich nie überwinden ihn anders, als sehr höflich, aber sehr kalt zu begegnen.

Wir müssen unsre Ladi Monneville zusehen lassen, wie sie sich am besten ein paar Jahre lang aus der kritischen Verfassung heraus winden wird in der wir sie gesetzt haben, und aus Dankbarkeit gegen die Fr. Herzoginn von Burgund der Begebenheiten ihres Hofes erwähnen.

---

4. Capitel.

In welchem der Autor erfüllt was er zu Ende des vorigen Capitels versprochen hat.

Die sämtlichen Damen des burgundischen Hofes mogten äusserlich die Entführung der Fr. von Branchenard noch so sehr beklagen, so waren doch alle Erkundigungen die sie sich ihrend willen einzuziehen bemühten von dem gutherzigen Wunsch begleitet sie nimmer wieder zu sehn. Indes war's eine nützliche Klugheit ihre Meynung zu verbergen, eine Aeußerung der Wahrheit hätte Herr v. Branchenard veranlassen mögen sie als Urheberinnen dieses

es Unglücks anzugeben und denn — wehe den ar-
nen Damen! sie würden empfunden haben, daß,
vie gleichgültig auch Zeit und Gewohnheit einen
Gegenstand machen, doch niemand sein Eigen-
humsrecht will gekränkt wissen.

Herzog Eudo kam oft in die Zimmer seiner
Gemahlin, um alle kleinen Umstände der grossen Be-
iebenheit zu analisiren und Matthilde hatte die
Geduld alle Wiederholungen und Neuigkeiten die
hr der Fürst von dieser Sache sagen wollte, so lange
nzuhören und zu erläutern, bis er nach 8 Tagen
elbst nicht mehr davon sprach. Der Herzog fand
n solchen Zwischenräumen allemahl, daß auch ein
Fürst durch eine würdige Gemahlinn sehr glücklich
eyn kann, und daß sein junger Prinz unter Auf-
icht der seinigen immer liebenswürdiger würde.
Das hies denn, autant de prix sur l'ennemi und
onnte wenigstens nicht schaden.

Lange hatte man schon die Fr. v. Branchenard
vermißt, und aus ein oder andre Ursache ihre Stelle
schon bey Jahr und Tag in Vacanz gelassen, als
Fr. v. Rougnoi — ehemals Frl. Crousset — der
Fr. Herzoginn verkündigte, sie habe bey Ihrer
Reise nach Champagne etwas bewundernswürdi-
ges mitgebracht, daß sie ihr nicht anders als im
geheimen Cabinet zeigen könnte. Die Fürstin na-
tür-

türlich — wie jede würde gethan haben — er hob sich von ihrer Stickerey und verschloß sich mit Fr. v. Rougnoi.

Unmöglich werden es Ew. Durchlaucht glauben, fieng sie an — ich habe die Durville gesehen und gesprochen.

Herz. Die Durville und wo?

Fr. v. R. In der Nähe von Ihres Gemahls Schloß in Touraine.

Herz. hilf Gott! so kömmt sie ja wieder. —

Fr. v. R. Das hoffe ich nicht — er hatte sie dort eingesperrt.

Herz. Er? wie das?

Fr. v. R. Er, Durchlauchtige Fürstin, so einer abgefeimten — wie soll ich sagen? giebt es nicht mehr?

H. Unbegreiflich liebe Rougnoi.

Fr. v. R. Auch mir, wenn ich sie nicht selbst gesprochen hätte.

„Wir waren bey einem Edelmann in der Nach„barschaft, mein Gemahl und ich; da fragte man „mich als ichs am wenigsten erwartete, obich nichts von

von einem Frauenzimmer wüste das auf das Cammerherrn Schloß in sehr enge Verwahrung gehalten würde, und recht schön seyn sollte? man vermuthete, sie sey mit Willen und Vorwissen unsers Hofes da, weil die Sache das äusserste Ansehn des Geheimnisses habe, und alles was dahin gehöre mit der höchsten Wichtigkeit belegt sey.

„Ich versicherte, daß mir keine Person bekannt sey, die auf Befehl des Herzogs in erwähnten Umständen lebte, blieb aber über diese Nachricht in der Bestürzung in der sie mich versetzt hatte und konnte an nichts anders denken, fragte nach allen Kleinigkeiten die man darüber wissen konnte, und ward durch das, was ich erfuhr, nur immer unsicherer in meinen Muthmassungen gemacht; so verfiel ich freylich wohl auf Fr. v. Branchenard, aber der Zeitpunkt, da man von der Gefangenschaft dieses Frauenzimmers wuste, stimmte nicht mit der Zeit ihrer Entführung sondern aufs genauste mit derjenigen überein, in der die hübsche Rosette aus gewissen Ursachen, wie man meynt, verschwand, und da der Cammerherr sie immer unterhalten hat, schien mir ihr Aufenthalt in seinem Schloß eben so wahrscheinlich als daß sein Mistrauen sie genau bewachen ließ.

„Ich hielt fürs klügste mich zu stellen als hätte ich diese Sache ganz vergessen, indes dachte ich

„auf

„auf nichts, als auf Mittel sie zu ergründen, uni
„es glückte mir, meinen gütigen Gemahl zu über
„reden mir dabey behülflich zu seyn. Wir nahme
„daher so bald als möglich von unserm Edelmann
„Abschied, liessen unsre Leute ins nächste Dorf, un
„gaben vor zu einem Einsiedler zu wallfahrten, de
„nicht weit von da anzutreffen ist. Wir wanderte
„würklich zu diesem frommen Mann, in Hofnun
„durch seine einsamen ruhigen Bemerkungen au
„einem, in unsrer Angelegenheit nützlichen Gedanke
„gebracht zu werden, und betrogen uns nicht
„Der Mann nahm uns sehr gütig auf, ich bat ih
„verschiedenes was ich zu seiner Erquickung mitge
„bracht anzunehmen, mein Mann drang ihm ei
„Goldstück auf, um es zu nutzen, wenn er etw
„einmal in einem hülflosen Zustand gerathen sol
„te; — doch von diesem interessanten Einsiedle
„ein ander mal.

„Er nahm uns also sehr gütig auf, fordert
„aber daß wir ihm unsre Namen nach aller Wahr
„heit sagen, und mit einem Eid versichern wollten
„der Dame nicht zu schaden die sich im Schloß de
„Hr. von Branchenard aufhielt. Wir schwure
„ihm dies, und daß der angegebene Name derje
„nige sey, den wir wirklich führten — ich wei
„unterbrach sich Fr. von Rougnoi, daß ich diese

„Ei

Eid nicht breche, indem ich meiner Gnädigste Für-
in die Erzählung des Eremiten mittheile. Die
erzogin erbot sich, dies allenfalls auch durch einen
chwur zu betheuren, aber ihre Hofdame kannte
viel zu gut um dies zuzulassen.

Allerdings fieng der Einsiedler an, weis ich et-
as von dem Frauenzimmer im Schloß, und mei-
Freundschaft für sie hegt den Wunsch sie in eine
ssre Verfassung zu wissen. Ich weis alles was
Miene sagen soll, die ihre Verwunderung bey
esen Worten bezeugt, sie muthmassen die Dame
kennen, und glauben daß sie die Achtung eines
rlichen Mannes nicht verdient: im ersten Fall
en sie nicht, im letztern verdient derjenige gewiß
e mögliche Nachsicht der den Vorsatz fassen kann,
zu bessern, und wehe dem! der nicht für ihn mit
n, empfinden ihn durch Härte oder Gleichgültig-
t vom guten Wege lenken und zurück schrecken
nte.

Die Gefangene ist die Gemahlin des Hr. vom
chlosse, was bis zu ihrer Entführung vorgegan-
n, wissen sie, an diesem für sie höchst traurigen
r moralisch glücklichen Abend, ward sie von
er abscheulichen Gestalt ergriffen aufs Pferd ge-
wungen von acht andern vermumten Menschen
leitet, und unaufhaltbar drey Tage und Nächte

lang,

lang, durch die unwegsamsten Gegenden geführt
Dann und wann, wurden ihr Erfrischungen g
reicht, die sie erst nicht annahm, weil sie sich unt
den Händen der Räuber und Mörder glaubte un
den Tod für eine Wohlthat hielt; die aber Hung
und Entkräftung sie begierig ergreifen liessen, als s
bemerkte, daß man ihr mit einiger Achtung bege
nete. Dies war ihr einziger Trost, vergeblich al
Hofnung auf Rettung, unaussprechlich die Ang
und der Schmerz, der sie endlich ganz betäubte.

Die Begleiter der Frau v. Branchenard schien
sich gar weiter nicht um sie zu bekümmern, als n
sie fortzubringen, und sie am Leben zu erhalte
in den letzten Stunden ihrer Reise verliessen sie a
übrigen, nachdem sie sie genöthigt hatten mit eine
von ihnen, in einen kleinen Kahn zu steigen. Alle
dings hielt sie diesen für den Urheber ihrer Entfü
rung, sie wandte sich mit den flehentlichsten Bitt
an ihn, sie nicht zu beleidigen. Er antworte
das würde von ihrer Aufführung abhängen; u
gebot ihr ruhig zu seyn, in einem Ton den sie nic
zu widersprechen wagte, sie mußte behülflich se
ans entgegengesetzte Ufer zu rudern, es war beyn
ganz dunkel als sie landeten, sie hatte gewünscht
ertrinken, auch dies war ihr von der gütigen Vo
sicht nicht gewährt, die gnädig genug ist, alle th
rigte und der menschlichen Glückseligkeit na
th

rilige Gebete der armen Sterblichen nicht zu hören.

Fr. v. Branchenard muste aus dem Boot stei-, und eine sehr lange Zeit in einer windig reg-t und kalten Nacht ihrem Begleiter zu Fusse fol-, der die Vorsicht gebraucht, ihr die Hände auf n Rücken zusammen zu binden, und sie mit einer tte am Bein belegt hatte, an der er sie leitete; hat mir versichert daß sie nicht begreift wie sie 3 Schaudervolle, ihrer damaligen Verfassung, Schrecken der sie ergriffen, und die gewaltige nüdung die sie erlitten überlebt. Sie traute sich t einmal zu klagen, oder irgend einen Laut von zu geben, fürchtete eben so sehr an dem Ort r Bestimmung zu kommen, als sie gewiß hofte er der Last die sie drückte zu erliegen.

Mit diesem Gedanken beschäftigt, blickte sie die Vergangenheit zurück, und zum erstenmal sie ihre Handlungen in einem Licht, in dem sie noch nie vorgekommen waren, sie bat Gott e Reue zu hören, und sie zu bessern, ihr zu ver-yen, und sie zu beschützen. Dies gute aufrich-Gebet ward erhört. Frau v. Branchenard lte sich, wie ganz besonders gestärkt, und gegen Morgendämmerung kam sie in eine Gegend die ziemlich wüste zu seyn schien, am Eingang einer

Höhle, in der ihr Führer ihr hineinzugehn geb
sie fand ein Mütterchen darin bey einer Lampe sitz
und ob sie gleich wie ihr Führer ganz schwarz
Gesicht war, fühlte sie doch Freude beym Anb
einer weiblichen Gestalt, sie faßte Muth, und l
sowohl die Alte als ihren Führer um aller Heili
willen, sie in Schutz wieder alle Beleidigungen
nehmen, die man ihr etwa zufügen wollte, v
versprach zu thun, was man schickliches von
fordern würde.

Du hast, sprach ihr Führer, hier nichts
befürchten, wenn du dich gut aufführst weder
meiner Mutter — das ist diese alte Frau — n
von mir, dessen Aufsicht du anvertrauet bist,
bist hier an dem Ort deiner Bestimmung, und
uns ganz allein, es wird dir hier an nichts
dem fehlen was die Natur hier bedarf, indem
er sie in eine Abtheilung der Höhle brachte
wirst du manches finden, was dir unentbehrlich
worden ist, jetzt leg dich schlafen, du hast der R
nöthig. Der Mohr — denn das war der Fr
Branchenard Führer — befreyte sie von der Ke
die er ihr umgelegt hatte, gieng von ihr und
riegelte die Thüre. Auf einem Tisch stand
Lampe, etwas Essen und ein Becher mit Geträ
auch fand Fr. von Branchenard ein reinliches B
dies alles, und die Versicherung des Mohren
ei

iem so wahren Ton gegeben, war mehr wie sie
rwartet hatte, obgleich ihr nicht möglich war,
ie Ursache oder Absicht ihrer Begebenheit deut-
lich zu erkennen, fühlte sie sich etwas beruhigt,
noß von den Erfrischungen, und hatte einen sehr
quickenden Schlaf geschlafen, als sie durch den
chein des Lichts erwachte, den die Alte ihr ins
esicht strahlte.

Nun so lebst du doch, rief diese; du hast einen
nzen Tag, und eine ganze Nacht geschlafen, es
schon viel später als wie du gestern ankamst, des
ssen Gottes Sonne strahlt hell überall; ihm sey
ank daß du nicht todt bist; ich bin oft bey deinem
ett gewesen, und du hast dich nicht geregt. Gott
b daß du lebst!

Obgleich Fr. v. Branchenard sich in einer un-
wissen Bestimmung ihres Lebens, nicht so dank-
r freute wie die Alte, erfreute sie doch diese zärt-
he Besorgniß, auf die sie die Hoffnung baute,
e Freundschaft zu erwerben, die ihr nöthig schien,
that daher alles, was in ihrem Vermögen war,
u Brigitte — so hies die Alte — zu gewin-
n, auch verfehlte sie ihren Endzweck nicht, son-
rn erhielt Brigittens Liebe in dem hohen Grad,
em das treue Mohrenvolk alle diejenigen liebt,
nen es einmal ergeben ist. Mein Sohn sagte

die Alte, ist heute und gestern nicht zu Hause, ab
du darfst dich deswegen nicht fürchten, daß du b
mir alleine bist, du bist hier so sicher wie bey d
ner Mutter, iß und trink und sey frölich, G
wird dir das Verbrechen verzeihen, um deswill
du hier bist, wenn du deine Zeit anwendest gut
seyn, und es ihm abzubitten.

Verbrechen? rief Fr. v. Branchenard, ich h
mir viel und schwerer Sünden bewust — al
Verbrechen, welches?

Mohrin. Lüge nicht — wie wenn wir dich l
logen hätten. Pfui um die Lügen.

Fr. v. B. Warlich liebe gute Mutter, ich s
was ich meyne, redet was soll ich begangen habe

M. Hast du nicht deinen Gemahl ermorde

Fr. v. B. Nein Mutter, das hab ich nic
würklich nicht; und zum Beweise daß ich nicht lü
gestehe ich euch, daß ich in der Folge viellei
fähig gewesen wäre, das und mehr zu veranlass
als Männer Mord, wenn mich nicht Gott so schre
lich aus dem Taumel geweckt hätte, in dem ich leb

Deine Hände rauchen also nicht von Blut sa
die Alte, und dein Gewissen ist nicht von schaud
voller That befleckt?

Fr. v. Branchenard versicherte ihr das noch-
ls; die Mohrin brach in lauter Freude auf;
n rief sie, so sey denn gewiß daß ich dich lieben
l, wie die schöne Gestalt — die dir dein Gott
, an den du glaubst, und dem ich auch glaube,
il er überall zu finden ist, mehr wie andrer —
verdient. Mein Sohn und ich wollen für dich
gen, als wenn du unser Kind wärst, morgen
mt er wieder, und bringt Lebensmittel mit, du
st hier alles haben, nur die Freyheit nicht, denn
s steht nicht in unsrer Gewalt; es ist uns anbe-
len über dich zu wachen, und diesen Befehl müs-
wir erfüllen.

Vergebens bemühte sich Fr. von Branchenard
erfahren, wer sie in diese Höhle geschickt habe,
Alte wuste weiter nichts, und konnte ihr also
h weiter nichts sagen: als daß ihr Sohn seit
recht warm geworden an der Einrichtung dieser
hle gearbeitet, daß sie und er, alles dahin ge-
cht, was sie hier anträfe, sie habe aus Liebe
Bernhard gethan, warum er sie gebeten, und
lich nachdem die Höhle bewohnbar gewesen, sich
ihm dahin begeben, nachdem er ihr vorher fol-
des gesagt:

Mutter, ihr habt auf meine Bitte nicht weiter
hgefragt, warum ich diese Höhle einrichtete,

und auch nicht davon gesprochen daß ichs the
ich dank euch diese Güte, und daß ihr trautet
hätte dabey keine böse Absicht; nun aber muß
euch bitten, darin zu wohnen, und darum ists l
lig daß ich euch von diesem Vorhaben sage, w
ich weis und darf. Mein Herr hat einen Bru
gehabt, und dieser ein schönes boshaftes W
die ihn ermordet hat, sie wird von einem mächti
Fürsten geschützt, darum kann er sie nicht offen
strafen, er will sie aber durch mich, und die
dazu ausersehn werde, entführen lassen, und
sollen sie in dieser Höhle die niemand entdecken ka
im Gefängniß halten. Das ist alles Mut
seyd ruhig und unbesorgt, ihr wißt daß euer Be
hard euch nie gelogen hat, in weniger als ei
Woche, bin ich wieder bey euch: Darauf gab
der Alten das Zeichen, bey dem sie die Fallth
der Höhle öffnen sollte, und verließ sie.

Fr. v. Branchenard, der es nicht an Verst
fehlt, konnte nach dieser Erzählung der Moh
nicht anders als auf die Muthmassung verfal
daß ihr Gemahl sie habe entführen lassen, in
Stimmung, in der sie alles was sie seit eini
Tagen betroffen, versetzt hatte, war Sicher
für künftige Gefahr, ihr höchster Wunsch,
daher ihr liebster Gedanke, daß sie in keine u
kannte Hände seyn mögte. Brigitte wuste ni

ie der Herr ihres Sohnes, auch nicht wie das
ind hieß, in dem die Höhle lag, oder — wollte
s nicht wissen. Fr. v. Branchenard endlich um
ine Klage über sich zu veranlassen, ließ sich gedul-
g verschliessen, betrachtete mit Vergnügen, die
leider, Wäsche, Geräthe, Bücher, Harfe, die
e in ihrer Zelle vorfand, fühlte zum erstenmal in
rem Leben, daß der Besitz aller dieser Dinge,
Wohlthat Gottes ist, und beschloß den Tag mit
ank, und einem Gebet, was mit ihrem vorigen
ebet gleichen Inhalts war.

Auch so fieng sie den folgenden wieder an. Die
lte hatte sich schon oft nach ihren Sohn umgesehn,
id er kam nicht, sie und Fr. v. Branchenard wa-
n unentschlossen, ob sie sich schlaffen legen sollten
er nicht, da sah die Alte noch einmal aus; schnell
id erschrocken kam sie zurück und brachte Fr. v.
Branchenard die Nachricht, sie habe Pferde, Troß
nd Pfeifen gehört, es müsten Räuber seyn, sie
ären verlohren, wenn sie Gott nicht bewahrte.

In der schrecklichsten Angst, hatte Fr. v. Bran-
enard doch noch eine Besinnung an die Fallthüre;
ie Alte hatte sie vergessen, und kaum war sie zu,
is man ein dumpfes Getöse um die Höhle hörte.
Dies dauerte sehr lange, Fr. v. Branchenard die
ben wie Brigitte an allen Gliedern bebte, glaubte

an Oefnungen arbeiten zu hören, endlich gar Sti
men zu bemerken, ihr Schrecken sagt sie, wä
tödtlich unaussprechlich gewesen, um desto mel
da sie zwischen durch, an Brigittens Ehrlichkeit
zweifelt hätte. Endlich nahm der Lärmen völ
überhand, Fr. v. Branchenard erwartete nich
als den Einsturz ihrer unterirrdischen Wohnun
und wünschte nur darin begraben zu werden, B
gitte und sie, hörten ein dumpfes Geraffel, w
langsam durchs ganze Gewölbe zu tönen schi
Plötzlich ward es stille, und auch diese Stille g
ebenfalls den Frauenzimmern nicht viel mehr Ru
als das vorhergegangene Gepolter, Brigitte d
versicherte, das müste ein gutes Zeichen seyn, u
nickte darüber bald in einem festen Schlaf. Fr.
Branchenard aber, deren Lebensgeister alle
Stärke bekommen hatten, die ihnen gewöhnlich
höchste Grad des Schreckens giebt, fühlte
Muth genug, den Schlaf der Alten zu nutzen,
ihren Wohnort zu betrachten, und zu untersuch
ob sie darin etwas beschädigtes, oder etwas find
könnte, das sie zum Verdacht wieder die Moh
und ihren Sohn berechtigen könnte.

Nachdem sie Brigitte genug gezupft, um
wiß zu seyn, daß sie fest schlief, nahm sie zitter
die Lampe, und den Schlüssel der ihr Kämmerch
verriegelte, öfnete die Thüre, und fand nichts w

e beunruhigen konnte, auf den Tisch neben Bri-
ittens Bett ein Gebetbuch mit Bernhards Namen,
as sehr abgenutzt aussah, sie schloß, man könnte
icht zugleich gerne Beten, und ein Bösewicht seyn,
ieng weit unbesorgter zurück, als sie gekommen
ar, befahl sich Gott, und wollte eben auch mit
r besten Vorstellung die sie sich machen konnte,
nschlafen, als die Alte mit der Frage erwachte,
b er da sey? — wer denn? mein Sohn; horch
ind; horch; das ist er, umsonst pochte Fr. v.
ranchenard das Herz gewaltig, umsonst suchte
e Brigitte zu halten, die viel stärker war als sie,
ese verschloß sie sorgfältig, eilte der Fallthüre zu,
nd hatte nach so viel ausgestandener Gefahr, das
ergnügen sie würklich für ihren Sohn zu öffnen.

Fr. v. Branchenard lebte aufs neue, da kam
ach einiger Zeit Brigitte, und sagte daß ihr Sohn
uf ihr Einreden besser von ihr dächte, wie vorhin,
aß er eine schreckliche Geschichte zu erzählen hätte,
nd daß es längst heller Tag wäre.

Fr. v. Branchenard bat, daß Bernhard zu ihr
erein kommen mögte, er that es, und seine erste
rage war, ob sie würklich keinen Männer Mord
egangen habe? sie versicherte nein.

Nun sagte er, ich will's glauben, weil ichs
lbst an deiner Stelle nicht anders sagen würde,

als es wahr ist. Du mußt dich denn sonst schw
an meinen Herrn vergangen haben, weil er dich
hart bestraft.

Fr. v. Branchenard hätte gerne gefragt, w
ist dein Herr? aber sie glaubte besser zu thun, i
dem sie sagte: ich habe mich allerdings stark geg
Gott vergangen, und hätte mich noch mit der Z
schwerer vielleicht vergehen können, es ist dah
nichts als Gerechtigkeit und Güte, wenn er jema
den ich nicht kenne, und nicht errathen kann, zu
Werkzeug meiner Züchtigung macht.

Kennst du wirklich niemand, an den du ga
eigentlich verdient hast, was du leidest?

Wirklich lieber Bernhard, habe ich nichts B
ses gethan, als daß ich zu stolz, zu eitel war, u
mir die Mannspersonen zu sehr gefielen, doch ha
ich Gottlob bisher keine eigentliche vorsetzliche Bo
heit verübt, und keine andre Fehler begangen, a
welchen diejenigen täglich zu begehen ausgesetzt sin
die nicht dran denken, daß sie für mehr wie für di
Welt erschaffen wurden.

Der Mohr war etwas nachdenkend geworde
Nun sagte er, sey künftig fromm, so wird dir d
Gott vergeben, er hat deine guten Gedan
sch

hon belohnt, und dich aus einer grossen Gefahr rettet.

Der Mohr erzählte darauf: fünf Leute die ihm ein Herr befohlen habe, mit zu ihrer Entführung zu gebrauchen, ob er sie gleich durchaus nicht gerne genommen, weil er gewußt daß es an seinen Bruder Raymund, und zwey von seinen Freunden genug sey; hätten ihn schon unterwegs ein paarmal in ansehnliches Geld geboten, wenn er sie nicht, nach dem ihm allein bekannten Bestimmungsort, sondern in einen Wald bringen, sie dort absetzen, und der Hauptperson — einem bleichgelben ingrimmen Kerl — nebst den Juwelen die sie an sich trüge überlassen wollte. Er, Bernhard wäre darüber sehr aufmerksam auf diese Spitzbuben geworden, hätte sie aber nicht aus den Augen lassen wollen, bis an den Fluß, wo er einiger massen sicher gewesen, daß sie ihn nicht nachspüren könnten. Hier habe er Raymund und seinen Gefährten eine genaue Aufsicht über sie anbefohlen, und diese hätten bemerkt, daß sie etwas Böses wider ihn im Sinn führten. Mit dieser Nachricht wäre Raymund Bernhard, nicht weit von seines Herrn Schloß entgegen gekommen. Er habe darauf gleich Anstalt getroffen, auf die Wege in der Gegend Achtung zu geben, und da sie weder durch einem noch dem andern seiner Freunde, nicht das mindeste

deste in Erfahrung gebracht. Bernhard habe dar
auf nur noch die Vorsicht gebraucht, seine Cam
meraden ins nächste Dorf einzuquartiren, und ih
nen anbefohlen, auf alle Fälle nebst noch einige
Bauren zu seinem Dienst zu seyn, denen sie, sage
sollten, daß der Eremit, den sie sehr lieben vo
Räubern angefallen wäre. Darnach sey er mit sei
nen Lebensmitteln der Höhle zugegangen, es se
ihm aber noch nicht gut vorgekommen, sich dri
zu verschliessen, er wäre also eine Strecke davo
auf einer Anhöhe geblieben, wo er denn gegen Däm
merung, Pferde, Troß und Pfeifen gehört hab
Das einzige was er gefürchtet, sey, daß seine Mu
ter die Höhle öffnen, und nach ihn umsehn mög
te — so bald er nichts mehr vorbey traben gehör
sey er dem Dorf zugeeilt, und habe seine Leute zu
sammen gebracht, die denn die Kerl in der Arbei
gefunden, eine Oeffnung in die Höhle zu suchen
und sie ihrer Pistolenschüsse ungeachtet so mitge
nommen hätten, daß sie sie nimmer wieder ihr
Höhle hindern würden, indem kein einziger mi
dem Leben davon gekommen wäre. Den übrige
Theil der Nacht hätten sie mit Wegschaffung de
Todten, und er, bey dem Eremiten zugebracht
dem er die ganze Sache gesagt; theils um auf alle
Fall, einen beglaubten Zeugen zu haben, theils da
mit er das Geheimniß nicht weiter entdecken dürfte
und ihn überreden mögte, gegen die Bauren des

Dorfs

orfs, allenfalls auch gegen seine beyden Freunde, ie Hauptperson bey dieser Geschichte vorzustellen.

Dem ohngeachtet fuhr der Einsiedler fort, wäre nicht in Bekanntschaft mit dieser Dame gera- en; aber so viel heftige Erschütterungen konnten cht anders als auf ihre Gesundheit würken. Fr. Branchenard ward viel zu früh von einem todten naben entbunden, und befand sich in der äusser- n Lebensgefahr, Bernhard, gewissenhaft und t, nahm seine Zuflucht zu mir; durch den Ge- auch einiger Arzeneyen, und einer so sorgsamen flege, als sich in dumpfer Luft geben läßt, hat- n wir die Freude, unsre Kranke wieder etwas rgestellt zu sehn; immer waren mir ihre Züge was bekannt vorgekommen, ohne daß ich mir mit ewißheit zu bestimmen getraute, sie sey diejenige rson, die ich in sie suchte; der Mohr, dessen reund ich ohnehin war, erlaubte mir alle Tage seine Höhle zu kommen, und wir waren bald e, einer dem andern unentbehrlich, zufrieden mit s, vergnügt in unserm kleinen Zirkel. Fr. v. ranchenard hatte mich oft forschend angesehn, dlich fragte sie mich, ob ich mich erinnere, eine räulein Durville gekannt zu haben? o ja erwie- rte ich, ich habe diese und eine Fräulein Beau- amp verschiedene Jahre unterrichtet, ich erinnere e den Period meiner Trennung von den beyden lie-

ben

ben Mädchen, ohne innigen Schmerz — ach mei
unvergeßlicher Arnulf rief Fr. v. Branchenard m
aller ihrer natürlichen Heftigkeit, ach ich bin's d
Durville, die eine von ihren mißrathenen Kinder
Wehmuth und Freude veranlaßten hier eine seh
rührende Scene, die unsre Mohren recht aufrich
tig theilten. Fr. v. Branchenard erzählte mir da
auf unverschönert, wie ihre wenigen guten Ne
gungen, und um zwey Jahre zartere Vernunf
sie nicht wie Frl. Beauchamp habe den eingeschl
genen Weg fortwandeln lassen, wie ihr durch da
Betragen und den Vortrag verschiedener Mönch
die Religion lächerlich, durch die Vorurtheile u
bittern Aeusserungen der Tante, alle Vernunftfol
lästig und unerträglich gewordrn sey; wie sie v
Sehnsucht nach Glückseeligkeit und Langeweil
die Gelegenheit die sich zum Zeitvertreib ihr da
bot begierig ergriffen, und in Rosettens Erzählu
gen allen Saamen zu den Fehltritten gesamme
hätte, durch die sie ihre Jugend verunehrte. Her
lich freute sie sich nach dieser Zergliederung, d
Wohlthat Gottes — wie sie es nannte — ihr
Unglücks, und bat mich, ihre Seele und ihre Ei
bildungskraft zu guten Vorsätzen und Handlung
zu stärken.

Eltern und Jünglinge! wir müssen hier d
Eremiten unterbrechen, um eine Pause des Nac
de

nkens zu veranlassen? — was meynt ihr, sollte
ohl die Vorsicht, jeden Erzieher der Sorgfalt,
Mühe, Güte, Ueberwindung, Aufmerksamkeit an
ne Zöglinge spart; durch die Person eines drit-
n ersetzen? sollte wol ein jeder der empfangenen
ermahnungen zum guten erstickt, durch auffallende
egebenheiten oder durch eine Kette drückender
chicksale an die ersten verwischten Eindrücke von
ugend und Frömmigkeit erinnert werden? —
) glaubs nicht, und hoffe ihr versteht mich.

Die Frau v. Branchenard lebte nicht unglück-
h, denn sie war ruhig, sagte der Einsiedler wei-
; man sah daß sie mit Ergebung ihre Gefangen-
haft trug, und der Mohr ließ ihr die Freyheit
glich am Eingang der Höhle freie Luft zu schöpfen,
ch in einem kleinen Bezirk zu spazieren; ich hatte
on oft ein tiefes Nachdenken an ihn bemerkt,
d nahm einst die Gelegenheit wahr ihn deshalb
befragen.

Herr sagte er, ich bin sehr betrübt, und weis
r da nicht heraus zu helfen, meine Gefangene, —
s muß ich ihr und euch glauben — ist so bos-
ft nicht wie ich sie mir denken muste, und da ists
recht von mir, ihr Peiniger zu seyn. Mein Herr
er hat's gesagt, und wie kann ich von dem der
eine Mutter ernährt, und mich groß gemacht hat,
glau-

glauben, daß er gegen seine Schwiegerin, ein ei
gefleischter Teufel ist? Gott verzeih mir, was me
ne Gedancken mir oft eingegeben haben! ich we
mir keinen Rath, helft mir lieber Herr, aus me
nen Zweifeln.

Wenn ihr euren Herrn, wenn ihr euch sell
in der Lage in der jetzt alles ist, morden woltet, –
fieng ich nach einen Augenblick an — Bernha
würdet ihr damit etwas verbessern? wenn eure G
fangene grösseren Theils unschuldig ist; sie wür
nun in beyden Fällen ihren Unterhalt verlieren, u
unglücklicher seyn, wie jetzt in ein oder ander
Betracht. Die Befehle eures Herrn treu erfülle
in so fern sie nicht den Geboten Gottes zuwider la
fen ist eure Pflicht, sein die Verantwortung wer
er euch übels befiehlt; ihr könnt mit gutem Gew
sen, bey allem was ihr bisher gethan habt, ruh
seyn, und immer euren Herrn aus Dankbarkeit li
ben. Ueber Leben und Tod aber, gebietet n
Gott, wenn ihr die Ordnung der Natur zerstör
woltet, um eine Last von euch abzuwälzen, wü
det ihr sie dadurch nur schwerer in eurem Herz
fühlen, als wenn ihr sie getragen hättet. Uebr
gens ists zuverläßig, daß eure Gefangene die G
mahlin eures Herrn, und nicht die seines jünge
Bruders ist, der noch lebt, und eurem Herrn na
dem väterlichen Testament einzig erben soll, wer
eu

r Herr ohne Kinder stirbt. Freylich hat euch
er eine Lüge gesagt Bernhard, um euch zu der
tführung seiner Gemahlin zu vermögen, aber
muste er, weil ihr sie sonst nicht unternommen
tet, und er — nach seiner Frauen damaligen
htsinn — diese für das einzige Mittel ansah,
zu bessern, und ihn von der Schande zu be-
en, die ihm ihre freye Aufführung zuziehn könn-
Ihr wißt selbst Bernhard, wie Gott dies ge-
tsame Mittel gesegnet hat, das übrige müssen
geduldig erwarten.

Aber lieber Herr, unterbrach mich der Mohr,
n ist doch nimmer recht.

Freylich nicht in den Augen Gottes lieber Bern-
, erwiederte ich, aber die Verhältnisse in einer
t, die ihr nicht kennt, zwingen uns an andre
n zu entschuldigen, so bald wir nicht eine bos-
e Absicht darin entdecken, und diese dürfen wir
m Herrn nicht zutrauen, die er in der Höhle
pünktlichste für alle Bedürfnisse ja selbst für
Vergnügen seiner Gemahlin gesorgt hat; da
uch unter vielen aussuchte Bernhard, um sie
m Schutz anzuvertrauen.

So sprach ich den guten Mohren jedes mal
eden, wenn er es nicht mit sich selbst war, eines

Tages kam er mit der Nachricht von seines He
Schloß zu uns zurück, daß die daselbst wohne
Schwiegermutter der Fr. v. Branchenard tödt
krank sey, und sein Herr dort erwartet we
Nun sagt ich guter Bernhard, da kommt ihr
wir alle in der Nothwendigkeit zu Lügen, denn Kl
heit gebietet, eurem Herrn nicht zu verrathen,
ihr mich hieher gebracht habt, und ich hier gew
bin, wenn er, wie das sehr wahrscheinlich ist,
bey euch nach den kleinsten Umständen während
nes Aufenthalts in der Gegend erkundigt; ich h
viele Mühe Bernhard begreiflich zu machen,
die an sich unschuldige Uebertretung der Befehle
nes Herrn, diesem vielleicht nicht so unschu
scheinen mögte, endlich doch, willigte er dri
schweigen, und gab meinen Vorstellungen n
daß er uns durch zu vieles Vertrauen, alle ungl
lich machen könnte. Um nicht überrascht zu
den, gieng ich nicht wieder zu meinen Freun
Nach 14 Tagen kam Bernhard zu mir und sa
er wollte mir nur Nachricht bringen, daß sein
die Fr. von Branchenard ins Schloß führen
wo sie für ein anders Frauenzimmer ausgeg
werden sollte, was er mitgebracht hätte, und
er wieder mitnähme, diese sollte Bernhard A
gen — verschleiert wie sie immer gegangen w
unter dem Vorwand eines Spazierganges
Schloß ins Dorf führen, und seines Herrn

hlin unter eben diesem Schleier zurück aufs
chloß auch da, solten er und seine Mutter sie
wachen. Wie freute sich der gute Bernhard über
Hoffnung daß sich diese Eheleute mit einander
söhnen würden, über die bessere Wohnung der
. v. Branchenard, und die Freyheit die sie ha-
n sollte, unter seiner Aufsicht im Garten zu ge-
n. Neben dem kleinen Pförtchen, fügt er noch
zu, lieber Herr ist ein Loch in der Mauer, durch
l dickes Gesträuch allen Augen verborgen, das
l künftig die Höhle seyn, in der wir uns sprechen
llen. Lebt wohl in ein paar Tagen reißt mein
rr — lebt wohl — denn bringe ich euch Nach-
ht — o ich vergesse nie was ihr mir gutes tha-
— ich bin euch viel schuldig, mögte gerne
iben, und muß doch gehn, lebt wohl, indem
er sich von mir loß, und lief Pfeil schnell davon.

Es ist so natürlich in der Lebensart die wir mit
ander schon über ein Jahr geführt hatten, und
wahrer Freundschaft Glück zu finden, daß ich
hts aufferordentliches darin sah, an Bernhard
e große Bewegung zu bemerken, vielmehr fühlte
mich selbst beym Gedanken an ungewisser Zu-
nft und Verlust eines angenehmen Umgangs sehr
chüttert, jedes so gerne ich noch einmal den
ohnort unsrer sichern Ruhe und Zufriedenheit be-
ht hätte, wolte ichs nicht wagen den Abend hin-

zugehn, um von meinen Freunden Abschied zu n
men, und das war, wie sie aus der Folge sel
werden, sehr gut.

Vergebens erwartete ich den Mohren län
wie eine Woche, er kam nicht; endlich gieng
ins Dorf um etwas von dem was auf dem Sch
vorgieng zu erfahren: man sagte mir, der H
des Schlosses sey wieder nach Hofe, aber sei
Mohren und eine schwarze Frau habe man todt
Walde gefunden; Mein Entsetzen bey dieser Na
richt, ist nicht zu beschreiben, — ich fragte n
Umständen, alle bestätigten diesen Mord; ich
kundigte mich ob eine Dame im Schloß sey,
erst neulich dahin gekommen? man sagte ja;
gleich aber versicherte man zuverläßig, es sey
selbe, die ein gewisser Bauer des Dorfs in sei
Hause gehabt, und eine andre, wäre neben d
Mohren schwer verwundet gefunden und von
paar Mönchen des * * * Klosters aufgenom
und nach dem Frauenkloster gebracht word
Dahin konnte ich nicht gehen, weitere Nachrich
einzuziehen; und diejenigen, die man mir über d
gab was ich erwähnte, waren so widersprech
daß ich Mühe hatte Wahrheit darin zu entdeck

Von hundert Vermutungen geleitet, wuste
nicht einmal ob ich mich dem Schmerz über Be
ha

rds Tod überlassen durfte, oder nicht; die Weh-
uth die er beym letzten Abschied geäußert hatte,
ien mir oft Vorsaz einer Handlung, und das
fühl diejenigen zu verrathen der am Scheidewe-
von Tugend und Laster steht, sein öfteres tiefes
chdenken, erweckte mir manchen Verdacht —
n fiel mir wieder die Treue und Rechtschaffen-
t ein, in der ich Bernhard und seine Mutter
Jahre lang unverbrüchlich erfunden hatte, ihre
geheuchelte Frömmigkeit, der Plaz den er mir in
nes Herrn Garten anwies, und unwilkührliches
hluchsen weckte mich aus meinem versunkenen
chdenken. Ich brauchte viele Tage um mich zu
en, endlich, gieng ich in den Kleidern eines
ttlers, dem Schloß zu.

Ein dickes Weib die sehr versoffen aussah und
h nicht mehr recht nüchtern zu seyn schien, hieß
h in die Küche gehn und befahl, mir etwas zu
en. Je! sagte sie, der sieht abgemergelt genug
s — man kan ihr ja sacht einmal auch einen
fallen erzeigen, geh Trudchen und sag ihr, hier
r so einer, wo sie von ihrer Arbeit anbringen
nte. Trudchen, hatte nicht viel Lust sich um
s Todtenknochen willen wie sie mich nannte, zu
eben, indes watschelte sie auf die wiederholte
innerung der dicken Ursel "es würde ihnen reich-
ch vergolten werden" fort, und kam mit einem

kleinen Beutelchen zurück, den sie mir ins Gesi
warf. Ich hofte, also dachte ich mir etwas auss
ordentliches, und lief so schnell ich's zu thun wag
durfte, mit meiner Eroberung davon. Anfan
fand ich nichts in diesem Beutelchen, als eine kle
Gabe, aber wie ich ihn wieder, und noch w
der umwandte, entdeckte ich eine kleine Oeffnu
daran, die mir den Einfall gab, ihn zu zerschn
den; da sah ich eine zwischen gelegte Stickerey,
eine Gartenpforte neben einen dicken hohen Gebü
vorstellte, in dem ein aufgerolltes Pergament l
der starke Schatten der überall herrschte, sch
Nacht anzudeuten; ich konnte nicht mehr zweif
von welcher Hand dies kam, bewunderte wie R
erfinderisch machte, und freute mich seit vielen W
chen zum erstenmal, des Lebens meiner Freund

Kaum fieng es an zu dämmern, so trat ich
2te Wanderschaft an, brauchte die möglichste V
sicht bey Annäherung des Schlosses um nicht
deckt zu werden, und kam glücklich an den mir
gezeigten Ort; würklich fand ich da zwischen
Mauer und dem Gebüsch ein Pergament was
zu mir nahm, dagegen warf ich in einiger Ent
nung von da ein Schächtelchen über die Gart
mauer, in dem ich hieroglyphisch sagte, daß
ds Pergament geholt hätte und wieder an
nmlich en Ort suchen würde. Fr. von Branchen
h

hte eben diese Zeichen, die wir in ihrer Kindheit
s ein Spielwerk brauchten, zu mehrerer Sicher-
ht in ihrem Briefe genuzt, und dieser — von
en ich die Abschrift bey mir habe sagte Fr. v.
Lugnoi, erzählt uns folgendes.

Ich weis zwar nicht theurer Arnulph ob ich in
einem Leben so glücklich bin sie wieder zu sehn,
er dieses als eine Nachricht von mir in ihre
Hände zu bringen — doch hoffe ich Ihre Freund-
schaft für mich wird kein Mittel unversucht lassen
was von mir zu erfahren, und ich will nach ihrer
Ihre, meine Kräfte auch unter dem tiefsten "Druck
anwenden, und zu Gott hoffen, daß er ihren End-
weck wird gelingen lassen, wenn es Zeit ist."

Es kommt mir vor, als ob alle mein Leichtsinn
ch in einen lebhaften Muth verwandelt hat, seit
y die einzige bin die für mich wirkt; nichts mehr
on der Aengstlichkeit für die Zukunft, die ich ihnen
oft in unsrer lieben Höhle Ursache gab, mir
uszureden. 100 und aber 100 Anschläge wirbeln
urch meinen Kopf, wie ich hier, da dort, han-
eln will, und Furcht ist eine Empfindung die mich
icht quält, ungeachtet ich wohl sehe, daß ich vie-
es fürchten könnte, ich habe so viel gelitten und
in doch eigentlich frölich. Das kömmt ja wohl
eher, weil ich ein gut Gewissen und den Vor-

satz habe es mir zu erhalten. Aber oft, oft den
ich zurück an unsern sichern Ruheort, und daß
mich kan durch den Wunsch versündigt haben, d
Gute was ich da hatte in mehrerer Freyheit zu
nießen; sollte mich Gott wohl bestraft haben, i
dem er mir den kleinern Theil, die mehrere Fr
heit schenkte nach dem ich mich zuweilen sehnte, u
mir das größere Glück die guten Menschen na
mit denen ich umgieng? ich will mir nie wied
unruhig eine Veränderung in meinem Schick
wünschen, die Lehre, habe ich mehr als aus J
ren Ermahnungen, aus dem genommen, was
hatte, und jetzt habe.

Unser treuer Bernhard, kam den Tag, an d
ich aus der Höhle gehen muste, und meldete m
daß ich künftig auf dem Schloß wohnen sollte,
war mir, als wenn ich von allem Abschied nehm
müste, was mir auf Erden lieb war, und wir a
begreiffen nicht wie die Erfüllung unsers leisest
Wunsches uns so betrüben könnte. Der gute Mo
sagte mir darauf seine Plane zu unserm Unterr
dungen und bat mich, ruhig zu seyn, weil ih
sein Herr gesagt, er sollte nebst seiner Mutter d
Aufsicht über mich führen und in seiner Abwese
heit viele Herrschaft im Schloß haben. Kau
hatte ich mich etwas gefaßt, so hörten wir anp
chen — ach! sagte Bernhard das ist gewis me
Her

Herr, verrathe nicht daß ich weiß, Du seyst seine Gemahlin; ich habe ihm nichts gestanden, als das Arnulf erlaubte, es ward noch einmal angeklopft, und beym Anblick meines Gemahls hätte mich beynah alle Besinnung verlassen, ich merkte bald daß ich nicht Ursache hatte mich dessen zu erfreuen, so viel Falschheit verrieh sein ganzes Betragen. Er, der Urheber meines Unglücks, stellte sich äusserst bestürzt, mich da anzutreffen; wie — sagte er, indem er mich in gebrochenen Latein anredete — ist es wahr daß ich so glücklich bin, nach vielen vergeblichen Suchen und geweinten Thränen, sie hier anzutreffen theureste Nanette, oder trügen mich meine Augen?

Es ist nur zu wahr erwiederte ich, daß die Gemahlin des Hrn. v. Branchenard nach den schrecklichsten überstandenen Gefahren, schon über ein Jahr in diesem unterirrdischen Aufenthalt zugebracht hat — verzeihen Sie mein Herr, daß die lange Entfernung von allen Lebendigen nicht zuläßt mich ihrer plötzlichen Erscheinung zu erfreuen, wie ich sollte.

Mein Gemahl äusserte eine Zärtlichkeit und ein Vergnügen was mich gänzlich getäuscht haben würde, wenn ich ihn und seine Handlungen nicht genau kennte, ich zwang mich so gut ichs vermogte zu ei-

niger Verstellung, und entschuldigte meine Kält
damit, daß ich hier eine weit ernsthaftere Den
kungsart angenommen hätte.

Hr. v. Branchenard befahl unserm Bernhard
seinen Wagen und was darin wäre aufs nächst
Dorf zu führen, alsdenn den Wagen, wieder au
denselben Platz zu bringen, wo er ihn anträfe
Das übrige, was er im Wagen vorfinden würde
im Dorf zu lassen, den Packen aber der darin läg
heraus zu nehmen, und ihn gleich in die Höhle z
tragen so bald der Wagen da wäre, wo er ihn er
warten sollte.

Während der Mohr diesen Auftrag ausrichtete
ersuchte Hr. v. Branchenard die Alte sehr höflic
uns allein zu lassen. "Sie fragte naiv, ob si
"auch in seiner Gegenwart verschließen sollte?" e
sah sie mit einem drohenden Blick an, und antwor
tete, sie sollte sich weder solche Fragen noch Ge
danken unterstehen ihn einzusperren.

Er fieng darauf an, mich höchlichst zu bedau
ren, zugleich erkundigte er sich so genau und fei
nach allem was ich in der Höhle gemacht hatte, da
es eine wahre Kunst war, sich in nichts zu verra
then was man ihm verbergen wollte; ich fürchtet
immer die Reihe würde auch an Brigitte kommen

doc

ch da gab Gott daß seine spitzfindige Klugheit, zur
infalt ward.

Endlich kam Bernhard zurück. Hr. v. Bran-
enard nahm ihm den Packen ab den er trug, und
t mich die Kleider anzulegen die er enthielt, um
ie er sagte bis auf das geringste Andenken meines
aurigen Aufenthalts von mir zu verbannen; ich
rsprach es zu thun, und bat ihn sich während der
eit zu entfernen, er willigte endlich darin, und
h nahm, von Vorsicht getrieben, die Gelegenheit
ahr, mich zwischen dem Futter meiner Kleider
it den Nothwendigkeiten zu versehen, die ich auf
lle Fälle am ungernsten entbehrte. Farben, Sei-
e, Pergament, meine Juwelen u. s. w. Brigitte
atte ich zu mir rufen lassen, schärfte ihr Ver-
hwiegenheit ein, und wies ihr an, was sie mir
achbringen sollte, wie sie könnte, denn mir wars
hon angekündigt, daß ich die Höhle gleich verlas-
n solte. In der That, kam Hr. v. Branchenard
chon zu mir, ehe ich völlig angekleidet war und
errieth überhaupt einige Unruhe, bis ich mit ihm
llein im Wagen war.

Bernhard, dem mein Gemahl wie er uns bis
ahin begleitet hatte zurief, er solte nun ja seine
Befehle pünktlich erfüllen, gieng dem Dorf zu. Er
nd die Alte Brigrite, heulten laut wie ich sie ver-
lies,

lies, und mir, die ich die Thränen so viel ich kon
verbiß, hätte das Herz in Stücken zerspringen mö
gen, als ich von Hr. v. Branchenard geführt au
der geliebten Höhle gieng.

Endlich, meine ewig theure Gemahlin sagte Hr
v. Br. da wir einige Augenblicke allein gewesen wa
ren, endlich kann ich sie wieder mit alle der Liebe um
armen die ich gegen sie hege, nachdem ich glücklic
genug gewesen bin, sie den Händen eines Böse
wichts zu entreissen, der sie in einem Aufentha
des Schreckens verbannt hatte. Erlauben sie mi
daß ich ihrem feinen mitleidigen Gefühl seinen Na
men verberge; es ist genug daß Sie gerächt wer
den sollen.....

Ach mein Herr fiel ich ihm in die Rede, ic
fordre keine Rache — mein Unglück ist eine Wohl
that gewesen; es hat mich von meinen Fehlern ge
bessert und mich beynah gänzlich verwandelt.

Hr. v. Br. stutzte etwas und ich bemerkte, da
er Mühe hatte, ein mitleidig spöttisches Lächeln z
unterdrücken; er fuhr aber gleich im vorigen To
fort, meine Vollkommenheiten zu preisen, und sagt
weiter; es ist meine Pflicht schönste Nanette, si
gegen jede Beleidigung zu schützen und den Verrä
ther zu bestrafen, der sich so weit an sie vergieng
da

ß er sie durch seinen Mohren entführen und in
Gefangenschaft halten lies. Ich würde meine höch-
e Glückseligkeit darin finden, sie triumphirend mit
ir nach Hofe zu nehmen, allein die Bestrafung
s Böswichts erfordert, daß ihre Entdeckung noch
ne kurze Zeit verschwiegen bleibe. Während ich
einen Plan ausführe, muß ich sie bitten, sich in
einem Schloß aufzuhalten, wo sie nach mir, ein-
g zu befehlen haben. Indeß erfordert eine nöthige
orsicht, daß sie nur zu gewissen Stunden und in
herer Begleitung, immer nicht weiter als im
arten gehn, ausserdem in ihren Zimmern ver-
hlossen bleiben, und niemand sehen, als die ich
nug kenne um ihnen die Beschützung ihrer kostba-
n Person, anvertrauen zu dürfen.

Mein Herr sagte ich, ich unterwerfe mich ihren
efehlen sehr willig, um desto mehr, da die Ge-
ohnheit mich in der Einsamkeit ernsthaft zu be-
häftigen, mich gar nicht geneigt macht in der
rstreuung eines Hofes zu leben.

Ich bitte sie Madame, sagte Hr. v. Branche-
rd, lassen sie uns von dem nicht reden, was
h zu seiner Zeit finden wird, in einem schwan-
nden Ton; der mich fürchtend machte, die Em-
indung der Bitterkeit die er hegte, würde ihn
erwältigen; ich hütete mich daher aufs sorgfäl-
tigste

tigste mich auf ähnliche Art zu äussern, da ich ei
mal unwiederbringlich in seinen Händen war: E
sah einige Zeit nach der andern Seite, und i
schwieg; da fieng er wieder an. Es hat mir u
sägliche Mühe gekostet schöne Nanette, ausfünd
zu machen, ob und wo sie lebten, und es wür
mir nie gelungen seyn, davon etwas zu erfahre
wenn ich nicht während meines hiesigen Aufenthal
vor ein paar Tagen, auf einen Spazierritt d
Mohren angetroffen hätte, der sie bewachte. M
Vater kaufte ihn, und ich selbst habe ihn ne
seiner Mutter dem Bösewicht geschenkt, der i
zum Werkzeug ihrer Quaal gemacht hat. Ich f
ihn auf einem Abwege gehen, und belauschte i
daß ers nicht bemerkte; plötzlich rief ich ihm
wohin? der Kerl erschrocken, mich nicht weit v
seiner Höhle zu sehn, folgte mir ruhig bis ins nä
ste Dorf; vermuthlich um mich desto sicherer v
Wege zu bringen, hier ließ ich ihn durch me
Bauren mit Gewalt aufs Schloß führen. N
und nach gestand er mir alles, und ich vermo
ihn durch Geschenke dahin, mir seine Gefang
zu überlassen, wenn ich finden würde wie ich v
muthete, daß sie die Gemahlin wäre, die ich v
lohren hätte. Gestern folgte ich dem Mohren
den Fuß, damit er mir nicht entwischen, und
die mir unbekannte Höhle nicht verfehlen mög
in der ich endlich so glücklich war, sie zu finden.

Ich wagte noch einmal zu sagen, daß ich den Gehorsam gegen meines Gemahls Befehle genau beobachten würde. Hr. v. Branchenard antwortete mir noch so ziemlich natürlich, er würde meine Gefälligkeit gewiß erkennen.

So gut des Hrn. v. Branchenard Erzählung auch ausgesonnen war, so war es mir doch nicht möglich, dieses nicht gar zu gut zusammenhängende Gebäude, für etwas anders zu halten, als offenbare Lüge. Von Ihnen, wenn ich auch Bernhard nicht hätte trauen wollen, wuste ich, daß er in meines Gemahls Dienste stand; ferner, daß die Höhle die er von Jugend an kannte, in seinem Gebiet lag, und daß ich ohne seine Anordnung nie könnte dahin gekommen seyn. Doch, ich ließ mir dieses und die Veränderung meines Gefängnisses gutwillig gefallen, ob ich gleich anfänglich zweifelte, daß ich wirklich die Freyheit haben würde, die Herr von Branchenard mir ankündigte, und die mir bisher gelassen ist.

Einer abscheulichen Person, hat er die Aufsicht über mich anvertrauet, und einer etwas weniger abscheulichen, aber wie es scheint noch bösartigern, die eben so lang und hager, wie jene dick ist; beyde sehe ich selten, weil ihnen bey mir die Zeit lange wird, und da ich dadurch Einsamkeit erhalte, suche

ich

ich sie ihnen nie zu vertreiben, als wenn mich da
Bedürfniß Menschen zu sehn so weit hinreißt, da
es mir gleichgültig ist, wen ich um mich hab
wenn's nur jemand ist. Doch hüte ich mich, mi
diesem Bedürfniß in so schlechter Gesellschaft
überlassen, lieber Arnulph, denke zurück an R
sette, und fürchte immer, daß mir elende Me
schen durch Gewohnheit, erträglich werden könnte

Ich hoffe nun schon eine Woche lang verge
lich, auf den guten treuen Bernhard, und sei
Mutter — es gehört doch viel dazu, ihre u
der braven Mohren Abwesenheit, und solch ein
Abschaum des Menschengeschlechts, wie diese be
den Weiber zu ertragen; ob ich es gleich als ei
geltende Wahrheit annehme, daß ihnen Herr v
Branchenard in meiner Gegenwart sagte, ich hät
in meinen Zimmern über sie, wie die Frau vo
Hause zu befehlen; und sie daher völlig wie mei
Untergebene behandelte. Es soll hier noch ei
Tante des Hr. v. Branchenard im Hause seyn, d
die Wirthschaft führt, nachdem seine Mutter to
ist; sie hat einen so sanften Gang, so angenehm
ruhige Manieren, so viel ich von meinem Fens
herab gesehen habe; suchen Sie doch mein best
Vater Arnulph, ob sie nicht mit ihr in Bekann
schaft kommen können; ich habe eine Arbeit ang
fangen, die mir hoffe ich, Nutzen bringen so

Got

ottlob daß ich Mahlen und Nähen kann! Ganz wiß suchen Sie mich hier, ganz gewiß als ein mer Mönch, oder als Bettler.

Von der Gartenseite ist eben ein solches Ge- sch vor der Mauer, wie sie ausserhalb des Gar- s haben soll; gerade über die Stelle wo Sie die- finden, aber 2 Ellen hoch von der Erde, ist die auer inwendig sehr eingefallen, ich hoffe es ge- zt Ihnen lieber Arnulph, von aussen eine Oeff- g in dieser Stelle zu machen, wo Sie und ich as hinein legen können; bringen sie mir etwas gament und Farben, mein Vorrath geht zu de. Ach wenn ich doch erst Sie und meine Moh- wieder hätte! Indes beten Sie für mich, und gen für mich so viel Sie können.

Die Herzogin Mathilde und Fr. v. Rougnol n diesen Brief nicht, ohne über das Eigenthüm- e des Leichtsinns ihre Bemerkungen zu machen; hielten ihn, für eine unversiegbare Quelle des ßes im Unglück; und glaubten, daß wenn der nsch die Mühe nehmen wollte, die Fehler zu essern, die in seinem Gefolge sind, der Leicht- n an und für sich, ein weit angenehmers edlers chenk des Himmels wäre, als das tiefe schwer- ige Nachdenken, was doch am Ende, die ckfale des Lebens, auch muß ihren Gang gehen en.

Nun meine liebe Rougnoi sagte die Fürst
wie gieng es weiter?

Ich fieng, fuhr der Einsiedler fort, nach Les
dieses Briefes an, so schlecht von dem Hr. v.
zu denken, daß ich von da an, ihm nicht Unr
zu thun glaubte, wenn ich den Mord des Moh
auf seine Rechnung setzte; tausendmal verdroß
mir, daß ich nicht Mittel angewandt, Fr. v.
von der Höhle aus seinen Händen zu entziehn,
mich mein gutes Zutrauen getäuscht, und den
men Bernhard verderbt hatte, den ich gewiß h
retten können. Doch hielt ich's am besten,
Fr. v. Branchenard weder von meinen Muthm
fungen, noch vom Schicksal des Mohren, etw
zu sagen; dagegen erfüllte ich ihre Aufträge,
wir schrieben uns beynah 6 Monate, durch H
der geöffneten Mauer, ohne daß ihre Verfass
sich in irgend etwas änderte.

Während der Zeit, besuchte mich einmal ei
meiner Freunde, aus dem *** Kloster, den
lange zu sehn gehofft hatte; ich erkundigte mich
ihm nach den im Walde gefundenen Todten;
rade er, war einer von den Paters gewesen,
sie angetroffen hatten, er hatte mich besuchen w
len, als ihr der Anblick von drey todten Mense
und einer verwundeten Person mit Schrecken erf

Sein Gesellschafter und er, hatten den Frauen-
mer Hülfe aus dem Dorf geschafft, und sie ins
chste Kloster gebracht; mein Frennd hat dieses
auenzimmer oft gesprochen, es ist dieselbe Ro-
e die der Fr. v. Branchenard Cammerjungfer
oesen, und mit ihrem Gemahl nach ihrer Ent-
nung sehr vertraut gelebt hat. Herr von Bran-
nard brachte sie durch allerley Vorspiegelungen
diese Gegend, und wie sie auf seinem Schloß
r, von einer Gefangenschaft in die andre. Kurz
der Mohr kam, sie aus der Bauernhütte zu ho-
, hörte sie daß Hr. v. Branchenard einem seiner
te gesagt hätte, "fehlst du Kerl, so ist es mit
r aus, wenn wir uns wieder sehn," ein 10 bis
jähriger Junge der hinter des Hr. v. Branche-
d Wagen angelaufen war, hatte diese Worte
ört; den, dem sie gesagt wurden, nach den Wald
sprengen sehn, und war noch ganz erschrocken, in-
n er gelaufen kam, und das erzählte. Zugleich
icherte er, den Herrn der das gesagt, sehr gut
ennen, er habe ihm in diesen Tagen mehr als
nal einen Peitschenschlag versetzt, wenn er ihn
ein Almosen gebeten, es sey kein andrer ge-
en, wie der Fremde.

Rosette war angst und bange geworden, nie-
nd achtete auf die Erzählung des Knaben, aber
fürchtete ihren Herrn, und fragte dem Knaben

die kleinsten Umstände ab. In seiner Beschreibu
erkannte sie so wol Hr. v. Branchenard als ei
seiner Bediente. Sie sagte dies alles dem M
ren, aber weder sie noch seine Mutter konnten
bewegen, einen andern Weg zu nehmen, als
ihm vorgeschrieben war; er hatte so wenig an
setten glauben wollen, daß Rosette ihn für ei
Mitverschwornen wider sie ansah, zumal da er
aufs äusserste antrieb, das Bauernhaus zu
lassen, indem doch der Wirth — ein Leibeig
des Cammerherrn — sich ohne andre Hülfe n
einmal zu ihrem Beschützer aufwerfen durfte.

Rosette war nicht weit im Walde gekomm
als sie einen Schuß hörte, kaum sah sie den M
ren niedersinken, und hörte ihn noch ein schwa
"Gott verzeih ihm" ausruffen, als ein zwe
Schuß die bey ihren Sohn hingefallne Moh
im Kopf traf; sie sah einen grossen Hund, den
Mohr immer bey sich hatte, ins Gebüsch
zen, und hörte im nehmlichen Augenblick, e
dritten Schuß, der sie in der rechten Schulter
und vermuthlich auch getödtet hätte, wenn sie
wäre gefunden worden.

Warum fragt hier mancher, muste denn
brave Mohr und seine Mutter umkommen?
Rosette erhalten werden? weil wir uns, bey

emählden die wir aufstellen, nicht gerne mehr
s nöthig, von der Wahrheit entfernen, und im
ben selten derjenige am glücklichsten ist, der es
n meisten zu seyn verdient. Der Mohr, hätte
elleicht mit edlen Absichten unter einem solchen
ebieter, einmal sehr strafbar werden können;
r glücklichere unglücklich, würde vielleicht Wohl-
ten der Vorsicht, noch mehr misbrauchen, als
jenigen die sie schon hier besitzen. Zufrieden
t der Gewißheit, daß in uns selbst Kraft liegt,
ter allen Umständen glücklich durch uns selbst zu
n, solten wir nie fragen, warum ist dies so,
es nicht anders? unergründliche Verhängnisse
lten uns blos an höhere Bestimmung erinnern.

Der Hund des Mohren, fuhr der Einsiedler
t, hat wahrscheinlich dem Hrn. v. Branchenard
en wesentlichen Dienst erzeigt, indem er dem
örder die Kehle ausgerissen, und ihn jämmerlich
fleischt hat; indeß fürchte ich, er wird von der
twickelung dieser Begebenheit, Nachricht ein-
ogen haben, und man darf vielleicht nicht länger
neue Gewaltthätigkeiten von ihm sicher seyn,
auf den Augenblick wo er sie auszuführen
Stande ist. Hören Sie einen Brief von
r Frau von Branchenard den ich mir gestern
lte.

Gott erbarme sich meiner! lieber Arnulph
Ha, kaum habe ich das Herz mich umzusehn –
doch es war ja nichts, und das Weib war beso
fen; aber entsetzlich war es doch, wie es mich e
griff; und möglich, daß sie die Wahrheit sagt
möglich, daß ich in einigen Tagen nicht mehr bi
wenn sie nicht übermorgen Abend um 10 Uhr, d
Oefnung in der Mauer können so groß gema
haben, daß ich durchschlupfen kann, und mich de
wegbringen, und retten, wohin? wie? das gie
Ihnen Gott gewiß ins Herz, der mich ja schon
lange sichtbar beschützte.

Die dicke Ursel, und die hagere Trudchen,
seit einiger Zeit auch säuft, liegen da, und schl
fen ihren Rausch aus. Schon zur Mittagsz
waren sie etwas betrunken, ich gab ihnen noch
paar Gläser Wein mehr, um sie beredt zu mach
ich konnte den Wunsch zu wissen, was aus mein
guten Bernhard geworden war, nicht widerstehe
und fragte die Weiber nach ihn, wie ich sie s
guter Laune sah.

Das weis ich nicht, stammelte Ursel, m
sagt er sey todt; aber ich weis es nicht, es w
ein guter Junge.

Nicht? fieng Trudchen an, nicht? — s
einmal hin! seh einmal! da steht er; — sieh

blutet! todt ist er; der Spitzbube! ja droh du
n: du schwarzer Hund; — warum hast du ge-
gt daß mein Sohn gestohlen hätte? — aber
s Köter der, daß der Vinzent die Gurgel aus-
ssen muste — und die Tante daß sie mir den
ft verschüttete; — ja! sonst wärst du lang bey
nen Bernhard, indem hielt sie mir, mit grin-
den Lachen die geballte Hand vors Gesicht; und
zte mit der andern nach der Wand, siehst ihn
hl? siehst ihn? Ha, die alte Hexe die, Ha,
k mich nicht Weib — nimm sie, du mit der
allenklaue; mich nicht — wart; wart; Nant-
n soll auch erst ihren Theil haben — Hu wie
packst. Teufel! Teufel! Teufel! schrye sie,
d stürzte über einen Stuhl zu Boden, indem sie
hinter mir zu verbergen suchte. Alles was ich
nen da so kurz sage, mit meinen Bitten ruhig
seyn, und Ursels zwischen Reden mancher Art,
uerte über eine Stunde; es ist die fürchterlichste
ines Lebens gewesen, aller grausenvoller Auf-
tte ungeachtet die ich ja erlebte, und mein Glück
ß Gedanke auf selbst Erhaltung mich zerstreut.
, oft schaudert mich doch umher zu sehn. Ich
chtete Trudchen sey todt gefallen, aber sie schläft.
sel soll zu Abend noch mit mir in den Garten.
bermorgen! — Gott errette mich. Abends 10
r hoffe ich auf Sie, beten Sie für die arme
anette.

Ey! sagte mein Mann, da komme ich ja
rechter Zeit einen Ritterdienst zu erzeigen. D
war gestern, morgen Abend also, um 10 Uhr,
lieber Vater weisen mir den Weg, und ich beso
das übrige, sind Sie hier im Lande sicher so bl
ben Sie, wenn das nicht, und mir kömmt es
vor, als könnten sie einer Gefahr ausgesetzt sey
so folgen Sie mir, auf meinen Gütern findet s
gewiß ein Platz für einen so braven Mann.

Der Eremit sagte, er sey nicht aus Mensch
Haß, sondern aus Klugheit Einsiedler, und dal
nicht abgeneigt das Anerbieten meines Gemal
anzunehmen, bis in der Gegend seines Aufenthal
die Nachforschungen des Hrn. v. Branchenard ni
mehr zu fürchten wären, denen wahrscheinlich nich
entgehn würde, was er seiner Rache werth fän
Hr. v. Rougnoi, fuhr seine Gemahlin fort, brac
mich darauf nach eben dem Kloster, in dem D
sette noch krank war, zu seiner Cousine die Aebt
sin desselben ist; redte mit ihr das Nöthige für i
Aufnahme der Fr. v. Branchenard ab, und t
alle Anstalten um sie uns am folgenden Abend e
zuhändigen.

Fr. v. Branchenard, hatte von ein paar Tag
her ihren Wein Vorrath wieder aufgespart, u
denselben an dem entscheidenden Abend mit in d
Ga

garten genommen. He! Ursel! he Trudchen! rief
e ihren Begleiterinnen zu, heut wollen wir uns
nmal eine rechte Lust machen, wir wollen die Nacht
ey der Weinflasche einbrechen sehn, und wenn
h nur wüste, daß niemand uns belauschen könnte,
h wollte auch eins dabey vorspielen und vorsingen.
omm Trudchen wir wollen erst den Garten recht
nau durchsuchen, und denn verriegelst du alles
cht fest, den Zugang nach meiner Stube ausge-
mmen; so machte sich Fr. von Branchenard die
ummheit und Leidenschaft ihrer Aufseherinnen
nutze, bis sie unvermögend waren den Rasen zu
rlassen, auf dem sie sassen, ohne nieder zu tau-
eln; mit heftigen Herzklopfen hörte sie während
res Spiels an der Mauer arbeiten, und mit be-
nder Stimme, sang sie immer lauter, um den
Beibern dies Geräusch zu verbergen. Endlich
ard es stille, da warf sie schnell die Harfe hin,
nd suchte ihre Rettung an der Mauer. Hr. v.
ougnoi und Arnulph, brachten sie glücklich durch
e gemachte Oeffnung und ohne alle Hinderniß ins
loster. Mein Mann, der Einsiedler und unsre Be-
enten, kehrten darauf bey einem Edelmann in der
achbarschaft ein; ich hergegen blieb ein paar
age bey der Aebtissin, wo Fr. v. Branchenard
nsre Neugierde durch manche Erzählungen befrie-
gen mußte; auch ward dort eine Lücke in den
achrichten des Eremiten ergänzt, indem wir

unter den Kostgängerinnen die Dame antraffen der Fr. v. Branchenard in ihrem ersten Briefe er wähnt, und die Arnulph vergeblich im Schlo aufsuchte, weil sie, noch ehe er Nachricht von ih erhielt, einen Verdacht auf Trudchen geworfen ihre Sachen durchgesucht, und nachdem sie ihr verschiedene Pulver weggenommen die sie für Gi ansah, ihre Sicherheit in diesem Kloster gesuch hatte.

Nun; sagte die Herzogin, als sie merkte da Fr. v. Rougnoi ihre Geschichte vollendet hatte, d Begebenheit sieht einem Roman gleich, wie ein E dem andern.

Fr. v. R. Ganz gewis gnädigste Fürstin, dar um haben wir auch den Einsiedler als einen Bü gen ihrer Wahrheit mitgebracht.

Herz. Den muß ich freylich nicht sprechen; d Durville und einen guten vernünftigen Gedanken das kann ich so recht nicht reimen.

Fr. v. R. Sicher Ewr. Durchlaucht hat s sich sehr zu ihrem Vortheil verändert, und wen sie bleibt wo sie ist, kann sie immer gut seyn.

Herz. Wenn sie das wünschte, ich würde il Schicksal auf alle Weise erleichtern.

Fr

Fr. v. R. Daran habe ich nicht gezweifelt; ...ser Plan ist, Fr. v. Branchenard im Kloster zu ...ssen, wo sie sich, nach so viel erduldeten Uebeln ...hr glücklich fühlt, und sich in den besten Händen ...ht. Aber gnädigste Fürstin, der Cammerherr ... in der That ein gefährlicher Mann, wollen Ewr. ...urchlaucht nichts von Ihrem Ansehn verwenden, ...n ihn zu entfernen?

Herz. Von meinem Ansehn Kind? mein Ver...nd und meine Aufrichtigkeit, wiegt seine Ränke ...cht auf; Branchenard ist ein böser Schaden, den ...an nicht schneiden darf; weil man ihn nicht mit ...r Wurzel ausheben kann — und denn liebe ...ougnoi nehmen Sie den Cammerherrn weg, und ...tzen seine Frau mit ihren gemachten Erfahrungen, ...n seine Stelle; was ist dadurch gebessert?

Fr. v. R. Gnädigste Fürstin, es ist den Crouss...s angebohren die Wahrheit zu sagen, habe ich ...ch die Erlaubniß sie so ganz ungeschminkt vorzu...ingen?

Herz. Die wohlthätige Erlaubniß nehme ich ...e zurück. —

Fr. v. R. Ewr. Durchlaucht sind so sanft, so ...t — freylich hat die Durville meine gnädige Für...

Fürstin in hohem Grad beleidigt, und ihr Mi
trauen verdient; doch widerspricht der Zweifel
ihrer Besserung, Ewr. Durchlaucht ganzen De
kungsart, die sonst den Freund und den Feind oh
Vorurtheil ansieht.

Herz. Nach einer Weile. Du hast recht lie
Rougnoi. Der Wunsch Fr. v. Branchenard hi
nicht wieder zu sehn, macht mich unbillig; au
gegen Sie muß ich, will ich gerecht; will i
seyn, wie gegen andre — was wäre Verzeihu
wenn ich einen Groll wieder sie hätte; du sollt ni
mehr Gelegenheit finden, mich ihrentwegen an m
selbst zu erinnern.

Fr. v. R. und Fr. Branchenard, gnädige Fü
stin, muß nie Gelegenheit finden, Ewr. Dur
laucht einen trüben Augenblick zu verursachen. R
nie wider diesen Hof sehen, ehe sie zu häßlich i
um zu gefallen. Bey allen ihren Vorsätzen, mö
ihr leicht eine Versuchung zu schwer werden, we
erst die Zeit das Andenken ihrer Leiden, ein bi
chen geschwächt hat.

Die Unterredung der Herzogin und der Fr.
Rougnoi, dauerte wahrscheinlich nicht so lan
wie unser Capitel, indeß haben wir es aus Lie
zu unsern Romantischen Lesern nicht so oft unt
bi

echen wollen, wie die Damen vielleicht, die Erzähng aus Klugheit abkürzten, und wieder anknoten. Man fieng dem ohngeachtet schon an, sich n ganzen Hofe von den geheimen Unterredungen i Cabinet der Herzogin etwas ins Ohr zu raunen, ie auf einmal folgende Begebenheit allgemeine Auferksamkeit auf sich zog, und zu sehen verhinderte; ß das Geheimniß von dem sie eine Würkung war, t ihrem Ausbruch völlig verschwunden sey.

5. Capitel.

icht so wohl für, als von allen Ständen etwas.

Ich wollte mich wohl dafür verbürgen, sagte die Herzogin einst zu ihrem Gemahl, daß ihr Liebn eine Schlange in ihren Busen nähren.

Herz. Das wohl! mehr wie eine vielleicht?

Herzogin. O! es giebt ihrer von mancher Gatung; aber wenn ich ihr Liebten von einer Natter freyte, die absichtlich ihren Gifft ausbreitet, so el sie kann.

Herz.

Herz. Eine solche That würde meine Verbin
lichkeit verdienen.

Herzogin. Aber die Schlangen entschlüpf
leicht der Hand, die sie erhaschen will; ich m
der ihrigen gewiß seyn, ehe ich weiter rede.

Herz. Meine Gemahlin weis, daß man ke
Verbrechen bestraft, ohne es zu kennen.

Herzogin. Wie verfahren Ewr. Durchlauc
gegen einen Straßenräuber.

Herz. Ich laß ihn hengen.

Herzogin. Einen Mörder? einen Gifftmischer

Herz. Er wird bestraft wie ers verdient.

Herzogin. Ohne Ansehn der Person?

Herz. Auf mein Fürstliches Wort.

Herzogin. Nun so ertheilen Ewr. Liebten d
Verhaft, Befehl wieder Ihren Cammerherrn.

Herz. Branchenard?

Herzogin. Wider ihn.

Herz. Meine Gemahlin seine Anklägerin?

Herzogin. Auf guten Gründen; Verhaft; orgen reißt er, und entwischt.

Herz. Reißt er?

Herzogin. Ganz gewiß; denn er fürchtet die alle.

Herz. Und wenn er unschuldig ist?

Herzogin. Soll ihm meine Entfernung Genugthuung schaffen.

Herz. Branchenards Verhaft sey erkannt.

Die Herzogin schellte, und der Herzog wiederholte dem Hr. v. Rougnoi, der im Vorzimmer die Wache hatte, und auf dies verabredete Zeichen herein kam, die Worte. Branchenards Verhaft sey erkannt.

Hr. v. Rougnoi säumte nicht, und sorgte dafür, den Cammerherrn so gut zu schliessen, daß ihm nichts übrig blieb, als nachzudenken, welcher unter seinen Bosheiten er diese Strafe zu danken habe? er konnte nach reifer Ueberlegung im geringsten nicht zweifeln, daß er schon wieder von seiner entwischten Gemahlin übertroffen sey, und schwur Ehe, nicht allein Ursel und Trudchen den Tod, so wild er wieder frey kommen würde, sondern Mord

und

und Brand, dem Kloster das sie aufgenomme
und gegen seine bisherigen Anschläge beschützt hatt
Hr. v. Branchenard dem es in die Seele verdro
daß er sich nicht 24 Stunden früher aus dem Sta
be gemacht hatte, war daher nicht wenig bestür
als er am folgenden Morgen zur Verantwortu
vorgeführt ward, und den alten edlen Abt v
Morigni wider sich auftreten sah.

Dieser ehemalige Beichtvater des Herzogs v
Burgund, war dem Hrn. v. Branchenard lan
anstößig gewesen, er hatte daher gesucht ihn a
eine gute Art loß zu werden, und diese nicht bes
finden können, als indem er ihn bey einer klein
Reise überfallen ließ. Die Begleiter des Ab
wehrten sich so tapfer, daß sie die Räuber verjc
ten, und einen von ihnen ergriffen. Der Abt li
ihn binden und mit sich führen, der Kerl ward ab
noch ehe der Abt zurück nach Hof kommen konn
sehr krank, und bat den Abt flehentlich seine Beic
zu hören. In dieser gestand er ihm, daß er a
ein Vertrauter des Cammerherrn gedungen gewe
sey, ihn zu ermorden; und daß dieser, sich dur
ihn habe an einer gewissen Stelle mit einer ansch
lichen Quantität Gifft versehen lassen. Der A
hielt es nach dieser Beichte nicht rathsam, wied
nach Hof zurück zu kehren, sondern gieng in
Kloster, wo er jedermann unbekannt lebte, n

ht der Herzogin Mathilde, der er Nachricht von sem Vorfall und seinem Aufenthalt gab. Hr. Branchenard, war damals eben aus Touraine der gekommen, und in so grossen Ansehn beym rsten, daß niemand wagte, ihn dieses Unter- mens zu beschuldigen, da der gute Abt selbst s nicht einmal zu thun getraute. Indes hatten nach und nach sehr viele wider den Cammer- rn verschworen, und die Herzogin hatte den überredt, sich an die Spitze aller dieser Be- igten zu stellen.

Zum Unglück für Hr. v. Branchenard, war gedungene Mörder am Leben geblieben, auch den sich viel andre Zeugen, mehr verübter Bos- en. Der Name des Herzogs war oft zu schlech- Handlungen von seinem Cammerherrn gemis- ucht, und nichts war vermögend ihm den ver- kten Kopf zu retten, den er nach einem Proceß drey Monaten öffentlich hingeben muste.

Als diese Sache entschieden war, gewann es Burgundischen Hofe ein ganz anders Ansehn; nand traute sich Branchenards Bahn zu wan- , und jeder gieng den geraden Gang der Red- eit; der Tod seines Lieblings, hatte dem Her- so vieles entschleiert, daß er gegen alles mis- tisch geworden war, was ihn hätte verleiten

 können,

können, sich den Meynungen eines andern zu übe
lassen; er sah selbst, hörte selbst, ließ sich n
allen Classen seiner Unterthanen gelegentlich in e
genaues Detail über ihre Verfassung ein, und w
diese merkten, daß es dem Fürsten um Wahrh
zu thun sey, erfuhr er deren so viele, daß es ih
eine leichte Arbeit ward, seine Burgunder sehr glü
lich zu machen. Er betrachtete das Glück des Vol
als sein Werk, und sein für Empfindung geschä
nes Herz, liebte das Ganze, wie es vorhin ei
zelne Gegenstände geliebt hatte.

Die Burgunder fühlten, daß sie geliebt wu
den, es sagte es ihnen nicht nur der freundlic
herzliche Blick des Fürsten, es sagte es ihnen me
noch, die Güte die jedem den Zutritt verstatte
selbst untersuchte, und wenn's sonst nicht geschehe
könnte, wahrem Bedruck eben so sicher aus eign
Mitteln hinreichend abhalf, als der Herzog un
neigt war zur Verschwendung zu reitzen.

Der Herzog der auf dem Punkt gestanden hat
gehaßt zu werden, ward enthusiastisch geliebt; v
ihm angeführt, unterschieden sich überall die br
ven Burgunder, und wenn der Fürst je persönl
ihres Beystandes bedurft hätte, würden sie de
der ihnen so viel gab, gerne mit dem letzten Blut
tropfen, den letzten Heller aufgeopfert haben; al

Herzog führte auch über Einnahme und Aus-
e die Aufsicht, und er war immer reich, unge-
tet der Hof von seinem Glanz nichts verlohren
te, als einigen lästigen Ueberfluß.

Der Herzog hatte so wohl die Begebenheiten,
den Aufenthalt der Fr. v. Branchenard erfah-
; aber er rechtfertigte die Furcht seiner Gemah-
auf keine Weise, indem er entschied, daß sie
t wieder am Hof erscheinen sollte. Nach eini-
Zeit schlug er seiner Gemahlin vor, ihr ein
haus zu schenken, wo sie gemächlich drinn le-
könnte, die Herzogin willigte sehr gerne in die-
Vorschlag, und Fr. v. Branchenard brachte
ieser Wohnung mit dem Einsiedler und der Tan-
ie ihr das Leben gerettet hatte, ihre Zeit sehr
nehm zu. Besonders da Mathilde immer für
reichliches Auskommen sorgte, und sie selbst
Mühe anwandte durch ein dauerhaft gutes
agen die Freundschaft ihrer Nachbarn zu ge-
nen und die widrigen Eindrücke gänzlich in ihr
rtilgen, die ihre erste Erscheinung in der grossen
in ihr hervorgebracht hatte.

Die Herzogin von Burgund war und blieb eine
glückliche Prinzeßin, die sich immer mit Be-
ung und Vergnügen daran erinnerte, einen
ger angenehmen Zeitpunkt ihres Lebens so er-

tragen zu haben, daß sie sich darüber keinen V
wurf machen durfte.

Auch Branchenards Untergebene in Toura
trafen einen glücklichen Tausch, indem er von
nem jüngern Bruder geerbt ward, der aber sei
Namen nicht führen wollte. Hr. v. Clairfait t
eins von den ruhigen gutmüthigen Geschöpfen,
ren Wünsche sich nicht über das tägliche Brod
aus erstrecken, und deren Verstand die Kennt
auf Werth und Unwerth beruhen läßt, deren
lernung ihnen Anstrengung kostet. Desto mehr li
er die Landwirthschaft, das Leben und Weben se
nützlichen Hausthiere, und seine Bauren und
Gesinde, was das Rad um den sich alle seine Ji
drehten in Umlauf erhielt, standen bey ihm i
grosser Achtung, daß es eins war, ihn selbst,
jemand von ihnen zu beleidigen. Weil nun
Bruder das sehr oft direckt und indirekt ge
hatte, und auf seine Gegenvorstellungen nie ac
wollte, führte er mit einer Kaltblütigkeit ohne Z
spiel, alle diejenigen aus seinem Gebiet, so
er die Herrschaft antrat, die zu Lebzeiten se
Bruders die Unterdrückung andrer befördert ha
Ein solcher Beweis von Gerechtigkeit — der
in ihm vielleicht nichts als Wirkung des Eigens
war, den die Mutter diesem ihren Liebling in
gestattet hatte — setzte den Hrn. v. Clairfa

r in Respect, daß er seine Lebenszeit mit einer uslichen Gemahlin nachher ganz ruhig zubrachte, d so wie er von Jugend an gewohnt war, den interabend mit Schlafen, Weben oder Binsen-hten unter Gesprächen verleben konnte.

Ursel und Gertrud, hatten die Schwere von irfaits Hand nicht empfunden, sie waren schon l früher das Opfer der Leidenschaft des Trunks oorden, als er über sie gebieten konnte. Mit hr Klugheit und Geistesgegenwart, hätten sie hrscheinlich die Flucht der Fr. v. Branchenard borgen, aber sie fingen nicht so bald an, sich der zu regen, als sie sie bemerkten, und wie ihnen erst einfiel, daß sie sie hätten auf manche verheimlichen können, war schon jedermann Schloß davon unterrichtet. Man suchte die flohene, und fertigte endlich lange genug, nach-n sie im Kloster war, einen Boten mit allen chrichten die sie betrafen, an den Cammerherrn dem es, wie meine Leser schon wissen, in die-Sache gar nicht nach Wunsch ergieng.

Rosette war nun freylich nach dem Willen man-r Personen, die sich anmaßten über sie zu gebie-, dazu bestimmt, ihre Sünden auf Lebenszeit Kloster zu büssen, aber sie fühlte sich, nach n verlaufenen Probejahr, nicht den mindesten Be-

ruf dazu; und nutzte mit dieser Ueberzeugung
nächste Gelegenheit ihre Fesseln zu zerbrechen. N
einer langen beschwerlichen Wanderschaft, kam
auf das Schloß der Fr. Gräfin v. Lauremont e
in einem glücklichen Augenblick an, da ihr die
lang ward. Rosette ward vorgelassen, aus
schänt, angehört, und zu Gnaden wieder angen
men. Die Kenntniß die sie von den Geheim
sen des Hofes erlangt hatte, verschaften ihr
gar die Gunst des Benedictiners, und der
Dondelifort freute sich herzlich noch einmal
seinem Ende jemand zu sehn, der sich die Ku
hatte um die Ohren sausen lassen. Rosette, b
nach alle dem die Klugheit, sich in ihrem Po
ohne andrer Nachtheil zu erhalten, bis Frau
Lauremont das Zeitliche segnete, und ihr ein e
Nestchen angewiesen hatte: und wir schliessen
unser Capitel mit der Beruhigung, daß die
gierde unsrer Leser in vieler Hinsicht befriedigt

6.

6. Capitel.

In welchem Ladi Monneville und andre, sich von einer sehr guten Seite zeigen.

Leute, die eben so viel Tugend als starkes Gefühl besitzen, können nicht anders als unglücklich ſeyn, wenn sie von einer Neigung hingezogen wer-den, die wider ihre Pflicht streitet; das waren denn auch Ladi Monneville und Durcy, schon dritt-halb Jahre lang, mit aller Mühe gewesen, die ſich beyde während der Zeit gegeben hatten, ihre Leidenschaft zu ordnen und zu überwinden, ohne im geringsten gleichgültiger gegen einander gewor-den zu seyn, als eigenthümliche Liebenswürdigkeit einen bey täglichem Umgang gegen einander zu wer-den zuließ. Dies sehen, was sie so oft hatten freywillig aufopfern wollen, war endlich eine hohe Glückseeligkeit für sie, und wenn sie ja einmal ver-sessen, wie viel es ihnen gab, durften sie es nur entbehren, damit das Glück des Umgangs, sie über die unerreichbaren Wünsche tröſtete, die ihnen die Liebe eingab.

Sir Monneville, ließ sich über Durcy eben wenig Verdacht in den Sinn kommen, als er zu Grunde Ursache dazu hatte, und wenn ihm ja ein oder andrer bemerken ließ, daß seine Frau sehr

viel auf Sir William hielt; antwortete er ku
das thue ich auch, und meine Frau müste gar
nen Werth zu schätzen wissen, wenn sie nicht Du
so sehr vorzöge, als ers verdient. — Uebrig
ihr guten Leute, spart die Mühe meinen Hausf
den zu stöhren, denn ich weiß doch nicht einen e
anständigen Gebrauch, davon zu machen.

Was aber den Ritter schrecklich wurmte, i
die beynahe unleugbare Gewißheit, daß Kö
Johann, den Herzog Arthur von Bretagne, he
tückischer Weise eigenhändig gemordet hatte.
war König Johann überhaupt nicht gut, und d
letzte That, erfüllte ihn mit einer unaussprechlic
Bitterkeit gegen ihn; so gar ward Monneville u
trauisch gegen Exceſter und Edward, weil sie i
ein paarmal gebeten, sein Misvergnügen zu un
drücken; auch Leiceſter ermahnte ihn ruhig zu b
ben, und daran zu denken, daß der Empörer
meiste Zeit nur sich selbst auf den Opferaltar brin
dem er einem andern baute. Monneville gi
darnach selten zu dem Grafen, und diese, um ni
immer ohne Nutzen über die nehmliche Sache
sprechen, seltner zu ihm. Die Ladi und Du
fühlten, daß Monneville im Grunde recht ha
mit der ränkevollen schlechten Art zu denken u
zu handeln, des Monarchen unzufrieden zu se
und sagten ihm dies sehr gerne; aber sie fühl
al

uch, es sey Thorheit sich einzeln wider einen fol-
gen Herrn aufzulehnen, und daher baten sie in-
ner Sir Monneville, seine Meynung nur ihnen,
n sagen. Isabelle schränkte so gar selbst, um
eine Veranlassung zu geben, den Umgang mit den
Gräfinnen unter scheinbaren Vorwand gar sehr ein;
ber zu grossen Begebenheiten fügen sich allemal die
leinen Umstände.

Graf Salisbury gab ein Mahl, zu dem auch
Sir Monneville eingeladen ward; vergebens bat
ie Ladi ihren Gemahl davon zurück zu bleiben,
ergebens stellte sie ihm vor, daß der oft geleerte
Becher ihn in einer Gesellschaft, wo er innren Un-
uth verbergen müste, eben so beredt machen würde,
ls zu Hause; Sir Monneville freute sich des Fe-
es und gieng. Schon viele Stunden lang hatte
ch die Ladi gefürchtet, betrübt, den möglichen
olgen nachgedacht, und den Plan einiger Rettung
ausführlich entworfen, daß man sagen kann,
e dachte es sich nur als Wunsch, nicht als Hoff-
ung, ihr Gemahl würde keine ihm völlig schäd-
che Unbesonnenheit begehn — da trat Darcy,
odtenbleich in ihr Gemach. Sir was ists? Wo
t mein Gemahl? — An der Tafel Ladi. —

L. Und Sie hier? warum brachten Sie ihn
ir nicht?

D. Gewiß sehr gerne, wenn er mir hätte so gen wollen;

L. Wollt er denn das nicht? Haben Sie il darum gebeten? Ach das haben Sie nicht!

D. Liebe Ladi Sie kennen ihn; ich habe neb ihn gesessen, und bin ausser Schuld.

L. Ach! Sir William, lieber bester Sir W liam, sagen Sie, sagen Sie alles, ist Monnevi ganz unglücklich? Kommen Sie, ich muß, ich w selbst sehn, muß ihn retten.

D. Sie Ladi? Wohin? In einer betrunkn Gesellschaft?

L. Es sind Ritter.

D. Aber der Graf hat uns allen sehr viel We gegeben, bleiben Sie Ladi, Sie haben nichts fürchten.

L. Alles Sir, alles, das weis ich, fühl i das sagt ihre Miene.

D. Hier Ladi sind meine Leute — indem Isabelle ans Fenster führte, machen sie Gebrau von allem was Sie da vorfinden werden, wo S diese hinbringen. Sir Monneville wollte sich ni

rett

etten lassen, Sie müssen und sollen nicht mit ihm mkommen. Nehmen sie ihre Juwelen und Pa-iere, und denn fort, fort.

Die Ladi stand verstummt, die rechte Hand m Herzen, die linke am Mund anlegt. Ja — — recht — sagte sie; im Augenblick Sir; sabelle gieng, und kam, von Durcy getrieben, rück, nahm ihre Juwelen und Papiere, die sie hon zusammen gepackt hatte, und ließ sich von ir William im Wagen bringen. Vergessen Sie ich nicht wenn ich Sie zum letztenmal sehen sollte, spelte sie mit beklommenen Odemzug.

D. Ich muß Sie bald wiedersehn oder ster-n, Trennung von Ihnen Ladi trüg ich nicht.

Sir Williams Rappen flogen, als entliefen e glühendem Erdreiche, halt! rief Monnevills tto dem Stallknecht zu, und fiel ihm in den Zü-el. Durcys Stallknecht wollte die Peitsche brau-en, Otto entwand sie ihm, setzte sich auf, und wenigen Minuten hielt der Wagen nahe vor Sa-sburys Pallast. Hier ließ Otto, sich und den ferden nichts auf drey Schritt nahe kommen, bis ach einigen Augenblicken, Sir Monneville von Sache geführt, im Wagen geschlept war. Nun hre wie und wohin dir dein Herr befahl, sagte

Otto

Otto dem Stallknecht, sprang ab, schwang sich auf Monnevills raschen Hengst, und folgte mit Hugo leichten Wagen, der in einem Trabe nach Portsmuth rollte. Sir Monneville kam nicht lange ehe sie diesen Haven erreichten, wieder zur Besinnung aus einem tiefen Schlaf; was ist das, sagter, zu seiner Gemahlin, wo bin ich?

Wir sind antwortete sie nahe bey Portsmuth und müssen uns dort nach Frankreich einschiffen um unser Leben zu retten. —

Bewahre Gott!

Gewähren Sie mir die einzige Bitte Sie zögern Sie nicht, aus dem Wagen ins Schiff zu steigen das sie vorfinden werden; nöthigen Sie mich nicht sie wider meinen Willen zu verlassen ich muß, ich werde es thun, wenn sie unsre schleunigen Rettungsmittel fruchtloß machen und zurück bleiben wollen.

Aber was ist das? Ich begreiffe nichts an dieser ganzen Sache, weis von nichts, was habe ich denn gethan?

Nichts Sir, als daß Sie ihr Misvergnügen über den König, bey Salisburys Gastmahls

lau

ut verrathen haben. Durcy der vergebens suchte
ren Reden eine andre Wendung zu geben, schlich
ch weg, ohne sie mit nach Hause bringen zu kön-
en, traf diese Anstalten zu unsrer Reise, die er
hon angeordnet hatte, ehe er zu Salisbury gieng,
kam zu mir, und ich errieth daß er an ihrer Ret-
ng verzweifelte. Unmöglich konnte ich sie zurück-
ssen, ohne alles versucht zu haben, wodurch sie
erhalten waren, ich eilte von Durcy weg zu
tto, "geh sagt ich nach Salisburys Pallast, und
rette deinen Herrn; du wirst Wache finden die
ihn ins Gefängniß bringen soll, da sind Ringe,
bestich sie, daß sie ihn im Wagen schleppen, in
dem du mich in einer halben Stunde in der Strasse
antreffen wirst, die zum Thor hinaus geht; führ
ihn nach Salisburys Pallast, und erwarte dei-
nen Herrn; seinen Hengst und den Braunen, laß
Hugo nachbringen." Otto stand einen Augen-
ick bestürzt Sir, und darauf sah ich ihn nicht
ieder, ehe er Durcys Stallknecht in den Zügel
el, und meinen Auftrag so pünktlich ausgerich-
t hatte, daß ich Sie einige Minuten nachher,
n der Wache herbey geführt, und Hugo beglei-
t, bey mir im Wagen sah. Meine Freude, Sie
rettet zu sehen, ist mitten in der größten Beklem-
ung unaussprechlich. Lieber Monneville —
ßte sie mit sichtbarer Angst hinzu, Sie gehn doch
it zu Schiffe nach Durcys Gütern in Provence?

Isa-

Isabelle, ich glaube das ist ein Weibertraum viel Angst für nichts; Thorheit, so Dienst un Vaterland zu verlassen, ohne Grund.

Sir wenns Thorheit war, wozu die Wach die sie wegbringen sollte, so bald sie aus dem Sa kämen?

Auch in Monnevills Geist fieng es mit de jungen Tage an, Licht zu werden, er begriff zwe noch nicht alles im Zusammenhang, aber doch viel, daß er durch die Kniffe der Regierung, ur eigne Unvorsichtigkeit zur Stunde in einem düste Gefängniß sitzen würde, hätte er nicht einen Freun eine Gemahlin und einen Bedienten gehabt, w man sie auch damals nicht immer fand. Monn ville ward weich, und Thränen stürzten ihm au den Augen. Isabelle rief er! ich bin des all nic werth. Ich will Dir folgen Du gute, gern, rec gern, ich habe ja sonst nichts, Dir zu ersetzen wa Du durch meinen Eigensinn und Unbesonnenhei verlohrst. Kanst Du mir vergeben so verzeih, ic habe Dich unglücklich sehr unglücklich gemach und Du läßt mich Hartnäckigen doch nicht um kommen.

L. Lieber Monneville kränken sie sich nicht, ic war ein armes Mädchen das an nichts eine For

deru

rung machen durfte, sie liessen mich an allem heil nehmen was ihnen Gott gab, theilen sie jetzt ich mit mir was Ihnen ihr Freund so gern giebt, i hätte sie nicht retten können ohne Otto, und tto nicht ohne Gott; danken Sie dem und freuen ch ihres Lebens und ihrer Freyheit, so wie ich ch freue, daß sie das Glück was er ihnen wer- n lies, nicht misbrauchen wollen.

Sir Monneville der in seine Gemahlin immer en hohen Werth gesetzt, aber nie den Muth, die ntschlossenheit und die Ruhe, bey sehr großem rlust, in ihr gesucht hatte, die sie äußerte; fand r, ihre sanfte Güte nicht über seine Erwartung, d sah in ihr, von da an, immer seinen guten gel.

Hast Du denn Deine Kleider mit? fragt er.

Nichts, lieber Monneville, als das was ich tra- antwortete sie, ich hatte nur Zeit einen Packt machen, und das ist etwas Wäsche und Kleidung sie.

Das ist zuviel rief Moneville, und schlug bey- Hände zusammen!

Gar nicht Sir; Durey hat mir eine Anwei- g an seinen Hausverwalter auf eine große Sum-

Summe gegeben, es sind ja nur Kleider; wesen
lichs entbehre ich nichts — Gott sey gedankt! d
ist ein Schiff, da ist einer von Sir William
Leuten!

Der Knappe kam am Wagen, und redete d
Ladi vor dem Schiffsvolk, als Miss Durcy a
das gab ihr den Gedanken ihren Mann von d
Leuten die mit ihnen waren diesen Namen geben
lassen. Glücklich kamen die Fliehenden ins Schi
glücklich ans entgegengesetzte Ufer, glücklich a
eins von Durcy Gütern in Provence; unterwe
gab es manches Gespräch zwischen Sir und La
Monneville, in dem sie einen Grad von Empfi
dung fand, den auch sie, ihrem Gemahl nie zug
traut hätte; das war die Saite, die in ihrem H
zen wiederhallte, und sie fand eine sehr sanfte E
ruhigung darinn, den verschwenderischen, eigensi
nigen, eiteln, unbesonnenen und doch edlen Mo
neville, nie vorsetzlich gekränkt, nie irgend ei
Pflicht gegen ihn, unterlassen zu haben.

Unter Durcys sicherm Dach, gab es nun n
seinem Azzo, der Monnevills begleitet hatte u
nun zu seinem Herrn zurückkehren sollte, mit E
Williams trefflichen Mutter, dem 60 jährig
Haus Verwalter, und Monnevills Otto, man
rührende Scenen.

D

Otto war gerade derselbe, der zu Bonfort sag-
"mein Leben lies ich für ihn" und er hatte be-
en, daß ers würklich so meynte. Oft schon,
er seinem Herrn in einer Gefahr, so nahe ge-
en als er konnte; und weil er wuste, daß
er Monneville selten ohne einigen Rausch von
n Mahl zu Hause kam, hatte er sich an den
e an dem Sir Monneville aus Londen floh,
in Salysburys Pallast aufgehalten, bis ihm
adi kurz vor Durcys Ankunft hatte nach Hause
n lassen, um durch ihn zu erfahren wie's da
?

Otto hatte vor kurzem Wache vor den Saal
n sehn, und etwas besonders, aber nichts
theiligs für seinen Herrn geahndet, ungern
z er; siedend heiß schien ihm der Fußboden
em er stand, bis die Ladi ihn abzufertigen kam.
cy hatte die Wache vor dem Saal, und einer
enthüre gesehn, war von ihr angehalten, und
ohne viel Behutsamkeit nicht entwischt; er
gehört, daß man von verschiedenen Rittern
h, aber davon wissen wir, sagt er Ladi Mon-
le, nicht ein Wort; es war Geschöpf ihrer
ildungskraft, daß sie sich Wache in Salys-
s Pallast dachte; indes trafen ihre Ausdrücke
, der gesehn, und viel Tumult im Saal be-
t hatte wie Blitzstrahlen, und eben so schnell

rief er Hugo zu, Dureys Leuten, die gesatte
Pferde zu geben und ihm zu folgen. Eben so sch
fieng er einen Schurkischen Mönch in Salysbu
Pallast auf, bestach ihn, im Namen des Gra
der Wache zu befehlen daß sie den Ritter gr
sollte, den er aus dem Saal führen würde,
ihn in den Wagen zu schleppen der am Schloßt
hielt; bestach ihn, Ritter Monneville unter
Vorwand heraus zu locken, daß er ihm Dinge
Wichtigkeit zu sagen habe, nachdem er vorher
Grafen einen Wink gegeben, daß er ihn in sich
Verwahrung bringen wollte. Hugo sagt er,
du, wenn der Kerl nicht Sir Monneville von
Wache im Wagen schleppen läßt, den du unte
Hof finden wirst, so drück ihm diesen Dolch
Herz; thut ers aber, so gieb ihm diese Jun
und laß ihn laufen.

Der Mönch gleich furchtsam und von Ei
nutz geblendet, verfeinerte diese Intrigue, g
zu Salisbury, und bat sich die Erlaubniß
Monneville herauslocken zu dürfen, um ihn
Wache ohne Tumult zu überliefern; der Gra
auch nicht mehr ganz bey sich, und gewohnt war,
Eingebungen dieses Mönchs Gehör zu geben,
ligte in den Vorschlag, und schickte der Wache d
einen Edelknaben Befehl, zu thun was der M
verlangte; auf die Weise gelang der flüchtig er

e Plan, über alle Erwartung zu Monnevils
ück.

Ein paar Monate waren vergangen, und noch
ste man nichts von Durey; alle fürchteten
ihn, und Monneville, tief von der drückenden
niedergebeugt, geschäfftlos, arm, verwiesen,
Veranlassung zum Elende andrer, und vielleicht
Verderben seines Wohlthäters zu seyn, konn-
in Uebermaaß des Unglücks auf das er sich nie
bereitet hatte, nicht ertragen. Oft hatte er
ückkehren wollen, bis seine Beharrlichkeit seine
mahlin nöthigte, ihm die Nachrichten zu sagen,
sie von ihren Freunden aus Burgund erhalten
e. Monnevills Eigenthum war eingezogen,
eines Amts verlustig erklärt, und auf seinen
f ein Preis gesetzt; überall lief man so gar in
nkreich Gefahr, in der Zeit einen Engelländer
treffen, der willig war diesen Preis zu verdie-
; nur das strengste Incognito, konnte Mon-
lle für die Entdeckung schützen.

Monnevills lebhafter Geist, verbunden mit der
lenden Ungedult, die den Period eines günsti-
Schicksals nicht im ruhigen Genuß des gegen-
tigen erwarten kann, würkte sichtbar auf seine
undheit, er war stille, gieng Stunden lang
n in einer Gartenallee auf und ab, die an ein

Zimmer gränzte in dem die Damen arbeiteten, sich leiten wie ein Kind, und bewies bey allen Zerstreuungen, die man ihm zu schaffen suchte, aller Verbesserung des Guts und des Gartens er sich zum Geschäfft machte, daß in seiner Seele nur ein fester Gedanke lag, Gefühl seines Unglücks.

An einem Morgen, befand er sich übel, muste sich wieder hinlegen. Lieber Monneville, sagte ihn die Ladi an, ich habe schon so oft gebeten, verscheuchen Sie das namenlose Leiden das an Ihrer Gesundheit nagt; haben wir nicht alles, was unser Wunsch fordern kann? Sind wir nicht zu einer Zeit durch die besondre Vorsorge Gottes sehr glücklich, wo wir alle den Uebeln der Schande und des Mangels ausgesetzt seyn könnten, die Menschen über uns zusammen häuften? Oder schmerzt es Ihnen Lieber, die Wohlthaten des Freundes anzunehmen; würden Sie in ähnlichem Fall, nicht eben so für ihn thun? Hat Ihnen nicht Durey viel zu danken, mit welcher Emsigkeit erweiterten beide, tigten Sie seine Kenntnisse? Sagt er nicht oft, er erst durch sie ein brauchbarer Mann würde; ist alle die Gefälligkeit, alle die Güte die Sie William bezeugten, ist sie nichts? Wäre er sehr undankbar, wenn er Ihnen sein Dach versc um sich für ein Ungewitter darunter zu verberg Ists mehr als was man von dem edlen guten D

er

warten konnten, daß Ihnen dieser Aufenthalt nur
durch unangenehm wird, daß ihre Großmuth
lstig zu werden fürchtet? Nehmen Sie einmal, so
gerne wie Sie geben, lieber Monneville; welch
ein trauriger Anblick müßte es für Sir William
yn, wenn er käme, und sichtbaren Gram in
Ihren Zügen lese? Wie wird es ihn schmerzen,
daß die Dankbarkeit die er uns auflegt, ihnen so
schwer zu tragen ist? In der That Lieber, auch ge-
gen Gott, ist Gram und Muthlosigkeit Undank;
dis mal oder ein andermal, unter König Johann
würde man immer gesucht haben, Ihnen ihr rich-
terliches Amt zu nehmen, ein Vorwand würde sich
sicht haben finden lassen, so glücklich wären sie
vielleicht nicht aus der Schlinge gekommen, wie
ist; beruhigen Sie sich also, über das was sie
bloß zu ihrem Verlust beygetragen haben, da er
augenscheinlich geringer ist, als er seyn könnte;
verkürzen Sie die Tage nicht durch peinliche Sorge,
wie es Gott zu erhalten gefiel.

S. M. Aber Durcy? Wenn er auch durch
sich unglücklich geworden ist?

L. Lieber Monneville ich habe das recht durch-
dacht, einer von seinen Leuten müßte sicher ent-
weder und gekommen seyn, seiner Mutter Nach-
richt zu bringen, wenn ihm Uebels begegnet

wäre; beruhigen Sie sich, wer weis wie bald
ihn hier sehen.

S. M. Isabelle! gutes Weib, deine sa
Seele hat immer Trost für mich. Ja ich will
nen Vorstellungen folgen, will nicht mehr
dagegen seyn. Gieb mir etwas von deinen s
kenden Balsam, und laß uns das schöne Dank
beten, das dir der Abt Guignor gab.

Wenn die Seele des Leidenden aus den S
zen der Schöpfung Linderung für ihren Schr
einhaucht, so verlieren sich almälig die Spu
die heimlicher Gram der äussern Gestalt eindrü
Sir Monneville erhohlte sich, und der Geda
den die Ladi ihm von der göttlichen Vorsehung
die Zukunft, immer lebendig darzustellen su
gab ihm neuen Muth, neues Leben und Zu
sicht. Ward ihm sein kleiner Zirkel, wie oft
schah, zu enge; so überließ Isabelle der Frau
Durey und dem Abt die schwere Arbeit, Sir M
neville zur Geduld zu ermahnen; die wusten i
es sehr gut vorzustellen, daß sie in allen Verfa
gen des Lebens, erste Schuldigkeit sey, weil
Ende sich kein Uebel auffinden ließ, zu dem sich
Mensch nicht auf eine Weise hingearbeitet h
Man muß nicht sagte der Abt, dieses Schul
fühls wegen verzagen, wir sind Irrthümern

enschaften unterworfen, wenn wir uns gutwil-
i von den ersten überzeugen, und von den letzten
ern, haben wir's mit einem gnädigen Gott zu
n, dessen Allmacht die natürlichen Folgen unsrer
ler, allerdings in Segen verwandeln kann und
d.

Es war eben einmal wie der Abt so redte ein
nch nach Anselms Lehrsätzen gebildet, zugegen;
r Abt sagte er, nehmen Sie nicht ungütig, die
ürlichen Folgen einer Sache, kann Gott so we-
aufheben, daß es ihm ganz unmöglich ist, einen
sich geladnen Fluch in Seegen zu verwandeln;
n Gott legte in einer jeden Sache die Würkung,
je nachdem wir die erste nutzen, muß die letzte
selbst entstehn.

Lieber Pater, erwiederte der Abt, ich habe eine
gute Frau gekannt, die es an der Vorsicht feh-
ließ, einen Abend da es gewaltig stürmte allent-
ben nachzusehn, wo ihre Leute Licht gebraucht
ten, sie waren im Stall nicht behutsam genug
mit umgegangen, und die natürliche Würkung
Feuers auf dem Stroh war, daß es brannte,
natürliche Würkung, daß weil es an Wasser
lte das brennende Gebäude zu löschen, das Feuer
elben alle umstehende Häuser ergreifen und in die
he legen muste. Jeder Zuschauer war überzeugt,

daß es nicht anders möglich sey; da fiel ganz
erwartet ein dicker derber Platzregen, der das Fe
bis auf den letzten Funken auslöschte, und
Frau bekam statt einen alten elenden Stall, den
nicht zu verbessern im Stande war, unentgeltl
eine neue Scheune.

So kenne ich einen Menschen, der durch Th
heit und wüste Lebensart, seine Gesundheit so
geschwächt hatte, daß alle Arzeneyen die man i
auch gab, nicht anschlagen konnten; die nat
liche Folge der gänzlich zerrütteten Maschine, n
unvermeidlich der Tod. Der Patient bereute
aufrichtig, daß er sich in diesem Zustand gese
doch trug er seine Krankheit mit vieler Ergebu
und suchte seinen Freunden, denen er kein gu
Beyspiel mehr zu werden hoffen durfte, eine w
nende Erinnerung zu seyn. Niemand hätte n
4 Deniers auf sein Leben verwettet, als er zuf
lig mit einem Mann in Bekanntschaft gerieth,
ihm eine Arzeney gab die ihn völlig wiederherstel
Dieser Mensch hat mir oft versichert, daß er, ol
von einer so heftigen Krankheit ergriffen zu werd
nie von seiner wüsten Lebensart würde abgela
haben.

Es ist ein anders, sagte der Mönch, w
durch Zufälle abgewandt werden kann; wo
fä

älle statt finden, ist eine unumgängliche Folge, icht nothwendig.

Sehr recht, lieber Pater, versetzte der Abt — un aber läßt sich kein Fall denken, in dem das hngefehr nicht statt finden, also die natürliche olge einer Sache nicht abgewandt werden kann. as ist aber Zufall? Ein Ding ganz und gar ausser ns; zu dessen Entstehen wir eben so wenig beytru- en, als zur Folge der Jahrszeiten. Sey nun daß ese Zufälle durch die Kräfte der Natur, der Bewe- ung der Körper, oder die Gedanken und Hand- ungen der Menschen entstehen, so ist's unleugbar, aß sie etwas sind, wodurch die Allmacht Gottes hr oft ihre Einwirkung beweiset. Ob gleich man gt, es geschehen keine Wunder mehr — doch ynah so gut, als unmittelbar, wenn sie einen latzregen zur Löschung der Glut herabsendet, oder an um einen Strohhalm den Platz verfehlt, wo an sich den Kopf zerschmettert hätte, oder wenn ch gerade in der Stunde mit den Hülfsmitteln der- nige, auf den Fleck ohne Absicht, ohne eigent- chen Endzweck einfinden muß, wo er dient, einen ndern aus Gefahr zu retten, oder von Elend zu freyen. Lieber Pater, mir deucht man müste an elen wesentlichen Eigenschaften Gottes zweifeln, enn man glauben wollte, er lasse das alles so echanisch nach seiner ersten Einrichtung weglaufen,

und habe für seine armen Geschöpfe, die reuvo
und mit lebendiger Zuversicht zu ihm beten, kei
Mittel zum zeitlichen Segen übrig behalten, a
die sie sich durch die Ordnung der Dinge zu v
schaffen wusten; so gewiß, der im allgemein
Sinn genommene Glückliche, oft des Weges v
fehlte es zu bleiben, so gewiß, ist der Unglückli
den wir ihm entgegen setzen können, auch das ni
immer, blos auf eigne Veranlassung. Der Men
vom gegenwärtigen immer stärker ergriffen als v
zukünftigen Erwartungen, die er noch dazu ni
erreichen kann, ohne den Schritt gethan zu hab
der ihn von allem trennt woran er hengt, ist st
im Glück, und verzagt im Unglück; nehmen
ihm die Ueberzeugung daß seine Handlungen du
eine höhere Direction eine ganz andere Würku
hervorbringen können, als sie seiner Einsicht na
haben müssen; was wird die dürftig erworbe
Speise des Armen würzen? Wer wird den Ueb
muth des Glücklichen tragen können? — Ich ge
Ihnen zu, daß man selten einen Menschen treff
wird, dem es an dem beschiedenen Theil, Na
rung und Zufriedenheit würde gemangelt habe
wäre er auf dem Wege fortgewandelt, der in seine
Kreise lag. Gerieth er aber durch die seiner Nat
anklebenden Schwachheiten, Leidenschaften, Fe
ler, durch eignen Vorsatz, oder von andern gel
tet, ausser diesem Zirkel, so trifft er gewiß au

einen Gott, der an Möglichkeiten und Mitteln erschöpflich ist, und dem jedes einzelne Wesen zu theuer ist, um davon, nicht die Anwendung für dasselbe zu machen, wenn es sich die zugezogenen Uebel zur Besserung dienen läßt. Auch gebe ich zu, daß der Mensch durch Ausübung jeder Tugend und Pflicht viel zu Erhaltung seines irrdischen Glücks beytragen kann, aber damit er sich der klugen Vorsicht nicht zu sehr überhebe, fehlts doch Gott weder an Möglichkeiten noch Mitteln seine Anschläge zu vereiteln. Alle diese Einwürfungen nun, denke ich mir, in so fern sie Zulassungsweise geschehen, nothwendig fürs Ganze, oder als Prüfungen bestimmt, uns auf einen höhern Endzweck zu leiten; in so fern man sie glücklichen Zufall nennen kann, nehme ich sie dagegen als Wohlthaten gegen einzelne an, die durchgängig, Glauben, Vertrauen, Anbetung und Dank, hervorbringen sollten.

Der Pater, der sich nicht überwinden konnte, dem lieben Gott mehr Allmacht, Weisheit, Allwissenheit und Güte zuzutrauen, als seine Begriffe von vernünftiger Weise zustehn konnten, ließ sich von den angenehmen Wahrheiten die der Abt sagte, nicht überzeugen, doch schwieg er, und Monneville sah nimmer einsehn konnte, wie ein eingeschränkter Verstand einen höhern zu beurtheilen, und über

Kräfte

Kräfte zu entscheiden fordern wollte, die die Se
nigen weit überstiegen, bat ihn recht gutmüthi
all' sein Lebenlang, von der behaupteten Meynu
und einer jeden andern zu schweigen, die die Ve
nunft der Laien auf Kosten ihres beruhigenden Gla
bens schärfen könnten; er versicherte so gar, d
Vernunft würde nichts dabey gewinnen; die Se
nige wenigstens, wäre immer in der äusserſten Ve
wirrung gerathen, wenn sie einem andern als de
System der Wahrheit hätte folgen wollen.

Das Licht der Vernunft, hat von je her nic
gerne unter dem Scheffel gesteckt, wir können u
daher das Nachgeben des Paters nicht anders e
klären, als daß er irgend eine politische Urſac
gehabt hat, seine Gegner zu schonen.

Uns aber haben die Meynungen des Abts
weit von unserer Erzählung abgebracht, daß w
dies Capitel enden müssen, um mit guter Mani
wieder in den Ton zu kommen.

7. Capitel.

Etwas mehr Allegro wie das vorhergehende.

Der Winter, der doch in Provence kaum so kalt ist, wie ein Hollsteinischer Herbst, verkündigte seine Annäherung durch kürzere Tage. Am Ende einer derselben, stürmt und regnet es ebengewaltig. Durcys Schloß, war freylich, mit Mauern, Graben, Zugbrücke und allem versehn, was so ziemlich für Ungewitter und Ueberfälle schützen kann, auch hatte Monneville eine vorgefundene Donnerbüchse, wieder in ganz brauchbaren Stand gesetzt, und für die möglichsten Vertheidigungsanstalten gesorgt; dennoch waren vom Prasseln der Schlossen, vom Heulen des Windes, vom Sausen der hohen Eichzipfel, vom Knarren der Windfahne, vom Krähen der Raben und Schreyen der Eulen, alle im Schloß, aus einer gleichgültigen Ruhe gebracht; und jedermann dachte an nichts weniger als Dachziegel, oder Bodenlücken, wenn ihn der Sturm mit diesen einen unvorsehnen Spaas machte, und sie, mit krachendem oder klopfendem Gepolter, so weit umher führte, als er konnte.

Schon oft, war man eines panischen Schreckens überzeugt worden, und Sir Monneville demonstrirte den Damen, daß es eine wahre Kinderrey

rey ist, sich zu fürchten, wenn man Ursache, u
wenn man keine Ursache dazu hat; weil es im
sten Fall den Mitteln zur Hülfe wehrt, und
letzten, eine ganz unnöthige Peinigung ist — c
Ladi Monneville, eine Art Getöse zu hören glaub
was sie bisher noch nicht bemerkt hatte. D
sind die Hirtenjungen sagte ihr Gemahl, die
ihren Hörnern blasen — die verwünschten Junge
ich werde den Hausmeister bitten, daß er ihn
Stille gebietet — bleib liebe Isabelle, ich w
dir die Mühe abnehmen, indem gieng Monnevi

Er hatte recht gut gehört, daß der Thürn
blies; und wollte sich nach der Veranlassung d
erkundigen. Indeß blies dieser immer heftiger
ist es auch Feuer? Fragte Frau von Durcy, ind
sie der Thüre so stark erschrocken zueilte, daß
Monneville der eben herein kam, mit dem Kopf
die Nase stieß, weil sie ihn nicht sah. — Es
vielleicht — gar nichts, gnädige Frau, antw
tete Monneville; was es aber ist wollen wir gl
sehn; mein Schwerd, mein Schild — D
brachte beydes, und Fr. v. Monneville half ih
Gemahl überdem noch in eine Rüstung, die t
Sir Williams Vater war, und ihm so ziem
paßte. In wenig Minuten, sah man einen
nach dem Thore ziehen, der aus wirklich und w
kührlich bewafneten Knechten bestand, an der
all

les, was nur eine Ofengabel zu tragen im Stan- war. Sir Monneville war Heerführer, der te Hausmeister ihm zur Seite, und Otto, der ngst darauf gedacht hatte, daß einmal so etwas mmen könnte, war so fest wie einer, entschlossen siegen, oder zu sterben; er war der erste auf r Thorwarte zu sehn was es gab; doch davon ar der Dunkelheit wegen nichts zu sehn, und was an bemerken konnte, war einzig mancher derbe m Sturm verwehte Fluch, daß man immer noch ssen vor sey.

Der Hausmeister detaschirte während der Zeit e Bothschaft an die Damen, daß der Feind noch cht zu fürchten sey, und sie keine Noth hätten; oeß traute Ladi Monneville dem Frieden nicht, ndern stellte einige tapfere Weiber, bey der Zug- icke, um allenfalls eine Retirade zu decken; und selbst mit einigen andern, sorgte für eine letzte rtheidigung, von glühenden Steinen.

Der Thürmer konnte auf Gewissen nicht sagen, ß er etwas gesehn, aber Hufschlag wollte er utlich gehört haben, und die Flüche die bis f diesen Augenblick fortdauerten. Hr. v. Mon- ville schickte Otto und Hugo disseits der Ketten t Fackeln und einer Trompete, zum Recognosci- ab.

Kerl

Kerl rief eine Stimme, laß einmal dein ver maladeytes Blasen, und schließ das Thor auf.

Wer da denn rief Otto?

Gut Freund; antwortete einer.

Es sind ihrer viel, flüsterte Hugo.

Wie viel da, rief Otto wieder.

Zum Teufel schließt das Thor auf, so sollt ihr sehn.

Ritter Caumont; auf Ehre! rief eine Stim me, sagt diesen Namen im Schloß. Caumom Caumont!

Daß dich alle Donner und Wetter! ja Ca mont, Caumont ists; das sag, und laß uns ei

Herr wir sind auf guten Empfang bereit, de merkt euch; damit gieng Otto und sagte seine Herrn diesen Namen.

Monneville gieng selbst mit an die Ketten, u fragte noch einmal, bekam dieselben Antworte und gieng zurück zu den Waffen, nachdem er b fohlen hatte die Ketten zu öffnen.

Unt

Unter der Mauer fand sichs, daß der Ritter
rklich Hr. von Caumont war, der in Begleig von Hr. Bonfort und einigen Bedienten, eine
eckliche Gedultsprobe aussen vor den Ketten been hatte; Monneville der nur 6 Fremde sah,
hte keine Schwierigkeit das Thor zu öffnen,
bald er hörte daß die Ketten wieder geschlossen
en, und seine kriegerischen Vorsätze verwandelsich in freudige Umarmungen als er Hr. v.
umont erkannte. Kühnheit und Schrecken, Fas und Furcht, gieng in dem angenehmen Geruhiger Sicherheit über, und das grosse Feuer,
dem die Ladi Steine glühte, diente die frohe
hlzeit desto schleuniger zu besorgen. Das ganze
as erfreute sich seiner grausenvollen Erwartunund Anstalten, einer lauter wie der andre; und
n nun das Lachen ganz überhand nahm, daß
der oder dieser, sonderbar genommen hatte,
hte immer die Frage, wenns nun wirklich so
esen wäre? eine Pause, in der entweder die
rchtete Gefahr in allen ihren Umständen und
glichkeiten noch einmal wiederholt oder etwas
liches erzählt ward, was immer auf die Sache
ck führte, die alle in Bewegung gesetzt hatte,
allen daher gleich interessant war.

Niemand hatte geglaubt mehr Theil an den
lichen Ueberfall zu haben, als Monneville;

doch hörte er am ersten auf, von der närrisc
Begebenheit zu sprechen, im Herzen aber, tha
ihm sehr weh, daß er nichts hatte die Bereit
ligkeit der Knechte zu lohnen, mit der sie seinen
ordnungen gefolgt waren, als einige Flaschen recht
ten Wein, die ihm der Abt geschenkt hatte. Diese
er eben im Begriff ihnen hinzutragen, als Fr. v. D
cy ihm entgegen kam, und fragte, was er mit
schweren Transport im Sinn hätte? Er sagte
und ihre feine Güte erhielt den Kloster Wein
und seinen Freunden, indem sie den Augenblic
nutzen wuste, ihm eine Summe aufzudringen,
deren Annehmung und nicht Annehmung, sie s
lange im Streit gelebt hatten. Davon sagte
v. Durcy, lieber Monneville, geben sie, und
besorge ein kleines Mahl, so ists alles, wi
seyn soll.

Die Damen hatten alles so vest verriegelt,
ohne Sir Monneville Hr. v. Caumont so gar l
nicht ins Schloß gekommen wäre. Dennoch, D
sey es seinen Begleitern! durfte er am Ziel se
Hoffnungen nicht einen Fluch in die Luft schi
um der bösen Witterung für das mal zu entg
denn die Damen, als sie Monneville zuversich
sagen hörten, daß er mit guten Freunden da
faßten Muth die Thüre zu öffnen — aber es
sich schwer entscheiden, ob die Vorstellung e

Ue

berfalls, oder Bonforts unerwarteter Anblick, e Ladi mehr bestürzte. Gewiß ist's, daß sie Hr. t Caumont gar nicht sah, und nach einem lauten, su Marie! bebend in den Saal schwankte, wo auf dem nächsten Sitz sich zu erhohlen suchte so t sie konnte.

Das war nun eben nicht der Empfang, den nfort sich ausgesonnen hatte, und er wuste selbst ht wie es zugieng, aber es fiel ihm den Augen- k ein, daß Isabelle eben so gesagt hatte, wie i Monneville im Weg gekommen war, auch te er sich herzlich gern gleich wieder aufgesetzt wäre davon geritten; aber das ließ sich nicht n, er muste einer Dame im Saal folgen, de- Züge und angenehme Manier ihn so lebhaft an r William Darcy erinnerten, daß er des tiefen ufzen sich nicht erwehren konnte. Bonfort gieng, stand, wie einer dessen heimliche Gedanke Fol- hn von der Theilnehmung an dem gänzlich aus- ießt, was die übrigen in seinen Zirkel beschäftigt.

Ladi Monneville erklärte sich Bonforts Ankunft Betragen, zwar nicht ganz so deutlich, als seit einigen Minuten die Geschichte ihres Her- s übersah; indeß fühlte sie in seinem Anblick, Nothwendigkeit sich zu besinnen; und da gab es n Dinge genug, die ihr Witz unter den erlebten

Umständen in Entschuldigungen für sie verwande
konnte. Bonfort, war so gutherzig einigen Tr
daraus zu nehmen, doch sagte er der Ladi, d
sie ihn mit ihren Ausruf aus aller Fassung gebra
hätte, daß er in ihrem Auge läse, ein solcher E
pfang sey allemal für ihn ein böses Omen.

Isabelle beantwortete das, und viele an
Dinge, mit einem leichten Scherz; wir sehen u
setzte sie hinzu, ja noch so lange, daß wir ein e
stes Wort mit einander reden können. Die
Abend wollen wir der Freude des Wiedersehns n
hen, und im runden Zirkel von alt und neuen D
gen sprechen; darauf setzte sie sich zwischen Hr.
Caumont und Bonfort, und jeder erklärte dem
dern was ihm von seinen Angelegenheiten im B
fen noch nicht gesagt war; so daß Bonfort,
er zu Bette gieng, alles begriff, was die Ladi i
Jahren gedacht, geredt, gethan haben konn
nur nicht ihr eigentliches Verhältniß mit Dur
woran ihm doch am meisten zu wissen gelegen w

8. Ca

8. Capitel.

Merkliche Veränderung in der Laune des Schicksals.

Herr von Caumont, versicherte am andern Morgen nochmals, daß er in seinem Leben nicht
der ohne Trompete reisen wolte; und wir sehen
s Gewissens halber verbunden, unsern Lesern
eigentlichen Zweck seiner Reise bekannt zu ma-
n, falls sie ihn nicht vielleicht schon von selbst
uthen haben.

Dem Herzog von Burgund, war ein treuer
thgeber abgestorben, und Hr. v. Caumont hatte
wol diesen Todesfall erfahren, als daß der Fürst
unentschlossen sey, mit welchem Subject er
e Stelle besetzen wollte. Caumont, dachte
ch an Monneville, und binnen zwey Tagen war
beym Herzog, um ihn vorzuschlagen; die red-
e Aufrichtigkeit mit der er sprach, mit der er
Monnevills Fehler eben so unverhohlen sagte als
ie guten Eigenschaften, machte daß der Fürst
seine Bürgschaft Zutrauen setzte, und den Frem-
der grössern Fähigkeit willen, einen Einheimi-
n vorzog, den er sonst würde gewählt haben;
i doch, sagt er, seiner Frauen Brüder meine
Fallen, und auch ist's gut, daß meine Untertha-

nen sehen, ich halte auf gründliche Kenntniss
Hr. v. Caumont gieng also mit der Ordre ab, Mo
neville von seinem Glück Nachricht zu geben, u
auf Dureys Schloß die Begleitung zu erwarte
die Monneville und seine Gemahlin einholen, u
sicher in des Herzogs Residenz bringen sollte.

Der arme, entehrte, verwiesene, gefange
Monneville, hatte Mühe an der glänzenden Ve
änderung seines Schicksals zu glauben, sein Da
war stumm, denn er war unaussprechlich; geg
Gott, seinen Freund, den Herzog und seine G
mahlin, die ihn zum Genuß dieses Glücks erh
ten hatte — und nachher sah er jeden Augenbl
aus dem Thurmfenster, ob er noch die Burgun
nicht gewahr werden konnte, glaubte oft, sie w
den nimmer kommen, eilte denn wieder, die L
zum einpacken der Sachen, mit denen Fr. v. Du
sie sehr reichlich versehn hatte, und wenn's
Ende kam, hatte sich der gute Monneville durch e
Heerde Schaafe täuschen lassen.

Mir deucht Cousine, sagte Caumont, G
freuen sich gar nicht über ihres Mannes Glück
mein Seel das begreiff ich nicht.

L. M. Vetter, ich habe schon sehr traur
Erfahrungen von Hof und Stadt gemacht; ich w
ni

t ob ich immer einen so sichern Zufluchtsort
der finden werde; ich bin nicht weniger dank-
; — aber Fr. v. Durcy verlassen, thut mir weh.

Hr. v. C. Ha steckts da! die Trennung muß
ja selbst angenehm seyn; oder sollte ihr Ge-
l hier sein Leben beschliessen?

L. M. Für Monneville ist es mehr, wie ich
schen durfte, aber für mich dachte sie, ist es
weniger. In allen Augenblicken die sie steh-
onnte, brachte sie ihre drückenden Vorstellun-
ins Reine, wie folget:

Lieber Durcy!

Ich habe mir bey aller Furcht, die wir Ihrent-
n so oft fühlen, nicht den Trost versagen kön-
daß Sie leben und frey sind, selbst die Un-
ßheit, in der wir seit 4 Monaten über Ihr
ickſal sind, muntert mich dazu auf, wir mü-
wenigstens ihre Unfälle erfahren haben, wenn
en welche begegnet wären — ach Durcy, Sie
ich so viel zu danken habe, Sie kann ich nicht
verlieren, ohne unglücklicher zu seyn, als
emals gewesen bin. Vergessen Sie das nie.

Sie wissen ja schon durch meinen ersten Brief
Azzo, wie ich es einleitete Sir Monneville zu

retten, und wie Gott meine Absichten segnete; bin gewiß, daß Sie bey dieser Erinnerung e eben so sanfte Beruhigung fühlen müssen, als Hienge es aber blos von mir ab, ob er jetzt glücklich werden soll, wie er seyn kann, so wü ich schwer darein willigen, daß er in die Dien des Herzogs von Burgund geht, denn es ist sollte sich meine Seele von der Erde trennen, dem ich den Schutz ihres Daches entsagen, ihm folgen muß.

Rechnen Sie uns wenigstens theurer Du dieses Weggehn, von dem Sie nichts erfah können, ehe wir schon in Burgund sind, nicht Undankbarkeit zu, der mein Herz und meine Freu schaft für Sie, so wenig fähig ist, wie Sir M nevills Denkungsart; denken Sie vielmehr, eben das tiefe Gefühl ihrer Güte, ihn bey der E nigen, treiben muß die Gelegenheit zu ergreif die ihn fähig machen kann, Ihnen vielleicht ein irgend einen kleinen Dienst zum Beweise der un lichen Erkenntlichkeit zu erzeigen, die wir g Sie, nicht als eine drückende Last fühlen.

Ihre Mutter lieber Durcy, ist so sanft, liebenswürdig, so gut; Ihnen so vollkommen ä lich — welche angenehme Tage habe ich mit zugebracht; ich habe es durch ihre Güte gar

gefü

übt, daß ich nicht in meinem Hause war, sie ließ
ns immer so ganz unsern Willen, ihr Gesicht sagte
ie, wir kämen zu ungelegner Zeit; sie trug unsere
Eigenheiten, alle mit Gedult, und forderte nie,
aß wir Ihrer Herrschaft Aufopferungen bringen
ollten. Ganz sicher hat sie unsertwillen manchem
ntsagt, aber wir haben nie etwas davon an Sie
emerkt. Die liebe Mutter will, daß ich Ihr die
Wittwe meines jüngern Bruders zur Gesellschaft
chicken soll, und ich will es thun, um Ihnen zu
eweisen, daß ich nie müde werde Verbindlichkei-
en gegen Sie zu tragen. Meine Brüder lebten
eyde auf den Land, der älteste hat etwas, und
ine recht alberne böse absurde Frau, die ihn völ-
ig regiert; der jüngste hat nichts, als den Lebens-
interhalt den ihm seine Ländereyen brachten, er
karb neulich an der Folge eines Schadens, den er
ey dem Brand seines Hauses bekam. Meine
Schwiegerin hat das Land dem ältesten für eine
leine Summe überlassen, und ihren Sohn entwe-
er ihm — der keine Kinder hat — hingeben
der ihn der Kirche widmen wollen, aber jetzt,
nimmt mein Gemahl den Sohn, und will sehn,
hr ein neues Gebäude zu schaffen, damit sie das
Land nicht verkauffen darf, er sagt, Sie werden
las Geld was er von Ihnen erhalten hat, gerne
o viel länger entbehren, wenn eine gute Handlung
amit ausgeübt wird. Eine Tochter hat meine

Schwiegerinn bey sich. Sie selbst soll hübsch und sehr angenehm seyn, auch ist sie ihre Landsmännin.

Durcy um alles was Ihnen theuer ist, bitt ich Sie, wenn Sie hier kommen, — wie ich immer glaube, daß Sie nächstens thun werden — eilen Sie zu uns; wie will ich mich freuen, wenn ich Sie wieder sehe.

Nachdem Fr. v. Monneville durch diesen Brief ihr Herz ein wenig, und noch mehr durch eine Unterredung mit Frau von Durcy erleichtert hatte, die mit dem Project eine Bothschaft nach London zu senden anfieng, und mit Thränen inniger Freundschaft und Theilnehmung endete, indem Frau von Durcy die Ladi und ihren Sohn eben so sehr liebte als sie und ihr Sohn von dieser geliebt wurden — sagte Frau von Durcy schnell und frölich — aber liebe Isabelle! der arme Bonfort! was meynst du wenn er deine Schwiegerin heirathete?

Ach allerbeste Mutter! da giebst du mir einen herrlichen Gedanken! er hat mir ja selbst gesagt sie wäre hübsch und angenehm; wir müssen sehn ob er sie nicht lieb gewinnen kann; ist das möglich, so gehts.

Ich wollte er bliebe etwas hier; ich will ihn drum bitten, vielleicht gefällt sie ihm hier, ehender, wie unter mehr Zerstreuung.

Ladi Monneville dachte so wenig daran, daß der hübschen Gesichter zu vielen tausenden in der Welt giebt, daß sie durch ihre sonderbare Idee von Einfall auf einmal Muth genug bekommen hatte, eine Unterredung mit Bonfort einzufädeln; kommen Sie, sagte sie, Cousin, wir wollen ein bischen im Garten gehn.

Die Ladi sprach eigentlich gar nichts, sie waren zu Ende einer Allee, auf die man aus dem Schloß hinsah — Bonfort wandte um, und blieb stehen — das ist ja sagte er gerade wie auf Rousseau, die Allee, dort das Fenster; nur daß Isabelle, jetzt die kleine weisse Hand nicht mir, durchs Gitter reichen würde.

L. Sie thun mir unrecht Bonfort, wenn Sie glauben, daß Sie aufgehört haben, mir theuer zu seyn.

Bonfort. Auf Gewissen Isabelle, ist das Herz ganz gleichgültig für ..... für ..... für jeden andern Reitz, wie für ihren Gemahl; und für dem, der freylich nichts fordern darf, als

ihre

ihre Freundschaft, dem sie auch nichts anders z
sagten, nachdem sie das Band zerrissen, was d
Liebe knüpfte; aber dem es doch schmerzt, daß
sich eines andern willen, von den unschuldigen B
weisen ihrer vorzüglichen Güte ausgeschlossen sieh
dem es doch schmerzt, daß auch Isabelle eine -
Schwachheit will ich sagen — begehren kann, d
sie sich selbst nicht zutrauen wollte.

L. M. Bonfort ich — ich verdiene nicht, d
Sie so hart mit mir umgehn; meine Handlung
sind schuldloß —

Bonfort. Das glaub ich, das bezweifle i
nicht; verzeihen Sie mir Isabelle; es ist mir u
möglich Sie zu sehn, ohne verlohrne Glückseligk
zu bedauren, mit bittrer Empfindung zu bedaure
ohne jeden zu beneiden, der mich um die Ansprü
auf Sie bringt, die mir allein übrig blieben.

L. M. Ich fühle die Stärke des Vorzugs l
ber Bonfort, den Sie für mich haben; einer S
che in der Sie einmal Werth setzten, durch a
Folge Zeit von ihrem Werth nichts zu benehmen -
aber Sie thun nicht wohl gegen sich; sehen S
mich ganz gleichgültig an, das fordert ihre ree
Glückseeligkeit, ich kann nichts für Sie thun, u
Ihnen das Opfer derselben zu ersetzen. —

Bonfort wollte reden, Ladi Monneville legte
n den Finger auf den Mund — es ist ein son-
bares Geständniß, aber Sie werden sehen, daß
ie mir immer unendlich theuer sind, weil ich für
re Ruhe ein Geheimniß wage, was ich für kei-
n andern Preiß gesagt hätte; ich liebe den, für
Sie mich warnten; ich bin unglücklich und
uldloß; er verdient diese Neigung, der ich wahr-
einlich in einer jeden Verfassung des Lebens aus-
ßt gewesen wäre, die mir die Nothwendigkeit
legte, mit ihm umzugehn.

Bonfort hatte die Arme in einander geschlagen,
r saß auf einer Bank, Ladi Monneville stand
r ihm wie eingewurzelt, sah verschämt vor sich
, wünschte und fürchtete, daß Bonfort reden
gte. Er änderte die Stellung, und lehnte den
pf am nahen Baum. Endlich reichte er Fr. v.
onneville die Hand. Was ist's denn mehr Isa-
e, sagt er, nur durch die Achtung mit der ich
Vertrauen aufnehme, kann ich Ihnen beweisen,
ß ich einst Ihre Liebe verdiente. Sir William
ircy, lohne Ihren Vorzug, mit der treuen An-
nglichkeit, die Sie auch in meiner Freundschaft,
ner finden sollen.

Ach Bonfort stammelte die Ladi, so viel Güte
die schwerste Strafe, mit der Sie meine Feh-

ler

ler belegen können; gebe der Himmel, daß b
ein würdiger Weib, Isabellens Andenken vertil

Nach und nach, schwatzte Fr. v. Monnev
den armen Bonfort durch Beantwortung alle sei
Fragen, in einer so scheinbaren Ruhe, daß er w
der bey der Gesellschaft erscheinen konnte. D
noch litt er viel, sich das letzte Anker der Hoffnu
entrissen zu sehn, an dem er sich schon so manch
Jahr, freylich ohne Willen der Ladi, blos n
eignem gut Befinden gehalten hatte; viel, daß
den Engel den ihm seine Einbildungskraft vor
spiegelt, von seiner Würde zu einem gewöhnlic
Leichtsinn herabsinken sah; viel, daß ihn sein H
zur Theilnehmung verdammte, wo er gerne
Kälte zurück gegeben hätte, mit der er sich beh
delt fühlte. Man kann denken, daß die feine E
pfindung der Ladi, dies alles sehr wohl einsah,
nachdem der erste Schritt geschehen war, sie es
keinen Ersatz fehlen ließ, den Freundschaft
Liebe zu geben vermag; indeß, selbst durch d
edlen Bonfort, lag der Beweiß am Tage,
alle Mühe zu geben verlohren ist, wenn unsre F
derungen höher steigen, als das Vermögen
Gebenden.

Am dritten Vormittage nach Caumonts A
kunft, saß Monneville eben und schrieb auch

ir William, — nachdem er das Project der amen, ihm eine Botschaft zu senden ausführbar macht hatte — als Hr. v. Caumont rief; da äßt mein Seel! der verzweifelte Kerl schon wie- r. — Das sind die Burgunder sagte Monne- lle, stieß eilig Tisch und Dintenfaß um, und rt aus dem Saal.

Mag seyn was es will, fuhr Hr. v. Caumont lassen fort, so ist's hier eine Kukucks Trompeten, sgleichen ich in meinem Leben nicht gehört habe. orch wie das schnart; nun die armen Teufels drauf- n vor, mögen Gott für gut Wetter danken! ahrhaftig gnädige Frau, ich glaube ihre Leute r, haben Lunge für dreyhundert Mann.

Der immer näher tönende Trompetenschall, tte alle, von Hr. v. Caumont, aus dem Saal rieben, ehe er seinen Unmuth noch völlig aus- echen konnte; kaum war er mit seiner Rede fer- , so zog Bonforts Todtenbläße, seine Aufmerk- nkeit auf einen andern Gegenstand, und weil er n diesem auf manche Frage keine Antwort bekam, rschüttete seine bekümmerte Freundschaft, ein Faß voll Ciderwein, auf Bonforts Kopf, um ih wieder zu sich selbst zu bringen — das hätten wohl können bleiben lassen, sagte dieser, indem für die erste Noth, das Schnupftuch brauchte,

und

und für die zweyte, aus dem Saal gehen wollte
aber Caumont, stand in der Thüre, und rief a
Hülfe für Bonfort, ließ ihn also nicht durch, u
brummte nebenher über alles, was ihn in hoh
Grad unzufrieden gemacht hatte, und immer me
machte; denn es muste ihm nothwendig sehr ärge
lich seyn, daß verschiedene Leute vom Hause vor ih
vorbey rannten, ohne daß einer auf sein Ruf
und Schelten zu achten würdigte. Endlich sah
Monneville eilig kommen, von den beyden Dam
gefolgt, die ein stattlicher Ritter führte, und d
ganzen Troß der Hausbedienten umher und hin
drein.

Laß doch einen Menschen mit Tücher und B
sam kommen, ich rufe mir beynah die Kehle wu
sagte Caumont.

Ein bischen Platz lieber Vetter, erwiede
Monneville, für unsern Hausherrn Sir Willi
Durey; indem er von aussen, und Bonfort von
nen einen Durchgang zu erhalten suchte.

Niemand von den Kommenden, begriff etw
von Caumonts besondern Absichten bey Behaupt
seines Platzes, nur Fr. von Monneville die ihn
ziemlich kannte; und daher gelang es ihr auch
ersten ihn zu besänftigen, ihn aus dem Wege

men, und Bonforts Unfall einen erträglichen
strich zu geben; um desto ehender, da das Ge-
innigerer Freude, sie eben recht geschickt machte,
nde Beruhigung zu erschaffen.

Das Auge des Liebenden sieht scharf — Durcy,
te mit ernster, forschender, sprechender Miene
Isabelle; denn mit einem Zusatz von Misver-
gen auf Bonfort. Herr Bonfort wenn ich nicht
, sagt er, es sollte mir Leid seyn, wenn Ihnen
meinem Hause nicht wohl wäre.

B. Aufzuwarten Sir — lächelnd — es ist
ts, die ganze Sache war ein komischer Irrthum.

Durcy nahm diesen Irrthum zu Herzen, den
die schöne Ladi nicht auf die Erde fallen ließ.
fort aber, fand Sir William bey der genauern
anntschaft, die er mit so vielem Widerwillen
egangen war, so vorzüglich, daß seine unpar-
sche Güte, mehr wie irgend ein ander Ding in
Natur beytrug, ihn mit seinem Schicksal und
Monneville auszusöhnen; woraus denn sehr
ig folgte, daß Durcy den feinen angenehmen
nn, ebenfalls nach Verdienst schätzen lernte.

Sir William erzählte darauf, nach dem genau-
Detail, wie es bey Monnevills Abreise in Lon-

den zugegangen sey; wie er zuerst mit einigen
dern Rittern seiner Bekanntschaft, so bald die L
weg gewesen, nach Salisburys Pallast zurück
kehrt wäre, um wo möglich dem Unwesen zu st
ren; daß er aber dort weder Monneville noch L
che vorgefunden, und nicht erfahren habe, wo
abgeblieben sey, bis ihm Azzo Nachricht davon
bracht, ungeachtet er alle Mühe desfalls angewa
die ihm möglich gewesen wäre; in London, sagt
gienge die Rede, die Ladi sey entführt, und
Monneville habe von einem Mönch einen heimli
Knick empfangen; auch hieß es, er habe bey
veranstaltet; in der That sey das wahrschein
weil er sich überdem der Bedienten in Monnev
Haus angenommen. Sir William aber, h
eben dieses Geredes wegen, sich nicht einen
vom Hofe entfernt, auch keine Briefe oder L
schaft versand, und die Zeit abgewartet, bis
eine förmliche Entlassung seiner Dienste, zum fr
Herrn seiner Handlungen machte.

Durcy brachte einige selige Tage auf sei
Schloß zu, die durch nichts getrübt wurden,
daß er Fr. v. Monneville nicht davon abbri
konnte, ihrem Gemahl gleich zu folgen, den er
lich gerne nach Wunsch versorgt sah, aber doch
gerne wegziehen ließ, nachdem er so viel gethan h
die Trennung von seiner Isabelle aufzuheben,

h jetzt, periodisch immer wieder eintreten mußte,
il seine freye Seele sich durchaus nicht entschlies-
wollte, auch unter dem besten Herrendienst noch
mal zu liegen.

Williams Mutter, brachte es während der Zeit
ein, Bonfort das Versprechen abzunöthigen,
er Frau von Beauchamp zu ihr begleiten, und
die Zeit bey ihr zubringen sollte, die ihr Sohn
esend bey Monnevills seyn würde.

Herr von Caumont und Monneville, wollten
Ungedult über das Ausbleiben der Burgunder
ehen; als man sie endlich wirklich ankommen
Da ward denn der folgende Tag so wenig er-
tet, daß in der Morgendämmerung der ganze
schon auf der Reise war. Mit welchen, ganz
chiedenen Empfindungen saß Fr. v. Monneville
neben Darcy und Bonfort, in dem nehmlichen
gen, der ihre Flucht aus London begünstigt hatte;
h süsses Vergnügen fand sie darinn, sich all
überstandnen schauervollen Gefühle, alles er-
te Unglück, ruhig zu denken, und zu wieder-
olen; höchst ungern hätte sie diese Erfahrungen
egeben. Monneville nahm die junge Wittwe,
t ihren beyden Kindern, von Herr von Beau-
mp mit sich, und darauf setzte die Gesellschaft

ihre Reise gemeinschaftlich über Laumiere und J
sebeau fort, wo Darcy und Bonfort für gut f
den, nach Hause zu kehren.

9. Capitel.

Für gar zu liebreiche Mütter.

Es ist schon so viel über Erziehung geschriel
daß ich freylich davon schweigen könnte, a
weil ich doch einmal versprochen habe, Wahr
zu sagen, darf ich diejenige nicht unterdrücken,
mir Erfahrung lehrte, und die mir die Kinder
Frau von Beauchamp, so gute Gelegenheit ge
anzubringen.

Ihre ganz vortrefliche Mutter, beobachtete
ihrer Erziehung gewisse Regeln, die glaube ich,
alle Charaktere, mit mehr oder weniger Erfolg
zuwenden sind.

Sie hatte für kein's von ihren Kindern,
Vorliebe, und behauptete, die guten Eigenscha
des einen, wögen, unpartheiisch betrachtet, im
die Vorzüge des andern auf.

Ihre Kinder fühlten die herzliche Liebe, die sie
en sie hegte, durch die Güte, mit der sie bis zu
m kleinen Vergnügen, für sie besorgt war; durch
sanfte gefällige Art, mit der sie sie behandelte,
r nie durch eine Verzärtelung, die ihr selbst oder
ern, hätte lästig werden können.

Sie gestattete, auch einem halb jährigen Kinde,
nicht, was an einem 2 jährigen tadelnswürdig
esen wäre; und so weiter, bey Zunahme von
ren, keine Unarten, keine Unanständigkeit, die
ft, durch das Wort Kind, Entschuldigung fin-
müssen. So sprach sie Ihnen auch vielfältig,
t nur von dem vor, was ihren Begriffen ange-
sen, sondern auch von dem, was weit über ihre
riffe war, und suchte sie zum Nachdenken fähig
machen, indem sie der Erklärungen, und der
chnisse, nie müde ward.

Sie warnte ehe sie strafte, aber nie mehr als
nal, war das Kind denn eigensinnig, ungehor-
, unvorsichtig, log es, nahm es etwas das
nicht zu kam, oder war es träge zur Arbeit,
kam es jedesmal für einen solchen Fehler, recht
drücklich von der Ruthe, bis es sich denselben
wöhnt hatte. Freylich demonstrirte sie wohl
ner andern Zeit, warum man das alles nicht
, und nicht thun müßte, aber war das Uebel

einmal geschehen, so galt weder wenn? noch wa
um? und die Strafe die einmal auf den Ungeho
sam wider ihren Befehl gesetzt war, ward ganz ka
blütig vollzogen. Die Unterredung die bey dies
Gelegenheit vorfiel war denn ohngefehr diese:

Lieber Carl, du hast das nicht gethan, was i
dir zu deinem Besten befohlen hatte, ich muß di
also strafen, das thut mir Leid.

Liebe Mutter, ich will es nimmer wieder thu

Lieber Carl, wenn deine Unart immer eine Ki
derey bliebe. so könnte ich dir die Strafe schenke
aber du weist die Folge die sie bringt, wenn du e
grosser Mensch bist; weißt auch welche Strafen d
se nach sich zieht, damit du nun nicht immer me
in Hofnung auf meine Güte, und zuletzt so stark
der Gewohnheit dieses Fehlers kömmst, daß du i
nicht mehr ablegen kannst, muß ich die Strafe
dir vollziehen, die dich mehr wie etwas anders d
von zurück bringen kann. Was hast du denn n
deinem Fehler verdient.

Peitsche.

Glaubst du nun, daß ich dich blos zu deinem V
sten gepeitscht habe, oder weil ich böse auf dich wa

T

Du hast mich gepeitscht, weil du mustest.

Nun so thue mir's nicht mehr zuwieder, daß
h dich strafen muß.

So schlug allmälig Liebe und Vertrauen, in
n Herzen der Kinder so starke Wurzel, daß sie nie,
r so sehr sie es irgend seyn konnte, toleranten
utter, etwas verheimlichten. Sie wusten daß sie
nen willig vergab was sie konnte, daß sie nie aus
ser Laune handelte, nie sie mit einem spitzigen
chnipper abfertigte, und ihnen alle Freyheit und
les Vergnügen sehr gerne erlaubte, was sie ohne
achtheil geniessen durften. Die Gesellschaft der
utter, war ihnen immer angenehm, nie lästig,
d sie wurden alles, was sie ihrer Naturgaben nach
rden konnten, da Fr. v. Beauchamp, nie Feh-
des Herzens verstattet hatte, oder beschönigte,
nen von Kindheit an, Wahrheit sagte, und Men-
en kennen lernte wie sie sind; sie an die Aus-
ung aller Tugenden gewöhnte, Gott immer von
er liebenswürdigen Seite vorstellte, und den Ge-
nken an höhere Bestimmung, in alle ihre Hand-
agen verwebte.

Frau von Beauchamp, hatte ihre Kinder weder
bst gestillt, noch gewartet, weil sie das erste nicht

konnte, und das letzte ganz eigentlich nicht mogte. dagegen hielt sie es für Pflicht, die Kinder von ihrem ersten Eintritt an, in die Welt, nie dem Gefinde sorgloß zu überlassen; sie waren immer nah bey ihr, ihr Auge und Ohr verfolgte die Amme und diese muste schlechterdings den geprüften Vorschriften folgen, die sie ihr gab; so bald die Kinder gehen konnten, waren sie Tag und Nacht bey der Mutter, denn waren sie aber schon so gewöhnt, da sie gar nicht sonderlich beschwerten, hatten auch Stühle, Betten, Tische, alles ihrer Grösse angemessen, musten ihre Kräfte anstrengen, um sich selbst nach Möglichkeit zu helfen. Jedes Kind schlief für sich, in einem kleinen Bett, mit ziemlich harten leichten Bettzeug, ausser Frühstück, Mittagsessen Abend und Vesperbrodt, bekamen sie nichts zu naschen; denn aber reichlich genug, um nicht zu hungern, ihre ganze Lebensart, war nach dem Glockenschlag eingerichtet, wachten sie früher als man sie aufnahm, so durften sie keinen Lärmen machen und mogten sie um 8 Uhr Abends noch nicht schlafen so musten sie doch bis zum 7ten Jahr spätstens alle denn zu Bette.

Dies und viele andre Dinge, sahen die kleine als Gesetze an, gegen die es ihnen nicht einfiel sich zu empören, man konnte in ihrer Gegenwart lesen un

und schreiben, sie hatten Spiel oder Beschäftigung für sich und störten niemand, auch lasen sie selbst sehr früh. Die Gelegenheit sich zu beschädigen und zu fehlen ward ihnen nicht ängstlich, sondern nur so ferne aus dem Wege geräumt, als das Uebel zu groß werden, oder die Pretension an ihre Vernunft zu stark seyn konnte. Uebrigens musten sie sich hüten, und das brachte die gute Wirkung hervor, daß Fr. v. Beauchamp ihre Kinder vom 4ten Jahr an, gerne bey 2 Stunden ihrer eignen Führung im Nothfall überlassen durfte, durch die sie in Besorgung häuslicher Geschäfte, nie abgehalten ward.

Sie strafte weder durch Ehrgeitz, noch Hunger, noch Arrest, noch empfindliche Entbehrung, mit nichts als fühlbarer Züchtigung überzeugt, daß sie die wenigsten schiefen Ideen im Kinde hervorbringt, und den Endzweck sicher erreicht, wenn anders der Erzieher nicht das Seinige beyträgt ihn zu verfehlen, sie belohnte durch nichts als Freude und Wohlgefallen, um den Eigennutz keine Nahrung zu geben, und durch erhebendes Lob, die Eitelkeit nicht zu reizen. Ehrgeiz machte sie nie zur Triebfeder, aber sie kränkte ihn auch nicht, sey daß er in falschen Begriff ausartete, dagegen würde sie es schwer gehndet haben, wenn eins von ihren Kindern gutwillig einen unverdienten Schimpf ertragen hätte.

Das Gesinde durfte den kleinen nichts befehlen, und diese musten gegen die Leute höflich und artig seyn, welches denn alles leicht zu erhalten war, weil Kinder und Gesinde so wenig mit einander zu theilen hatten, daß es den letzten immer angenehm blieb, wenn es den erstern eine Gefälligkeit erzeigen konnte.

Herr von Monneville und seine Gemahlin, fanden den schönen 8 jährigen Carl gar allerliebst. Die Mutter trennte sich ungerne von ihm, er ungerne von der Mutter — doch sagt er, du hast Recht daß ich bleiben muß wo ich am meisten lernen kann, damit ich ins künftig wenn Gott will, das Brod verdiene; tröste dich liebe Mutter, ich will auch nicht weinen.

Monneville der mit dieser Schwiegerin ungleich besser zufrieden war, wie mit seiner Antagonistin wie er sie nannte, arbeitete nach ihren Plan, und der junge Beauchamp erwarb und verdiente allgemeines Wohlwollen.

10. Capitel.

Ist eigentlich da, damit dem Autor nicht der Vorwurf werde, er wolle über das Leben des Einsiedlers ein eignes Buch schreiben.

Man kann sich leicht vorstellen daß Herr v. Monneville bey Hof sehr gut aufgenommen, daß seine Gemahlin sehr fetirt ward, daß die Frau Herzogin ihr, und sie der Frau Herzogin alles erzählte, was an Begebenheiten und Reflectionen, in diesem merkwürdigen Buch aufgezeichnet ist; aber meine ökonomischen Leser, wissen noch nicht, wie es um Monnevills Ameublissement steht; und da müssen wir denn zu ihrer Beruhigung sagen, daß die Herrn von Monneville und Caumont, durch das sichere Geleit des Herzogs von Burgund, viel früher an Ort und Stelle gekommen wären, hätten nicht der Fürst und seine Gemahlin, den neuen Ankömmling, mit einer für ihn völlig eingerichteten Wohnung überraschen wollen.

Dinge, die Monneville und Isabelle betrafen, lassen sich immer als Wahrheit erzählen, denn sie geschehen wenn nicht öfterer, doch alle hundert Jahr einmal — wer sonst auf die besondre Hülfe Gottes hofft, hat Recht, denn sie wird keinem versagt, der seine Kräfte nach Vermögen anwendet,

und

und seine Wünsche aufs billige einschränkt — wer auf Menschen Hülfe hofft, der lese, des tie ins Herz blickenden Baron Knigge Rath für Un glückliche, in seinem Buch von Umgang mit Men schen; etwas gründlichers, und so sehr wahres ist noch nie über diesen Satz gesagt. Kein Philo soph wird mehr, als höchstens einzelne, zu der hin demonstriren können, was hoher Adel der Seel aus Erdenkindern macht, und was eigentlich all seyn sollten; man darf also weder seine Forderunge an seine Nebenmenschen hochspannen, noch sich b klagen, wenn man sie anders findet, als man a ihrer Stelle vielleicht gewesen wäre, noch sie hasser weil Ausübung hoher Tugenden, über ihre Kräft zu seyn scheint; man muß denken, daß der liebe Got die Toleranz liebt, und sich in Gedult fassen.

Selten wird man äusserst unglücklich seyn, wen man immer dem Streben nach mehr als erreichbe ren Glück die gebührende Grenze setzt, und be Widerwärtigkeiten des Lebens, ruhig in dem Fad wandelt, in dem man von Schicksal, hingeschleu dert ward.

Als Rath des Herzogs von Burgund, lebte Hr v. Monneville ein paar Jahre, von seinen Fürste geschätzt, vom Volk geliebt, von seinen Freunde so viel sichs thun ließ umgeben. Die Ladi blieb auch dann

dann und wann abwesend, Durcy gleich theuer, und hatte das Vergnügen, Herr Bonfort unvermerkt vom Werth ihrer schönen Schwiegerin gefesselt, zuletzt an sie verheyrathet zu sehn. Ihre von Bitterkeit freye Seele, lebte mit Fr. v. Laurenont, ihrem Hauspfaffen, Dondelifort und der ganzen Welt in Frieden. Zuweilen mußte ihr Fr. v. Branchenard die Gesellschaft ihres ehemaligen Lehrers, zu ganzen Wochen überlassen, und diese Zeit wandte sie denn an, um an Aufklärung ihrer Einsichten, mehr zu gewinnen; als sie durch Annäherung des 30sten Jahrs, an glänzender Aussenseite verlohr.

Niemand war zu Ausbildung eines feinen Verstandes und eines gesunden Herzens geschickter, als eben Arnulph, einer von denen, auf die Gott in jedem Zeitalter mit tröstendem Wohlgefallen herab sah, wenn ihn die heimlich und offenbar verübten Bosheiten seiner Geschöpfe, zu Strafgerichten aufriefen. Arnulph von Barlau war ein Teutscher, gebürtig in der Gegend von Worms. Thomas von Arnulph sein Vater, hatte ihn nach Marie von Weitersheim seiner Hausfrau, frühzeitigen Tod, von den Mönchen überliefert, der Kirche gewidmet; und alle seine Haabe dem Kloster geschenkt, um Ablaß zu bekommen, daß er seine unschuldige

Schwe-

Schwester Hildegaard, durch Lug und Trug des Abts zu St. Vinzent geblendet, in der Hitze ermordet hatte.

Wohl ahndete Herr Thomas etwas, von den Ränken des Abts, wohl gaben ihm seine Knechte Verdacht auf ein Mönchsgespräch, was sie zufällig in einem Dickigt behorcht hatten. Aber Barlaus weiches Herz, von der sanften Mutter zum Gefühl, nie vom früh verlohrnen Vater, zu Thaten gebildet; erst spät von einem Oheim aus Sachsen, an diese erinnert; empfand bey Bruder Josephs Rede von Fegfeuer und ewiger Pein, Höllenquaal in seinem Gewissen; gab die brennende Glut, durch Ablaß zu löschen, seine Haabe und Gold den Pfaffen; seinen freyen Knechten, den Abschied; seinen Sohn der Kirche, und sich selbst eine Mönchskutte. Barlau sah nicht ein, wo sein Gewissen nach dem allen nicht ruhiger war, wie Hildegaards blutige Gestalt vom Abt mit gezückten Dolch ihm zugeführt, immer sein Traumgesicht blieb, aus den ihn das Hohn und Schadenfreude verkündigende Lachen verschiedener Mönche weckte, die die Fackel hielten, und im Hintergrunde des Gemähldes standen. das ihm die Einbildung vorspiegelte. Die Brüder sagten ihm dann "Nichts auf dieser Erde sey vollkommen, und wer "den Himmel verdienen wolle, müsse sein Herz gedu

" geduldig auf sich nehmen, und seinem Erlöser
" nachfolgen.

Allein der Teufel, heilt die blutenden Wunden eines armen Sünders nicht; abgezehrt, keuchend, von bittern Vorwürfen, tief in der Seele gepeinigt, schlich Thomas von Barlau umher, und die Leckerbissen des Klosters, vermogten nicht die Schwermuth aufzuwiegen, die ihm der Gedanke gab, er habe die Schwester ermordet, und den Sohn beraubt.

Sieben Jahre war Herr Thomas im Kloster gewesen, und Arnulph 10 Jahre alt, da deuchte ihm das Ende seines Lebens, nahe heran, — denn ein paar mal schon war er darüber erwacht, daß ihn im Traum der Abt den gezückten Dolch ins Herz gestossen hatte — alles schien ihm bey dieser Vorstellung eine andre Gestalt zu bekommen, er sah wie entschleiert, Nichtigkeit der Erdengüter und des Lebens, Hoffnung auf Verzeihung für die Fehler und Schwachheit des reuigen Sünders; Affentrug und Wahrheit. Nur eins hielt er richtig, Streben nach ewiger Glückseeligkeit, und darum entdeckte er dem klugen geliebten Knaben alles, was die Mönche ihm aufgelegt hatten, zu verschweigen; wer er sey, daß er sein Vater war, wie man ihm den Schenkungsbrief abgelockt, ihn

und

und Arnulph zum Schein begraben, das Gut eingezogen, die Burg verpachtet, und zum Wohnsitz des Teufels gemacht habe; wie man ihm Ablaß für den begangenen Mord ertheilt, wie unnütz und kraftlos der Mönche Segensspruch sey, wie sie dem Menschen den Weg zu Gott versperrten, und er ihn nie würde gefunden haben, hätte ihm nicht Bruder Reinhard, eine Bibel gegeben, und darinn Lesen gelernt. Noch sagte er Arnulph, wo er die einzigen ihm übrig gebliebenen 300 Goldgülden finden könnte, die er vergraben hatte, ermahnte ihn, keinem zu trauen als Reinhard, und starb.

Thomas Tod, schien Arnulph mit einem Wunder, die Wahrheit desjenigen zu bekräftigen, was er ihm erzählt hatte. Diese Trennung der Seele vom Körper, bey der er noch nicht gegenwärtig gewesen war, machte einen Eindruck auf ihn, den er nicht ohne Erschütterung denken konnte, und die Bilder von so vielen Dingen die ihm bis dahin beynah gänzlich unbekannt geblieben waren, reizten seine Wißbegierde; erfüllten ihn mit Haß gegen das Mönchswesen, und liessen seiner Einbildungskraft viel lebhafte Projecte fassen, einst die Strafruthe ihrer Bosheiten zu werden. Reinhard, das Schaaf unter so vielen Wölfen, stutzig ihn gegen die Pfaffen, und nachdenkend, der Abt aufmerksam auf Arnulph; Knabe, sagt was ist dir?

Ar. Was mir ist? nichts.

R. Nichts? Ist dir dein Leben lieb?

Ar. Verlangt das der Abt auch noch? Ha ich
in eines Ritters Sohn, er solls wenigstens mit
em Seinigen erkaufen, das bürgt mir der Dolch
en ich statt einem Schwerd trage.

R. Eines Ritters Sohn, wer hat dir das
sagt?

Ar. Mein Vater.

R. Und den Dolch, wo fanst du ihn?

Ar. Im Stroh auf Pater Wardians Lager;
ht ihr, ist noch Blut daran, das fordert Ra-
e — wißt ihr noch, wie ich mit Bruder Lorenz
ich Hause kam, wie er eine halbe Stunde nach-
r, laut aufschrye in seiner Zelle, wie ihr und
), und viele hinein stürzten, wie das Blut ihm
s der Schläfe strömmte, der Wardian ihn im
rm hielt — über ihn betete und sagte, er sey
fallen; ich sah den Teufelsblick mit dem er's aus-
rach; schlich mich hin zur Nachtzeit, und fand
Bruder Lorenz Schläfe, gerade so viel Oeffnung
s ein Dolchstich machen kann; sagt wer war es?

Ach mein Vater! mein Vater! den dieſe Satans
brut um alles gebracht hat, vielleicht auch — un
die Seligkeit.

R. Knabe ich bitte mäßige dich, tröſte dich
was wilt du Wurm gegen ein Schlangenneſt? ver
gieb und dulde.

Ar. Dulde, nein; das that ganz ſicher nu
noch ein Barlau, ich nicht; geht und klagt mic
an, ich Knabe ſtehe mit dieſem Stahl und meine
Wuth, einem ganzen Heer Mönche! geht und ſagt
dem Abt. —

R. Ich ſag's, und du fällſt unter der Meng
oder ihre Liſt erdroſſelt dich. Der Abend iſt ſchö
komm mit mir im freyen, und ſchweig indem w
über den Gang gehen. Da, ſtecke das zu d
Reinhard verbarg auch manches, das ihm nü
ſchien, in ſeiner Mönchskutte, und ſo wandel
er mit Arnulph fort, unter dem Vorwand, d
Abt von ihm zu befreyen; in der Abſicht, ihm d
Leben zu retten, denn er wuſte ſchon, daß m
über ſeine Todesart rathſchlagte. Die Abſolutio
die ſich Reinhard für Barlaus Ueberlieferung
dem Bewohner der Burg geben ließ, blendete d
Abt, der ſich Reinhards erſten Bosheit innig
freute.

Als Reinhard bemerkte, daß sein Zögling etwas ermüdet war, hieß er ihn niedersetzen; redte mit ihm aus den Herzen, sagte ihm seine Befreyung, und die Gefahr die über ihm geschwebt hatte. Arnulph ward weich, und dankte ihm, mit heissen Thränen.

R. Dein Vater befahl mir die Sorge für deine Seele, und für deinen Leib, ich habe beydes erfüllt, wie ich es übernommen habe; wir sind jetzt schon aus dem Klostergebiet und frey; auf dem Wege nach Strasburg, von da gehen wir nach Frankreich, wo ich her kam und gebürtig bin.

Arnulph. Aber hochwürdiger Vater ....

Reinh. Nenne mich nicht so; ich ward Mönch um im ruhigen Anbeten Gottes, Schmerz und Verlust der Welt zu vergessen; ich fand eine Welt wieder tausendmal ärger, wie ich sie verlassen hatte; ich bin nicht Mönch mehr, als nur um dich und mich, durch dies Kleid für Mord und Raub zu schützen.

Ar. Lieber Vater denn; wenn wir zu meines Vaters Waffen Brüder giengen.

Reinh. Recht gut mein Sohn, wenn sie nicht erschlagen wären, oder mit dem Schirmvoigt des Klosters im Bündniß stünden, es bleibt dir nichts als Flucht aus deinem Vaterlande, und das sichere stille Glück was dir deine von mir aufgegrabne 300 Goldgülden verschaffen können.

Arnulph. Habt ihr diese doch mit?

Reinh. Dein Vater sagte mir, wo ich sie nehmen sollte, und da fand ich sie. Denke Sohn, was nützt dir dein Ritterstand? was dein Muth, dein Stolz? was alles Fehden und Kämpfen? Bringt es dir sicher Ehre, Ruhm und Ruhe? nicht wahrscheinlicher, eine Gefahr in der du umkommst. Erfüllst du deine Pflichten als Mensch, wenn du vielleicht 10 Bedrückte errettest, und 100 erwürgen hilfst, wenn du alle die natürlichen Anlagen die dir Gott gab, in rohe Wildheit kleidest, edel handelst aus Naturtrieb, groß und grausam, weil dich der Name der dir angebohren ist, der Ritterpflicht und den Turnier Artickeln, dem Gebrauch des Schwerds und der Lanze unterwirft? — Doch du magst das Glück eines ruhigen, eingeschränkten, sorgenfreyen, unabhängigen Lebens, erst kennen lernen, magst erfahren, daß man auch ohne Schwerdstreich, nützen und beglücken kann, und denn wählen.

Rein

Reinhardt führte den jungen Barlau in eben dieselbe Hütte, in der wir Arnulph zuerst gefunden haben. Es wohnte damals noch Reinhards Mutter mit seinem Bruder, und einem 6 jährigen Mädchen darinn, die ihm seine neulich verstorbene Frau hinterlassen hatte; die Freude ihn wieder zu sehn, war sehr groß. Alle Kenntnisse wohnten damals in den Klöstern,*) Reinhardt unterhielt desfalls Bekanntschaft mit den nicht weit von ihm entfernten Mönchen, schrieb aus den alten Urschriften zu deren Ansicht ihm der Pater verhalf, der nachher noch Arnulph zuweilen besuchte, was dem jungen Barlau nützen konnte, und weil er schon die Quellen recht gut kannte, aus denen man das reinste Wasser schöpfte, machte er seine Hütte zu einem Schatz von Wissenschaften, er besaß Kräuterkenntnisse, und wuste sie anzuwenden; die kleine Familie lebte mäßig von den Gaben die ihr drey Edelleute aus der Nachbarschaft, und einige Bauern für die Dienste brachten die sie von ihr erhielten,

*) Dennoch waren die Französischen Edelleute ohne Vergleich aufgeklärter wie die Teutschen, man kann mit Wahrheit sagen, daß Denkmahle dieser Zeit, von der Feinheit ihres Verstandes, von der Annehmlichkeit ihres Witzes, und dem Biedersinn ihres Herzens zeugen. Auch waren sie oft Wunder der Tapferkeit, ob sie gleich nicht wie die teutschen Ritter, fast unaufhörlich mit einander fehdeten.

doch mußte dieß ein Geheimniß für die weiblich- und männlichen Bewohner der nahen Klöster blei- ben, sonst würde der Brodneid sie umgebracht haben. Es hieß, das Holzhacken, und die Spin- del nährte sie. Arnulphs fähiger Geist, immer nach seinen Kräften entwickelt, faßte sehr viel, e haßte die Mönche genug, hatte Thätigkeit genug um das grosse Reformationswerk nicht Luther erst 400 Jahr später unternehmen zu lassen, allein der Endzweck seiner Rache, blieb immer die Züch- tigung des Abts zu St. Vinzent und Reinhart der ihn im 17ten Jahr, klug, vorsichtig, unter nehmend und stärker fand, als ein solches Alter es mit sich bringt; ließ ihn von seinem Bruder b gleitet, nach Teutschland ziehen, gab ihm 20 Gülden, und die goldne Halskette seines Großva ters mit, 100 Gülden aber behielt er zurück, um etwas zu erübrigen, was ihn im Ungewitter eines mißlungenen Versuchs trösten konnte.

Zuerst wanderten als Pilgrimme gekleidet, Ba lau und sein Gefährte, nach Sachsen. Hier fan er nicht mehr seines Vaters Oheim, der schon vo seiner Flucht aus dem Kloster, todt war; aber sei nen Sohn, damals sehr jung, im männlichen Al ter, und den steinalten Burgvoigt, der sich d güldnen Kette, nebst allen Unglücksfällen erinnert die das Gerücht von Thomas von Barlau na

Th

:hüringen hin verkündet hatte. Der Pilger ward
lso für einen ächten Ritter erkannt; bekam Rü-
ung, Schwerd, Lanze und Roß; ward im Ge-
:chte geübt, und bestimmt sein väterliches Erbe
it dem Schwerd in der Hand, und fackelnden
echkränzen zu erringen, so bald er solches würde
ähren können, und der Abt sich sträubte es wieder
rück zu geben.

Man kann sich vorstellen, mit welchen Eifer
rnulph von Barlau sich im Streit übte, er, der
mmer seine Hacke zu einem Schwerd, und Holz-
löcke zu Reisigen umgebildet hatte; sein Oheim
:theilte ihm den Ritterschlag, und beyde zogen
on Rudolph von Hochlingens Knechte begleitet,
ebst Reinhards Bruder hinab nach Worms; wo
e den Schirmvoigt des Klosters erkundeten. Es
ar noch derselbe, Otto von Falkenhain, ein har-
r Mann, haabsüchtig, und furchtbar allen sei-
en Nachbarn, freundlich mit dem Abt, der ihn
n einen Theil seiner Forsten jagen ließ, weil das
:loster das Wild im Walde nicht aufzuzehren ver-
ogte, und ihm jährlich für 3 Silbergülden, Ab-
aß auf seine schweren Sünden ertheilte, damit er
:ine Pfeile nicht auf ihn, sondern auf die richte,
uf die er sie ihm durch Bann, oder andere ver-
bertünchte Bosheit verschiessen ließ. Auch der
bt, lebte noch, eine hoffnungsvolle Nachricht für

Arnulph; aber wie, mit hundert Knechten, den Abt aus den Besitz seines Eigenthums jagen? Da der mächtige Falkenhayn, überall in Bündniß stand und die Gegend von seinen Waffen, Brüdern und Vasallen, überschwemmt war. Rudolph von Hochlingen, liebte seine Leute, hatte die Kälte im Blut, die auf den Eisspitzen seines waldigten Gebürges herrschte, und hielt nichts von unnützen Wagstücken; es deuchte ihm nur ein Weg, und den schlug er ein; er ließ den Abt von St. Vinzenz vorfordern, vor dem Gericht von Freygraf und Schöppen, über unrechtmäßigen Besitz der Güter Arnulphs von Barlau.

Der Abt lachte des, und schickte als Vollmacht des Schirmvogts Sohn Adolph von Falkenhayn mit Schenkungsbrief und Todtenscheine, des Hrn Thomas von Barlau und seines 10 jährigen Knaben, verstorben am St. Marientage, mit dem Vater in einem Jahr. Aber wie entsetzte sich Bruder Joseph, in Falkenhayns Geleit, als er Ritter Barlau vor dem Freygericht zu Worms ansichtig ward — doch eh ihn dieser auf der That ertappen konnte, hatte er schon seine Mönchslarve wieder vorgesetzt und schuldigte den Ritter, indem er durch Falkenhayn redete, der Wahrheiten willen die er aus dem Kloster ansagte; seines Vaters Mord, seiner Geburt, seiner Flucht, der Ermordung we-

ge-

gen die man mit ihm im Sinn gehabt, Lügen und Verläumdung. Barlau fehlte Zeugniß, Reinhards Bruder konnte nichts sagen, als daß er Reinhard und dem Ritter, sehr oft alles habe erzählen hören, was dieser vor dem Freygericht aussage, wie er vor 7 Jahren mit Reinhard in Frankreich angekommen, und jetzt mit ihm erst nach Thüringen, denn nach Worms gewandert sey.

Adolph von Falkenhayn, gewöhnt für den Erwerb irgend eines Guts sein Leben zu wagen, erbot sich am folgenden Tage die Beschuldigungen gegen den Abt durch Zeugniß und Beweiß zu widerlegen. Adolph hatte Lust sich eine Burg zu erkämpfen, gieng zum Abt, und sagt, es stünde nur mislich um seine Sache, der Freygraf und Schöppen, wären ohnehin seine Freunde nicht, und glaubten es wäre der Barlauer leibhaftig — wie sichs denn auch verhielt — indeß sey er erbötig, ihn durch Kampf auf Leben und Tod, von seinem Feinde zu befreyn wolt er ihm, des Berlauer Burg samt dem Meyerhofe und den kleinen Forst, zum Lohn abtreten. Der Abt, dem der Muth mächtig gesunken war, berechnete schnell, wie viel er bey diesem Handel gewann, gieng ihn eilig ein, und gab Falkenhayn den Schenkungsbrief darüber, auf der Stelle, in Hoffnung Pater Joseph, Wardian, und er, würdens dem Falkenhayn schon

wieder eintränken, wenn sie sein nicht mehr be dürfen.

Am andern Tage, trat Adolph vor das Frey gericht, und forderte Arnulph von Barlau auf zum Kampf auf Leben und Tod, zu beweisen di Aechtheit seiner Geburt, und die Wahrheit seine Verläumdungen wider den Abt, samt seinem Rech an der Haabe des Thomas von Barlau, die er al Erbtheil der Marie von Weitersheim nicht hab verschenken können, indem sie ihm als ein gebor nen Thüringer durch Sippschaft zugefallen sey.

Die Sache war zweifelhaft, der Abt ward vo Freygerichts wegen vernommen, und da er Im pertinenz genug besaß, seine Angelegenheit i Adolphs Hand, der Rache Gottes zu überlasse ward auf Falkenhayns Antrag, der Kampf en schieden.

Barlaus Kälte, und Falkenhayns heißer Eige nutz, waren die Mittel, die das mal so wie in so chen Kämpfen sehr oft geschah, dem Gerechten de Sieg gaben. Adolph bekam durch Barlaus erste Hieb, eine Wunde unter dem Helmkragen, da ihm das Schwerd entfiel, und er ohnmächtig da hin stürzte; noch einmal schlug er die Augen au

un

ud stammelte, "schickt den Abt auch so zum Teufel
enn starb er.

Alles jauchtze Arnulph zu! die ehemaligen Va-
allen seines Vaters, traten vom Schirmvoigt ab,
nd gaben sich unter seiner Herrschaft; zu ihnen
esellten sich drey andre Ritter, kündigten dem al-
en Falkenhayn die Bundsgenossenschaft auf, und
oten sie Barlau an, das Freygericht nahm ihm
n Schutz, das Volk murrte wieder den Abt,
ollte er sich nicht von einer Macht belagert sehen,
er seines Schirmvoigts, mehr als gewachsen,
ollte er sich's nicht aussetzen, daß dieser so gar
n ihn, den Tod des Sohnes rächte, so mußte
r Barlaus erschlichne Haabe, demselben gutwil-
ig einräumen, und auf eine gelegnere Zeit hoffen,
hn einen heimlich tödtenden Streich zu versetzen.
Er that das also, indem er den Schein der Heilig-
eit so gut er konnte zu behaupten suchte, und Bar-
au Lügen, Klosterraub, und Mords wegen, ex-
omunizirte.

Als der Abt sah, daß er und seine Vasallen,
amt seinen Waffenbrüdern des herzlich lachten,
chickte er dem Schirmvoigt Boten, stellte ihm in
einem sehr beweglichem Sendschreiben vor, daß
hn Barlau der Stütze seines Alters, eines Theils
einer Vasallen, und des kleinen Forsts beraubt,
nd ermahnte ihn zur Fehde, wider Arnulph.

Otto

Otto von Falkenhayn, war ein paar Tage vo
dem Zweykampf seines Sohnes, von einem wi
den Eber schwer verwundet, und noch nicht i
Stande, das Lager zu verlassen, als ihm der Bo
kam.

Sagt eurem Abt, antwortete er diesem, da
ihm und seinem Kloster die Pest am Hals fahre
soll, wenn ich meinen Streithengst wieder beste
gen kann; und daß ich mich lieber mit einem eh
lichen Rittersmann wieder einen Schurken verbind
als mit einem Schurken, wieder einen braven Ker

Der Abt, machte noch einen Versuch, u
bot Falkenhayn, die Hälfte von Barlaus Besitzu
gen, wenn er ihn zu seinem Vortheil daraus ve
treiben wollte. Ritter Otto drohte den dritte
Boten von seinen Knechten, über die Burgmau
werfen zu lassen, und der Abt war mit allen A
schlägen, Segenssprüchen und Wunderwürkend
Reliquien, auf die er bisher stolz gewesen, so sel
in die Enge, als immer der erste kraftloß gebli
bene Bannspruch, die katholische Geistlichkeit de
Mittelalters, mag in den Winkel zusammen g
schroben haben.

Kam Ritter Falkenhayn mit dem es si
langsam besserte wieder auf, so war gar, Bran
Mor

Nord und Tod, dem Kloster, dem Abt, und den Mönchen zu St. Vinzent gewiß.

Ich weis einen Rath Hochwürdiger Herr, igte Bruder Philandori — ein vor kurzem der Rache eines Erzbischofs entlaufener Vertrauter, essen unterirdisches Gefängniß beschlossen war, eil er auf den Raub eines schönen Mädchens durch e Einsegnung eines verkapten Mönchs anticipirt atte — nicht dem Kloster, Barlaus Besitzungen ieder zu schaffen, denn ihm ist schwer anzukom- en, so einen Haß hegt er, wieder alle Heiligen, nd ihre Diener, aber uns alle aus Verderben und od zu retten.

Abt. Schon gut mein Sohn, laß hören.

Philandori. Es ist ein verdienstliches Werk ochwürdiger Herr, die Kirche von einem ihrer einde zu befreyen.

Abt. Ganz sicher, doch muß es auf eine gute rt geschehen, daß ihre Diener ohne Vorwurf sind.

Philandori. Eben deswegen Hochwürdiger err, gebt mir einen Ablaß für meinen Bruder f alle Sünden, die die Heilkunst in 3 Jahren f seinen Kopf häufen könnte; zwar hat er einen

vom

vom Erzbischof, für Lebenszeit, aber weil aus
drücklich drinn steht, "die er in Italien auf Be
"fehl des Prälaten, durch Heilkunst begehen wird,
meynt er, der Ablaß sey in Teutschland nicht gültig

Abt. Euer Bruder kann um eine Stunde z
mir kommen.

"Und so schlich Philandori der Wundarzt, al
"Pilger gekleidet, mit Ablaß und grosser Kräute
"kenntniß versehen, versichert vom Schutze de
"Abts, nach Falkenhayns Burg, bettelte i
"Mayerhofe, um Wasser und Brod, und eine
"Bündel Stroh zum Nachtlager. Ottos Frä
"lein, mild, und sanft, und blauaugigt, w
"ihre Mutter, pflegte um die Zeit Abends, n
"ihren jüngeren Brüdern, Siegmund und Ade
"bert, zuweilen hinab zu kommen, um das Au
"zu weiden, an die fetten vollzähligen Heerden
"das wuste der Wundarzt, auch traf sich's, d
"seine listige Seele, das mal die Hoffnung nic
"trog; freundlich erkundigte Agnes das Bedü
"niß des Fremden, und gebot ihn zu laben n
"den Speisen, die herab bringen würde ein Knec
"aus der Burg, und ihn zu lagern auf Pfühle
"damit er erquicken mögte seine matten Glied
"bis zu Aufgang der Sonne.

"Sch

"Schön Fräulein begann der Pilger, mögt es
'gefallen der heiligen Jungfrau, euch zu lohnen
'die Wohlthat, die behagt euch zu erweisen mir
'Armen.

"Pilger gegen redete das Fräulein, schließt
'mich in eure Gebete, daß ich nie, an der köstli-
chen Tafel vergesse des Armen, das mir die hei-
lige Jungfrau gebe, einen frommen Eheherrn,
und ihn schütze in Noth und Gefahr.

"Und euch gebe der Buben und Fräuleins ein
'Duzend in Züchten und Ehren — Rückkehren
'werd ich so Gott will in Jahrsfrist, von der
'Wahlfahrt nach St. Loretto, denn werd ich euch
'reichen ein Fläschgen mit köstlicher Salbe, zu
'heilen alle Verletzung, denn wisset Fräulein ich
'kenne die Kräuter . . . . .

"Ach Pilger, versteht ihr die Heilkunst, so
heilt meinen Vater.

"Wohl will ich's von Herzen, zu zeigen wie
'dankbar ich bin euren Gaben, wenn meinen Wil-
len wird anstehn der Burgherr.

"Und das sanfte liebevolle Mädchen, und ihre
'bekümmerte Mutter, liessen sich nicht einreden,

von

"von Siegmund und Adelbert, den 12 jähriger
"Zwillingsknaben, daß ihnen der Pilger schein
"unstät, und gleich im Auge und Rothbart, den
"Judas Ischarioth, in der Kapelle des Abtes
"sie weinten und rangen die Hände, bis Otto vo
"seiner Wunde gemartert, ließ vor sich komme
"den Pilger.

"Zwey Tage lang, schafte dieser, durch kräf
"tige heilende Mittel, dem Ritter Falkenhayn, di
"Hoffnung der nahen Genesung, am Morgen de
"dritten, verband er den Kranken, gab seine
"Hausfrau ein Fläschgen voll Balsam, und wäh
"nend es sey seine Gegenwart nöthiger beym Bild
"zu St. Loretto, als am Lager des Ritters, schi
"er von dannen.

"Aber nicht, war der Böswicht, noch v
"dem Abte, der Todtenpost willen gesegnet, a
"Herr Otto aus tiefem Schlafe erwachte, We
"und Tochter verfluchte, daß sie den Pilger g
"braucht, ihn zu vergiften. Höllenbrand, wühl
"in seinen Gebeinen, Wahnsinn und Rache to
"ihm im Hirn.

"Nichts war dem ächzenden Jammer der edl
"Hausfrau, nichts dem Schmerz der sanften A
"nes zu gleichen, nichts dem wütenden Tobe
"der Knaben, die ihren Schutzherrn verlohren.

"Ni

"Nicht euren Fluch mir mein Vater, nicht
uren Fluch mein Gemahl, seufzten Mathilde
nd Agnes, kniend und betend, am Lager des
ranken; seht zum Beweiß unsrer Unschuld, küs-
en wir beyde das abgerissene Band eurer Wunde,
osten den Balsam der uns zur Heilung der Pil-
er gegeben, denn glaubt uns wir meynen, er
enne die Wirkung der Kräuter, und hat's nicht
m Sinn zu vergiften.

"Falkenhayn ward ruhiger, streckte die Hand
us, gegen seine Gemahlin und Tochter, winkte
en Söhnen, legte jedem die Hand auf die Stirne
nd verschied unter schrecklichen Zuckungen. In
enig Stunden folgten ihm Mathilde und Agnes.

Niemand in der ganzen Gegend, durchschaute
as feine Gewebe der schrecklichen Catastrophe so
ll, wie Barlau; den Ausbildung und Menschen-
nntniß um viele Jahrhunderte klüger machten,
ls seine Nachbarn. Natürliche Güte, feines Ge-
ühl, und Fräulein Agnes unwiederbringlicher Ver-
ust, drängten dem Ritter den drückenden Gedan-
n unaufhörlich auf, daß er die Veranlassung die-
r schrecklichen Begebenheiten sey; die Falkenhay-
ische Familie gemordet, und ihre übrig gebliebe-
en Sprößlinge unglücklich gemacht habe. Agnes
Bild, mahlte sich ihm nicht mehr wie sonst mit

 süssen

süssen Farben der Hoffnung, mit allen Quaal
der Trennung, von Schmerz und Todesangst g
foltert vor. Immer hat er gewünscht seit er
sah, den rechtlichen Kampf mit Adolph, durch Lie
versühnen zu können. Barlaus Denkungsart w
es angemessen, nicht die Vorwürfe des beunruhi
ten Gewissens, durch neue Grausamkeiten und Rac
opfer zu häufen, vielmehr auszusinnen, womit
vermögte den gekränkten Verlust zu ersetzen. Na
reifem Ueberlegen, ließ er dem Hauptmann der Bu
Falkenhayn, durch einen Herold entbieten, daß
da sey, und ihn zu sprechen verlange, unter sicher
Schutz und Geleit.

Der Hauptmann kam an die Ketten, von Knec
ten begleitet; da begann Barlau zu reden, wie
diese sämtlich auffordere zu Zeugen, daß er schen
und überlasse, seine Burg und gänzliche Haab
Adelbert von Falkenhayn, und er diese, von nu
an werde für ihn verwalten, bis zum männlich
Alter; und die Jungherrn schützen, in all ihre G
rechtigkeit, bis sie des selbst zu thun würden mäc
tig seyn.

Gestrenger Ritter! entgegnete der Hauptmann
ist das eure Willens Meynung, so seyd ihr ei
Engel des Herrn, oder nicht recht bey Verstand

Wo

Wohl ist's meine Meynung, was ich den Falnhayns gelobte, zu halten; sagte Barlau verehmlich, dem Hauptmann zur Antwort, nicht eil unwirsch ist mein Gehirn, sondern damit ich rsöhnen möge das vergoßne Blut ihres Bruders, äftiger als durch Wallfahrt und Geisselung.

Viel Thaten hatte der eisgraue Krieger verübt, id gesehn; aber keine war ihm so durch Mark id Bein gedrungen, als Barlaus Entschliessung; mmt ein in unsre Burg, sprach er zu Barlau. ott und alle Heiligen geben euch den Frieden, nn ihr bringt unsern Waysen. Arnulph folgte m Alten, und weinte heimliche Thränen, am alse der Knaben, sah die Stätte wo die traurin Opfer der Mönchslist gefallen waren, und östete andre, wie er selbst gerne Trost genomen hätte.

Adelbert und Siegmund, gewannen Barlau ld lieb; er gab sich viele Mühe die Redlichkeit id alle Rittertugenden in sie, durch Kenntnisse id Klugheit zu erheben, auch säete er nicht auf dankbaren Boden, die beyden Falkenhayns, erregn die Liebe und Bewunderung des ganzen Hauses.

Oft wären sie und er, in die Fallstricke des bts gerathen, hätte Arnulph sie nicht auch in

ihrer Oberfläche erkannt. Barlaus Argwohn g
gen die Mönche, war so grenzenloß wie sie ih
verdienten, es durfte sich auch, auffer dem Bur
pfaffen, in Falkenhayns und Barlaus Besitzunge
kein Mönch sehen lassen. Adelbert, als er zu
männlichen Alter kam, trat Barlaus Güter a
und wie dieser glaubte, er bedürfe seiner nicht meh
zog er zu Adelberts grossem Schmerz, wieder na
Frankreich zu Reinhard. Sein Gelübde wa
Menschen glücklich zu machen, so viel er konnt
und Pfaffentrug zu entdecken, wo er Augen find
würde, ihn zu sehen. In dieser Absicht, befaß
er sich oft mit dem Unterricht der Jugend, bald hi
bald da, bis ihn, wie bey Fr. v. Lauremont, irger
eine Mönchsgestalt wieder in seine Einsiedeley trie
die er der geistlichen Neugier ziemlich entzog, i
dem er von keinem Gaben annahm, und sich theil
vom Bau eines dabey gelegnen Grundstücks u
Gartens nährte — was Reinhard sich auf sei
Bitte angekauft hatte, — theils Bernhard imm
zu seinem Dienst war, um ihm durch die drit
Hand, für seine Goldgülden zu verschaffen, wa
er brauchte. So lebte Arnulph, von Boshe
entfernt, für arm geachtet, mit dem Nothwend
gen versehen, von Menschenhaß frey, mit leben
digem Gefühl für manchen Edlen, ein Leben; u
das ihn viele, die eine mönchfreye Welt kenne
beneiden mögten, oder doch suchen könnten, sich

zu verschaffen, wenn anders das Maaß ihrer Erfahrungen angefüllt ist. Period in Arnulphs Leben, machten zu allen Zeiten, Reisen zu Falkenhayns, die ihm ein treuer Esel, sehr bequem und wohlfeil, zurück legen half. Wohl dem, der sich so weit über Vorurtheile, und Forderungen der Eitelkeit, wegzusetzen vermag; der so, Menschen, Begebenheiten, Ursach und Würkung, Gestalt und Triebfeder, von der wahren Seite ansieht, wie Arnulph von Barlau.

II. Capitel.

In welchem die Gutherzigkeit des Schriftstellers, dem Leser nichts zu wünschen übrig läßt.

Monneville war einer der glücklichen Menschen, denen es an nichts gebricht, was das Leben angenehm machen kann, denen überdem noch, die Arbeit die ihnen durch eigne Fähigkeit schon Vergnügen macht, mit Beyfall und allgemeiner Zufriedenheit gelohnt wird; auch war er in einem Alter, das ihm noch lange, die besten Freuden der Welt, zu geniessen versprach, als ihm Erkältung, ein anhaltend heftiges Fieber zuzog. Seine Kräfte

und

und Ansehn, nahmen täglich ab; dennoch zweifelte niemand an seine Genessung, als er selbst.

Isabelle sagt er zu seiner Gemahlin, ich werde sterben, für dich hab ich gesorgt, verlaß Karl nicht, und sorge für ihn, wie wenn er dein Sohn wäre. Versprich mir das, für ihn thut mir's weh, daß ich sterbe; doch, Gott ist Herr über Leben und Tod, wir sind unter seiner Hand, und er hat ausser der Erhaltung eines Menschen, der Wege sehr viel, das Glück eines Kindes zu schaffen.

Fr. v. Monneville bestürzt, erschüttert, fand endlich Thränen ihrer Empfindung Luft zu machen. Ihr werdet nicht, müßt nicht, sterben mein Gemahl! fieng sie an, Gott wird mich noch nicht von meinen 10 jährigen treuen Freund trennen. —

Wie es ihm gefällt, liebe Isabelle, weine nicht, versprich mir zu sorgen, daß Carl gut erzogen wird, nie von dir verlassen wird.

Ihr wißt wie gern ich eure Wünsche erfülle, ich will gegen Carl handeln, wie euer Vertrauen in mich, es verdient.

Ueber diese Unterredung, kam Sir William, dem Monneville einen Boden gesand hatte. Sein Gesundheitszustand, hätte Durcy mit freudigen Hoffnungen erfüllen können, aber, er sah nur den Verlust eines edlen Freundes, die Nichtigkeit des Lebens; und Schrecken machte ihn wehmüthig und stumm. Carl lag kniend am Bett des Oncles,

und

und schluchste. Isabelle, hielt mit der einen Hand die Hand ihres Gemahls, mit der andern streichelte sie sanft das Haupt des Knaben; helle Thränen, rollten auf ihren feuchten Busenschleyer.

Monneville nahm Durcys Hand. Ich bin Ihnen viel schuldig sagt er; Gott hilft mir, Ihnen alles bezahlen. Nehmen Sie meine gute, kluge, treue Isabelle, von meiner Hand. Vergessen Sie nie, daß Ihnen ein sterbender Freund sagte, sie sey der herrlichste Lohn, den er ihren Tugenden und ihrer Güte schenken konnte. Du nicht Isabelle, daß mein heisser Dank, dir so viel Glück bey Durcy erfleht, als dein edles Herz mich bey dir finden ließ. Beyde seht Carl als meinen Sohn an, und seyd ihm Stütze; ihr findet ein Pergament in meiner Chatulle, was ihn betrift, Gott seegne euch, und mache euch glücklich. durch eure untadelhafte Liebe. Vergeßt mich nicht, und verzeiht, daß ich nicht stark genug war, euch mein alles bey meinem Leben aufzuopfern — verzeiht mir — ich sah daß ihrs tragen konntet, und fühlte, daß Isabelle allein, mein guter Engel auf Erden war.

Sir William und Isabelle waren getheilt zwischen Schmerz und Bewunderung, Monnevills Handlungen in den letzten Tagen seines Lebens erhielten sie ununterbrochen in dieser Stimmung. Auch dem Herzog und dem jungen Prinzen die ihn

besuch-

besuchten, befahl er Carl. Arnulph empfohl er seinen Unterricht, Bonfort und seine Mutter bat er, ihn bey Isabelle zu lassen. Allen sagt er, daß Durcy nach seinem Tode seine Gemahlin heirathen sollte, und so verschied Monneville, unvergeßlich allen, die ihn gekannt hatten.

Es war Fr. v. Monneville unmöglich, es in dem Hause auszuhalten, in dem ihr Gemahl gestorben war; mit ihm ward das Andenken der kleinen Unannehmlichkeiten begraben, die sie in ihrer Ehe ertragen hatte, die Zeit stellte ihr Monnevills Vorzüge und Güte gegen sie, immer lebhafter vor. Mit jedem andern als Sir William Durcy würde sie äusserst unglücklich gewesen seyn. Aber seine Liebe für Isabelle, und seine Gedult mit ihrem tiefen Gefühl, waren so groß und standhaft, wie seine moralischen Tugenden. Seine Gemahlin mußte sich's gestehn, daß sie in seinen Armen, die glücklichste unter allen Weibern war. Durcy und Isabelle, die ihn nur wenig Wochen überlebte, hatten die Freude vor ihrem Ende, ihre 2 Söhne versorgt, und ihre eine Tochter, an Carl Beauchamp verheirathet zu sehn, der den Namen Monneville führte, und ein trefflicher Mann geworden war.

Hiemit denn, wären die Begebenheiten unsrer Hauptpersonen bis zu Ende ihres Lebens erzählt; mögte der Schriftsteller durch die Darstellung derselben, seinen Endzweck nicht ganz verfehlt haben.